Sharpes DEGEN

BERNARD CORNWELL

Bernard Cornwell

SHARPES DEGEN

Richard Sharpe und der
Salamanca-Feldzug Juni und Juli 1812

Aus dem Englischen von
Joachim Honnef

BASTEI ENTERTAINMENT

BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Deutsche Erstausgabe
Für die Originalausgabe:

Titel der englischen Originalausgabe

»Sharpe's Company«

Für die deutschsprachige Ausgabe:

Textredaktion: Rainer Delfs
Titelillustration: © Bao Pham
Umschlaggestaltung: Tanja Østlyngen
E-Book-Produktion: Urban SatzKonzept, Düsseldorf

ISBN 978-3-8387-5899-2

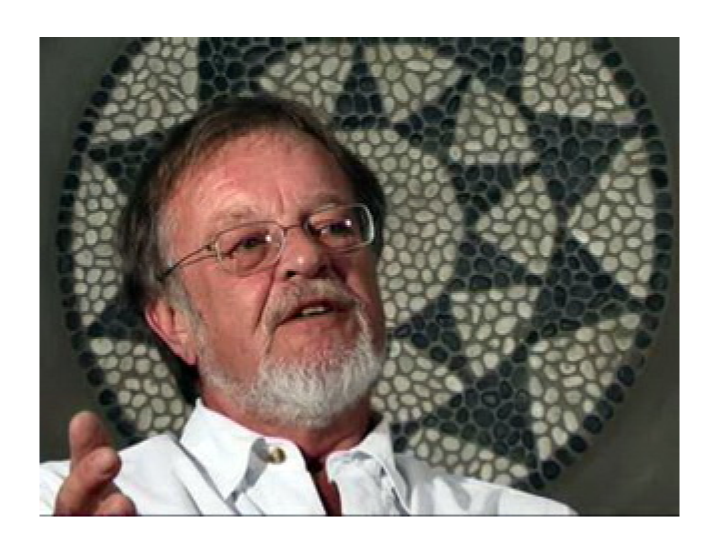
Sie finden uns im Internet unter
www.luebbe.de
Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

Das Buch

Spanien, 1812.

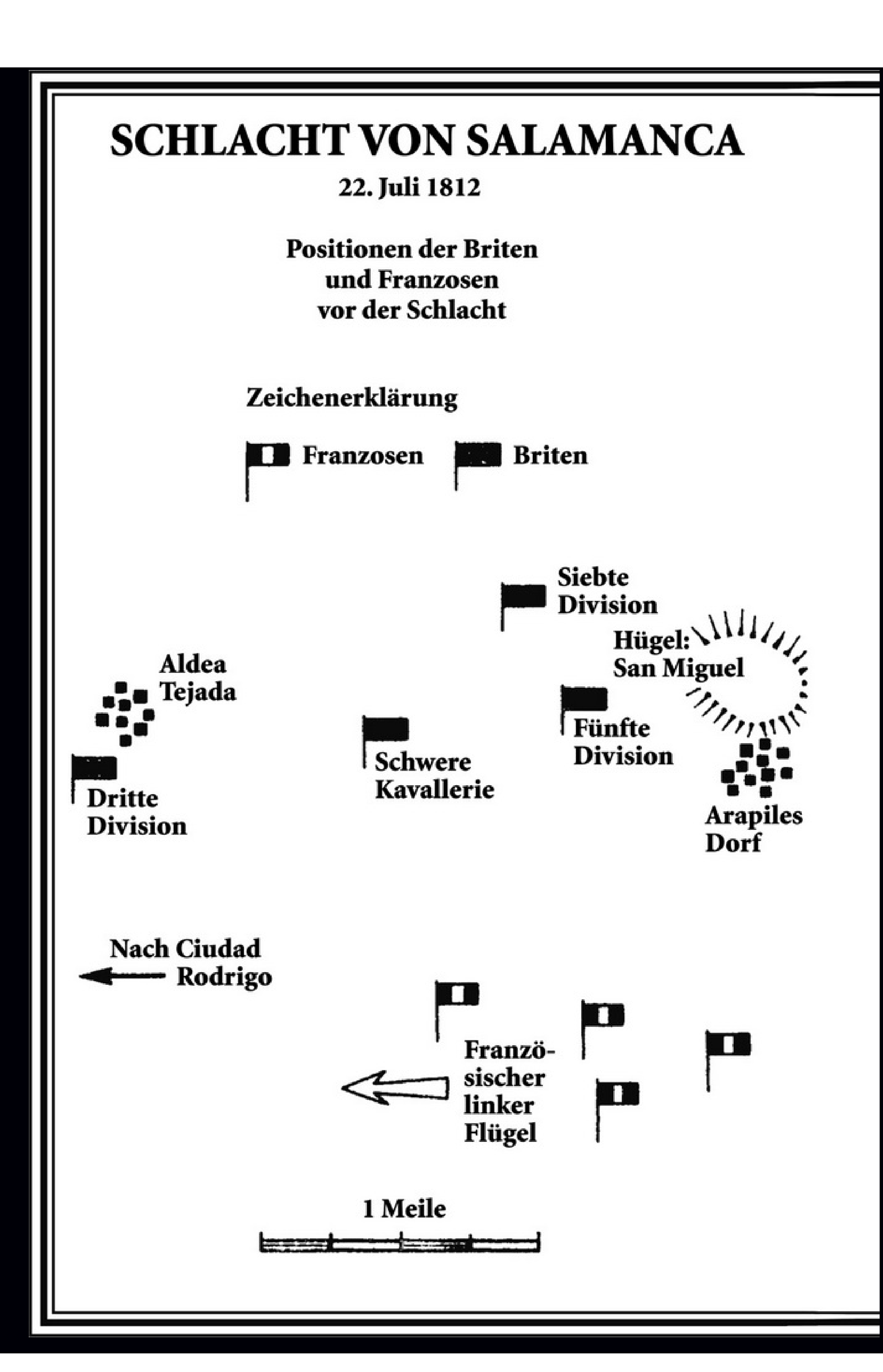
Captain Richard Sharpe marschiert mit Lord Wellingtons Armee in Salamanca ein. Doch diesmal ist nicht die fliehende französische Armee sein Feind, sondern ein einzelner Franzose: der sadistische Oberst Leroux. Denn dieser hat die wahre Identität von El Mirador herausgefunden, Englands wichtigstem Spion, und muss so schnell wie möglich gefasst werden. Zusammen mit seinen Männern macht Sharpe sich auf die Suche - ohne zu ahnen, dass ihr Weg in eine tödliche Falle führt ...

Der Autor

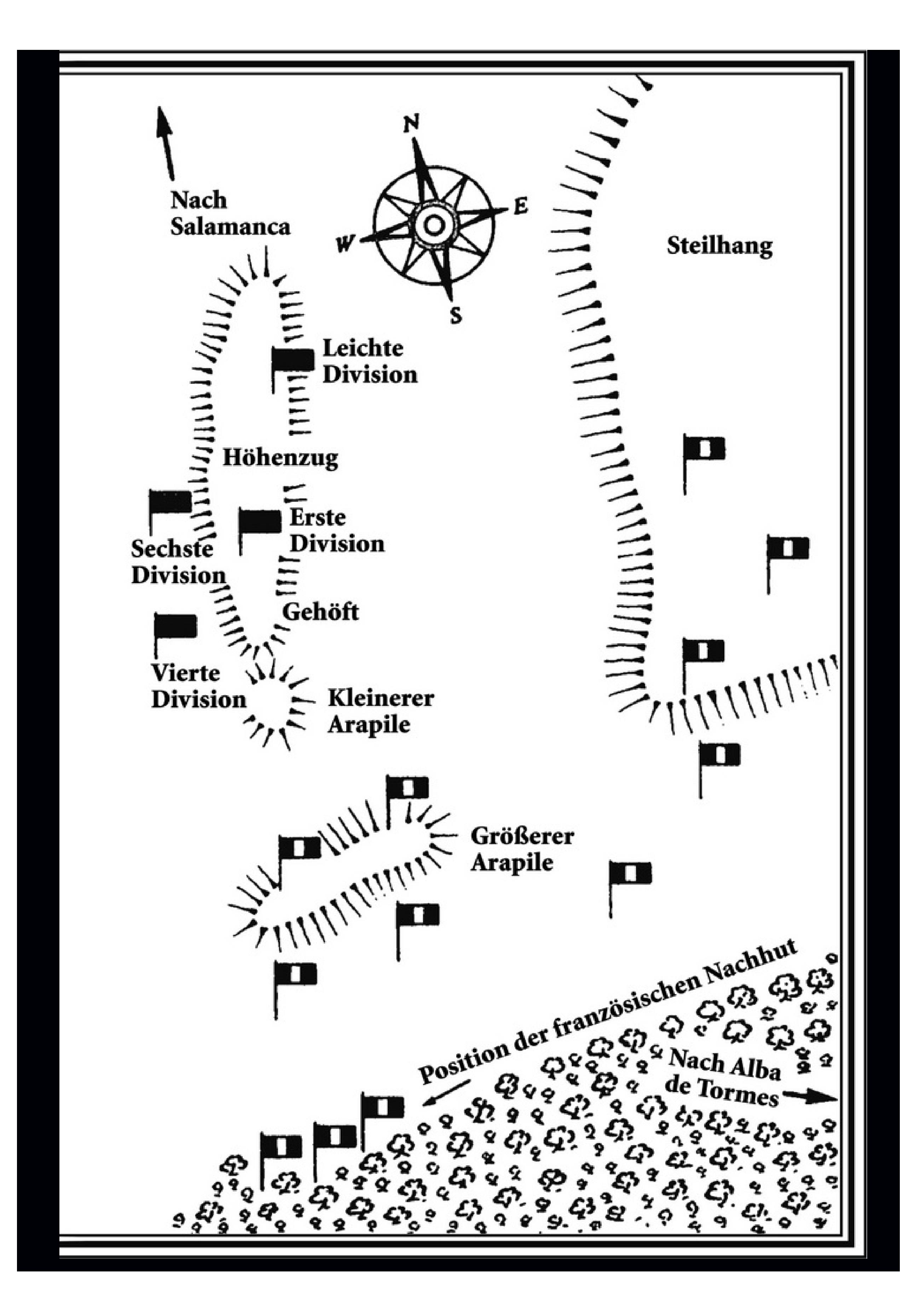


Bernard Cornwell wurde 1944 in London geboren. Er arbeitete lange für die BBC, unter anderem in Nordirland, wo er seine Frau kennenlernte. Heute lebt er die meiste Zeit in den USA. Er ist Autor zahlreicher international erfolgreicher historischer Romane und Thriller. Die Sharpe-Serie, die er in den 80er Jahren zu schreiben begann, hat Kultstatus erreicht und wurde von der BBC mit Sean Bean in der Hauptrolle verfilmt.

Für Peggy Blackburn
in Liebe



SCHLACHT VON SALAMANCA
22. Juli 1812
Positionen der Briten
und Franzosen
vor der Schlacht
Zeichenerklärung
Franzosen
Briten
Siebte
Division
Hügel:
San Miguel
Aldea
Tejada
Fünfte
Division
Schwere
Kavallerie
Dritte
Division
Arapiles
Dorf
Nach Ciudad
Rodrigo
Französischer
linker
Flügel
1 Meile


N
E
S
W
Nach Salamanca
Steilhang
Leichte Division
Höhenzug
Erste Division
Sechste Division
Gehöft
Vierte Division
Kleinerer Arapile
Größerer Arapile
Position der französischen Nachhut
Nach Alba de Tormes

VORWORT

Sharpe trägt einen schweren Kavalleriesäbel, einen sogenannten Pallasch. Das war keine gute Waffe. Der Pallasch galt als schwer und schlecht ausbalanciert, doch Sharpe mag ihn, denn es ist eine brutale Klinge, die leichtere Hiebwaffen einfach beiseitefegt. Auch mit einer besseren Fechttechnik hat man dagegen keine Chance. Tausende dieser Säbel wurden an Kavalleristen ausgegeben, doch bis heute haben nicht viele überlebt. Die Waffen der Offiziere findet man auch heute noch, denn sie waren schön gearbeitet, doch die Waffen der einfachen Soldaten, grob und in Massen produziert, schätzte man nicht so sehr. Nach dem Krieg wurden sie häufig gekürzt und zu Sicheln oder Schürhaken umgearbeitet. Aber eine dieser Waffen hängt über meinem Kamin. Es ist mir die Liebste meiner Sharpe-Devotionalien.

Darunter hängt zufälligerweise die eingerahmte Unterschrift von Edmund Burke, dem großen Iren, der über Marie Antoinettes Tod schrieb: »Ich dachte, zehntausend Schwerter müssten aus ihren Scheiden fahren, um auch nur einen beleidigenden Blick zu rächen. Doch das Zeitalter der Ritterlichkeit ist vorbei. Die Sophisten, Ökonomen und Erbsenzähler haben gewonnen. Die Herrlichkeit Europas ist nicht mehr.«

Ich habe Sharpe zwar nie als ritterlich betrachtet, aber er ist mit Sicherheit auch kein Sophist. Ging es um die Ehre einer Frau, war er stets bereit, den Säbel zu ziehen. Heutzutage geben meine Leser mir viele Ratschläge, und ich nehme sie mir zu Herzen, doch was Sharpes Frauen betrifft, gibt es zwei Schulen, und die sind leider unversöhnlich. Zum einen wären da jene, die mir sagen,

dass Sharpe keine Frauen in seinem Leben braucht. Er braucht nur Franzosen, die er besiegen kann. Andere wiederum fordern genauso vehement mehr »zerrissene Mieder«. Ich nehme an, wenn ich zu einer Seite neige, dann zu den »zerrissenen Miedern«, denn ohne Frauen wäre Sharpes Leben wirklich die Hölle, und ich versuche stets, ihn so gut zu belohnen, wie ich kann. Und nur wenige Belohnungen waren so appetitlich wie die Marquesa de Casares el Grande y Melida Sadaba, eine Dame, deren Reize genauso üppig sind wie ihr Titel. Dies hier ist der Roman, in dem Sharpe ihre Ladyschaft kennenlernt und als Folge davon eine Menge Ärger bekommt.

Das Buch illustriert auch eines der Probleme, denen ich mich immer gegenübersehe, wenn ich Sharpe bei historischen Ereignissen agieren lasse. Mit atemberaubender Sorglosigkeit haben die Generäle auf der Iberischen Halbinsel bei ihren Feldzügen nicht die Möglichkeit späterer Romane darüber in Betracht gezogen. Viel zu häufig haben sie große Lücken zwischen den dramatischen Ereignissen hinterlassen. So kommt es auch, dass zwischen der Einnahme der Festungen von Salamanca und der eigentlichen Schlacht von Salamanca gut ein Monat verstrich, in dem zwar so einiges passierte, doch nichts davon war interessant für mich. Die beiden Armeen marschierten und versuchten, einander auszumanövrieren. Das ist zwar faszinierend, aber hätte Sharpe seine Pflicht getan und wäre bei seinem Regiment geblieben, hätte er nur seine Stiefel durchgelaufen, mehr nicht. Das war also der perfekte Zeitpunkt, um ein Mieder zu zerreißen.

Doch natürlich führt die Pflicht Sharpe wieder zu seinen Männern zurück und auf das Schlachtfeld südlich der Stadt, wo die Franzosen in nur vierzig Minuten vierzehntausend Mann verloren. Die Schlacht von Salamanca gilt als Wellingtons Meisterstück, und tatsächlich ist sie ein wunderbares Beispiel für sein

taktisches Können, zumal die Franzosen sich fast noch erholt und den Tag gerettet hätten. Und Salamanca war auch der Ort, an dem der schwere Kavalleriesäbel, der plumpe, grobe Pallasch, seinen größten Sieg gefeiert hat. Jahre nach der Fertigstellung von *Sharpes Degen* schrieb ich eine Trilogie über König Artus, der aller Wahrscheinlichkeit nach die Briten in der Schlacht von Badon Hill befehligt hat, bei der die sächsischen Eindringlinge vernichtend geschlagen worden sind. Wir wissen nichts von Badon Hill, noch nicht einmal den genauen Ort. Um den Kampf also glaubwürdig zu gestalten, nahm ich Wellingtons Taktiken bei Salamanca und übertrug sie in ein britisches Tal. Das passte hervorragend. Also habe ich Wellingtons Meisterstück gleich zweimal beschrieben. Dies hier ist jedoch die nicht recycelte Version.

TEIL I

SONNTAG, 14. JUNI,
BIS
DIENSTAG, 23. JUNI 1812

PROLOG

Der Reiter war ein Mörder.

Er war groß, kraftstrotzend und unbarmherzig. Einige fanden, dass er zu jung für einen Colonel in Napoleons Kaiserlicher Garde war, aber niemand unterschätzte ihn deswegen. Ein Blick aus seinen sonderbar blassgrauen Augen mit den hellen Wimpern, Augen, die seinem markanten Gesicht etwas Eisiges, Tödliches verliehen, reichte aus, um Colonel Leroux zu respektieren.

Leroux war der Mann des Kaisers. Er wurde von Napoleon ausgesandt und erfüllte die Aufträge seines Herrn erfolgreich und gnadenlos.

Jetzt war er in Spanien, wohin ihn der Kaiser persönlich geschickt hatte, und Colonel Leroux hatte soeben einen Fehler begangen. Er wusste es, er verwünschte sich deswegen, aber er war entschlossen, sich aus der selbst verschuldeten Zwangslage wieder zu befreien.

Er saß in der Falle.

Leroux war mit einer Kavallerie-Eskorte in ein elendes Dorf am Rand der großen Ebene von Leon geritten und hatte dort den gesuchten Mann, einen Priester, gefunden. Er hatte den Geistlichen gefoltert, ihm bei lebendigem Leib die Haut Zoll um Zoll abgezogen, und am Ende hatte der Priester natürlich geredet. Alle erzählten Colonel Leroux letzten Endes, was er wissen wollte.

Doch diesmal hatte er sich zu viel Zeit genommen. Im Augenblick seines Sieges, als der Priester die Schmerzen nicht mehr ertragen konnte und den Namen hinausschrie, den Leroux wissen wollte, sprengte die deutsche Kavallerie in das Dorf. Männer der Deutschen Legion des Königs, die in diesem Krieg für Britannien kämpften, machten die

französischen Dragoner mit ihren Säbeln nieder, und der Hufschlag trommelte den Takt zu den Todesschreien. Colonel Leroux blieb nur die Flucht.

Zusammen mit einem Capitaine der Kavallerie-Eskorte ritt er verzweifelt nach Norden, kämpfte sich den Weg durch eine Gruppe Deutscher frei, und nun, eine Stunde später, hielt er mit dem Capitaine am Rande eines Wäldchens, durch das ein reißender Bach floss, der in den Rio Tormes mündete.

Der Dragoner-Capitaine spähte zurück. »Wir haben sie abgehängt.«

»Das haben wir nicht«, widersprach Leroux. Sein Pferd war mit weißen Schaumflocken bedeckt, die Flanken des Tiers zitterten, und der Colonel spürte die schreckliche Hitze der Sonne durch seine prächtige Uniform hindurch; durch den roten, mit goldenen Schleifen verzierten Uniformrock und die grüne Hose, die mit Leder verstärkt und an den Beinen mit silbernen Knöpfen verziert war. Seine schwarze Feldmütze aus Pelz, dick genug, um einen Säbelhieb an den Kopf abzufangen, hing an seinem Sattelhorn. Sein schweißnasses blondes Haar klebte am Kopf und bewegte sich nicht in der leichten Brise. Plötzlich lächelte er seinen Gefährten an. »Wie heißen Sie?«

Der Capitaine war erleichtert, als er das Lächeln sah. Er fürchtete sich vor Leroux, und diese plötzliche, unerwartete Freundlichkeit war ein willkommener Wechsel. »Mein Name ist Delmas, Colonel. Paul Delmas.«

Leroux lächelte voller Charme. »Nun, Paul Delmas, wir haben bis jetzt Großes geleistet! Sehen wir zu, dass wir sie endgültig abschütteln können, ja?«

Delmas war geschmeichelt bei diesen vertraulichen Worten, und er erwiderte das Lächeln. »Jawohl, Colonel.« Er schaute wieder zurück, und abermals konnte er keine Verfolger auf der Ebene entdecken, die in der Hitze lag.

Nichts bewegte sich außer dem Gras, das im Wind wogte, und einem einsamen Falken am wolkenlosen Himmel.

Colonel Leroux ließ sich von der Leere nicht täuschen. Er hatte dieses verlassene Terrain auf dem Herritt entdeckt, und er wusste, dass die Deutschen, die ihr Handwerk verstanden, draußen in der Ebene waren und den Kordon enger zogen, um die Flüchtenden in Richtung Fluss zu treiben. Er wusste ebenfalls, dass die Briten ostwärts marschierten und einige ihrer Männer dem Fluss folgen würden, und er rechnete damit, dass er und sein Gefährte in einen Hinterhalt getrieben wurden. Nun denn. Er saß in der Falle, stand gegen eine Übermacht, aber er war noch nicht geschlagen.

Er konnte gar nicht geschlagen werden. Das war noch nie geschehen, und nun musste er mehr denn je in die Sicherheit der französischen Armee gelangen. Er war dem Erfolg so nahe gekommen, und wenn er die Mission zu Ende brachte, dann würde er den Briten einen Schlag versetzen, wie sie ihn selten in diesem Krieg erlitten hatten. Bei diesem Gedanken stieg Freude in ihm auf. Bei Gott, er würde ihnen gewaltigen Schaden zufügen!

Er war nach Spanien entsandt worden, um die Identität von El Mirador herauszufinden, und an diesem Nachmittag hatte er Erfolg gehabt. Jetzt brauchte El Mirador nur noch in irgendeine Folterkammer gesteckt zu werden. Dann würde man aus dem britischen Spion die Namen aller Kontaktleute in Spanien, Italien und Frankreich herauspressen, die ihre Botschaften an El Mirador schickten. El Mirador sammelte Informationen in Napoleons gesamtem Kaiserreich, und obwohl die Franzosen seit Langem den Kodenamen kannten, war es ihnen nie gelungen, seine Identität herauszufinden.

Leroux hatte das geschafft, und deshalb musste er dieser Falle entkommen, nach Frankreich gelangen, und dort würde er das Netz der britischen Spione zerstören, die alle

für El Mirador arbeiteten. Aber zuerst musste er entkommen.

Er trieb sein Pferd in das kühlere Grün des Waldes. »Kommen Sie, Delmas! Wir sind noch nicht fertig!«

Er fand, was er suchte, nur ein paar Meter waldeinwärts. Eine gefällte Buche, deren Stamm verfault war, lag vor einem Gewirr von dornigem Gestrüpp und Laub vom letzten Herbst, das der Wind herangetrieben hatte. Leroux zügelte das Pferd und saß ab.

»An die Arbeit, Delmas!« Es klang optimistisch und heiter.

Delmas hatte keine Ahnung, was Leroux vorhatte. Er getraute sich nicht, zu fragen, und folgte Leroux' Beispiel und zog den Uniformrock aus. Dann half er dem Colonel, eine freie Fläche hinter dem Baumstamm zu schaffen. Ein Versteck. Delmas fragte sich, wie lange sie in dem dornigen Versteck ausharren mussten, bis die Deutschen die Verfolgungsjagd aufgaben. Er lächelte Leroux zaghaft an. »Wo verstecken wir die Pferde?«

»Abwarten«, überging Leroux die Frage.

Der Colonel schien das Versteck abzumessen. Er zog seinen Säbel und stocherte im Dornengestrüpp herum. Delmas schaute den Säbel an. Es war ein Exemplar hervorragender Handwerkskunst, ein schwerer Kavalleriesäbel mit gerader Klinge, hergestellt in Klingenthal wie die meisten Säbel der französischen Kavallerie, aber dieses Stück war für Leroux vom besten Handwerker von Klingenthal angefertigt worden. Der Säbel war länger als die meisten, auch schwerer, denn Leroux war ein großer, starker Mann. Die Klinge glänzte stählern im gedämpften grünlichen Licht des Waldes, und Griff und Stichblatt waren aus demselben Stahl. Der Griff war mit Silberdraht umwickelt, die einzige Verzierung, doch trotz der Schlichtheit war es eine schöne, ausgezeichnet ausbalancierte Waffe.

Leroux richtete sich auf und wirkte zufrieden. »Jemand hinter uns, Delmas?«

Der Dragoner-Capitaine wandte sich um. Nichts störte den Frieden der Buchen und Eichen. »Nein, Colonel!«

»Halten Sie weiterhin Ausschau. Die Verfolger sind nicht weit hinter uns.«

Leroux schätzte, dass er zehn Minuten Zeit hatte, was mehr als genug war. Er lächelte, schätzte die Distanz zu Delmas, der ihm den Rücken zuwandte, und machte einen Ausfall.

Dieser Mord sollte schnell, schmerzlos und mit einem Minimum an Blutvergießen geschehen. Leroux wollte nicht, dass Delmas aufschrie und irgendjemanden aufmerksam machte, der vielleicht tiefer im Wald war. Die Klinge, so scharf wie am ersten Tag, durchbohrte Delmas' Nacken. Leroux hatte mit gewaltiger Kraft zugestoßen. Delmas stieß ein leises Seufzen aus, brach zusammen und stürzte vornüber.

Stille.

Leroux rechnete mit seiner Gefangennahme, und er wusste nur zu gut, dass die Briten Colonel Leroux nicht gegen einen britischen Colonel austauschen würden, der von den Franzosen gefangen genommen worden war. Leroux wurde gesucht, und dafür hatte er selbst gesorgt. Er machte sich die Furcht der Leute zunutze, verbreitete Schrecken in seinem Namen, und all seine Opfer zeichnete er nach ihrem Tod mit seinem Namen. Er ließ ein Stück Haut unberührt, und darauf ritzte er zwei Worte ein: *Leroux fecit.* Wie ein Bildhauer sich eines feinen Werkes rühmt, hinterließ er sein Zeichen: »Das tat Leroux.« Wenn Leroux in Gefangenschaft geriet, konnte er keine Gnade erwarten. Die Briten würden sich jedoch einen Dreck um einen Capitaine Paul Delmas scheren.

Er tauschte, schnell und geschickt wie immer, die Uniform mit der des Toten, und dann schob er seine Uniform und Delmas' Leiche in das Versteck. Er bedeckte sie rasch mit Blättern und Dornengestrüpp und überließ die Leiche den Aasfressern.

Dann trieb er Delmas' Pferd tiefer in den Wald hinein, setzte Delmas' hohen Messinghelm auf, schwang sich auf sein eigenes Pferd und ritt nordwärts zum Fluss hin, wo er mit seiner Gefangennahme rechnete. Er pfiff dabei vor sich hin und versuchte nicht, seine Anwesenheit zu verbergen. An seiner Seite hing der perfekte Säbel, und in seinem Kopf war das Geheimnis, das den Briten einen entscheidenden Schlag versetzen würde. Niemand konnte Leroux besiegen.

Zwanzig Minuten später wurde Colonel Leroux gefangen genommen. Britische Grünröcke, Riflemen, tauchten plötzlich aus der Deckung im Wald auf und umzingelten ihn. Einen Augenblick lang glaubte Leroux, einen schrecklichen Fehler begangen zu haben. Die Briten wurden, wie er wusste, von Offizieren und Gentlemen befehligt, die Ehre ernst nahmen, aber der Offizier, der ihn gefangen nahm, wirkte so hart und unbarmherzig wie er selbst. Der Offizier war groß, sonnengebräunt, und schwarzes Haar hing zerzaust um das narbige Gesicht. Er ignorierte Leroux' Versuch, freundlich zu sein, und befahl, den Franzosen zu durchsuchen.

Leroux erlebte einen bangen Moment, als ein riesiger Sergeant, sogar noch größer als der Offizier, das zusammengefaltete Papier zwischen Sattel und Satteldecke fand. Leroux gab vor, kein Englisch zu sprechen, doch ein Schütze wurde herbeibefohlen, der schlecht Französisch sprach, und der Offizier stellte Fragen bezüglich des Papiers. Es war eine Liste von Namen, alle spanisch, und neben jedem Namen stand eine Geldsumme.

»Pferdehändler«, sagte Leroux und zuckte mit den Schultern. »Wir kaufen Pferde. Wir sind von der Kavallerie.«

Der große Offizier hörte die Übersetzung und schaute auf das Papier. Es konnte stimmen. Er zuckte mit den Schultern und steckte das Papier ein. Dann nahm er Leroux' Säbel von dem hünenhaften Sergeant entgegen, und Leroux sah die plötzliche Begierde im Blick des Offiziers. Es war sonderbar für einen Infanteristen, aber der Offizier der Schützen trug ebenfalls einen schweren Kavalleriesäbel, der jedoch billig und primitiv war, nicht teuer und schön wie der von Leroux. Der britische Offizier hielt den Säbel und spürte, wie perfekt ausbalanciert er war. Er begehrte diesen Säbel.

»Fragen Sie nach seinem Namen«, sagte er zu dem Sergeant.

Die Frage wurde gestellt und beantwortet. »Paul Delmas, Sir. Capitaine beim 5. Dragoner-Regiment.«

Leroux sah, dass ihn die dunklen Augen des britischen Offiziers prüfend musterten. Die Narbe gab dem Gesicht des Schützen einen spöttischen Ausdruck. Leroux erkannte die Fähigkeit und Härte des Mannes, und er spürte auch, dass der britische Offizier versucht war, ihn auf der Stelle zu töten und den Säbel an sich zu nehmen. Leroux schaute sich auf der Lichtung um. Die anderen Schützen wirkten ebenso gnadenlos und hart. Leroux sprach wieder.

»Er will sein Ehrenwort geben«, übersetzte der Sergeant.

Der Offizier der Schützen schwieg einen Augenblick lang. Mit dem schweren Säbel in der Hand ging er langsam um den Gefangenen herum, und als er schließlich das Schweigen brach, sprach er langsam und deutlich. »Was macht Capitaine Delmas allein hier? Französische Offiziere reiten nicht allein, sie haben zu viel Angst vor den Partisanen.«

Er blieb wieder vor Leroux stehen, und der Franzose schaute den narbigen Offizier an. »Und Sie sind zu verdammt großspurig, Delmas. Sie sollten mehr Angst haben. Sie sind mir nicht ganz geheuer.« Er schritt weiter und blieb hinter Leroux stehen. »Ich denke, ich werde Sie töten.«

Leroux reagierte nicht. Er blinzelte nicht und regte sich nicht, sondern wartete einfach, bis der britische Offizier wieder vor ihm stand.

Der große Offizier der Riflemen starrte in die blassen Augen des Gefangenen, als könne er dort einen Hinweis auf das rätselhafte plötzliche Auftauchen des französischen Offiziers finden.

»Nehmen Sie ihn mit«, sagte er zu dem Sergeant. »Aber passen Sie auf den Bastard auf.«

»Jawohl, Sir.« Sergeant Patrick Harper schob den Franzosen zu dem Pferd und folgte Captain Richard Sharpe aus dem Wald.

Leroux entspannte sich. Der Moment der Gefangennahme war immer die größte Gefahr, aber der große Offizier der Schützen brachte ihn in Sicherheit, und mit ihm das Geheimnis, das Napoleon wünschte: El Mirador.

KAPITEL 1

»Gottverdammt, Sharpe! Beeilung, Mann!«

»Jawohl, Sir.« Sharpe ließ sich dennoch Zeit. Mit peinlicher Genauigkeit las er das Papier, und er wusste, dass sich Lieutenant-Colonel Windham über seine Langsamkeit ärgerte. Der Lieutenant-Colonel schlug ungeduldig mit der Reitgerte an seinen Stiefel.

»Wir haben nicht den ganzen Tag Zeit, Sharpe! Es gilt, einen Krieg zu gewinnen.«

»Jawohl, Sir«, wiederholte Sharpe in geduldigem Tonfall. Er beeilte sich nicht. Dies war seine kleine Rache, weil Windham Capitaine Delmas' Ehrenwort akzeptierte. Sharpe hielt das Blatt Papier so, dass der Feuerschein auf den in schwarzer Tinte geschriebenen Text fiel.

»Ich, der Unterzeichner, Paul Delmas, Capitaine des Fünften Dragoner-Regiments, am 14. Juni 1812 von englischen Streitkräften gefangen genommen, gebe hiermit mein Ehrenwort, nicht zu flüchten oder mich ohne Erlaubnis aus der Gefangenschaft zu entfernen und keinerlei Wissen an die französischen Streitkräfte oder ihre Verbündeten weiterzugeben, bis ich, Rang gegen Rang, ausgetauscht oder anders von diesem Gelöbnis befreit werde. Unterzeichnet, Paul Delmas. Bezeugt von Joseph Forrest, Major im South Essex Regiment Seiner britischen Majestät.«

Lieutenant-Colonel Windham klatschte wieder mit seiner Reitgerte gegen den Stiefel, und das Geräusch klang laut durch die Kälte der Morgendämmerung. »Verdammt, Sharpe!«

»Scheint in Ordnung zu sein, Sir.«

»In Ordnung! Hölle und Verdammnis, Sharpe! Für wen halten Sie sich! Allmächtiger! Ich sage, dass es in Ordnung ist. *Ich!* Ihr befehlshabender Offizier!«

Sharpe grinste. »Jawohl, Sir.« Er überreichte das schriftliche Ehrenwort Windham, der es mit übertriebener Höflichkeit entgegennahm.

»Vielen Dank, Mister Sharpe«, sagte Lieutenant-Colonel Windham. »Haben wir Ihre gütige Erlaubnis, weiterzuziehen?«

»Nur zu, Sir.« Sharpe grinste von Neuem. In dem halben Jahr, in dem der Lieutenant-Colonel das South Essex Regiment befehligte, hatte er Windham schätzen gelernt, und das beruhte auf Gegenseitigkeit. Windham mochte seinen eigenwilligen und hervorragenden Captain der Leichten Kompanie ebenfalls. Jetzt war Windham jedoch immer noch gereizt und voller Ungeduld.

»Seinen Säbel, Sharpe! Um Himmels willen, Mann! Beeilung!«

»Jawohl, Sir.« Sharpe wandte sich zu einem der Häuser des Dorfes, in dem das South Essex Regiment biwakiert hatte. Der Morgen dämmerte grau. »Sergeant!«

»Sir!«

»Der Säbel des verdammten Franzmanns!«

»Sharpe!« Windhams Tadel klang resigniert.

Patrick Harper wandte sich um und bellte zu einem der Häuser hin. »Mister McDonald, Sir! Den Säbel des französischen Herrn, Sir, und zwar zackzack, Sir!«

McDonald, Sharpes neuer Ensign, der gerade erst sechzehn war und alles daransetzte, seinem berühmten Captain zu gefallen, eilte mit dem schönen Säbel, der in einer Scheide steckte, aus dem Haus. Er stolperte in seiner Hast, wurde von Harper vor dem Sturz bewahrt und ging dann zu Sharpe und überreichte ihm den Säbel.

Gott, wie er sich diesen Säbel wünschte! Er hatte den Säbel in der Nacht in der Hand gewogen, bewundert, wie perfekt ausbalanciert er war, und die Macht des glänzenden Stahls gespürt. Das Verlangen, diesen Säbel zu besitzen, war fast übermächtig geworden. Dies war ein Stück von tödlicher Schönheit, angefertigt von einem Meister und eines großen Kämpfers würdig.

»Monsieur?« Delmas’ Stimme klang milde und höflich.

Jenseits von Delmas konnte Sharpe Lossow sehen, den Hauptmann der deutschen Kavallerie und Sharpes Freund, der Delmas in die vorbereitete Falle getrieben hatte. Lossow hatte den Säbel ebenfalls in der Hand gehabt und bewundert. Jetzt beobachtete er, wie Sharpe dem Franzosen die Waffe überreichte, ein Symbol dafür, dass er sein Ehrenwort gegeben hatte und man ihm seine persönliche Waffe anvertraute.

Windham seufzte theatralisch auf. »Können wir jetzt vielleicht aufbrechen?«

Die Leichte Kompanie marschierte als Erste hinter Lossows Kavallerie hinaus auf die Ebene, bevor ihnen die Hitze des Tages den Schweiß aus den Poren trieb und warmer, sandiger Staub ihnen das Atmen erschwerte. Sharpe ging zu Fuß, im Gegensatz zu den meisten Offizieren, weil er immer Fußsoldat gewesen war. Er war als Schütze in die Armee eingetreten, hatte den roten Uniformrock der Frontregimenter getragen und war mit einer schweren Muskete auf der Schulter marschiert. Später, viel später, hatte er den nahezu unmöglichen Sprung vom Sergeant zum Offizier geschafft und sich den Eliteschützen mit ihren grünen Uniformröcken angeschlossen, aber er war immer noch zu Fuß marschiert. Er war Infanterist, und er marschierte wie seine Männer und trug ein Gewehr wie sie ihr Gewehr oder die Muskete. Das South Essex Bataillon trug rote Uniformröcke, aber Sharpe, Harper und der Kern der Leichten Kompanie

waren Schützen, zufällig dem Bataillon angegliedert, und sie behielten stolz ihre dunkelgrünen Uniformröcke.

Fahles Licht überflutete die Ebene, und ein blassroter Streifen im Osten kündigte den Sonnenaufgang und die Hitze des Tages an. Sharpe sah die dunklen Umrisse der Kavalleristen vor dem Grau der Morgendämmerung. Die Briten marschierten ostwärts in das von den Franzosen gehaltene Spanien ein. Ihr Ziel war die große Stadt Salamanca. Der größte Teil der Armee war weit im Süden, marschierte auf einem Dutzend Straßen, während das South Essex mit Lossows Männern und einer Hand voll Pionieren nach Norden geschickt worden war, um eine kleine französische Festung an einer Furt über den Rio Tormes zu zerstören. Die Mission war erfüllt worden, der Feind hatte die Festung aufgegeben, und jetzt sollte sich das South Essex wieder Wellingtons Truppen anschließen. Es würde zwei Tage dauern, bis sie wieder beim Heer sein würden, und Sharpe wusste, dass es Tage in erbarmungsloser Hitze durch die ausgedörrte, staubige Ebene sein würden.

Hauptmann Lossow ließ sich von seiner Kavallerie zurückfallen und ritt an Sharpes Seite. Er nickte auf den Schützen hinab. »Ich traue deinem Franzmann nicht, Richard.«

»Ich auch nicht.«

Lossow ärgerte sich nicht über Sharpes schroffen Tonfall. Er war an Sharpes morgendliche Mürrischkeit gewöhnt. »Ich finde es merkwürdig, dass ein Dragoner einen solchen geraden Säbel hat. Er sollte einen krummen Säbel wie die anderen haben, oder?«

»Stimmt.« Sharpe bemühte sich, geselliger zu sein. »Wir hätten den Bastard im Wald töten sollen.«

»Richtig. Das Einzige, was man mit den Froschfressern tun sollte – sie töten.« Lossow lachte. Wie die meisten Deutschen in der britischen Armee stammte er aus einem

Gebiet, das von Napoleons Truppen überrannt worden war. »Ich frage mich, was aus dem zweiten Mann geworden ist.«

»Du hast ihn aus den Augen verloren.«

Lossow grinste. »Nie und nimmer. Er muss sich verirrt haben. Ich hoffe, die Partisanen erwischen ihn.« Der Deutsche machte die Geste des Halsabschneidens, um anzudeuten, was die spanischen Guerillas mit ihren französischen Gefangenen machten. Dann lächelte er auf Sharpe hinab. »Du wolltest seinen Säbel haben, nicht wahr?«

Sharpe zuckte mit den Schultern und bekannte dann: »Ja.«

»Du wirst ihn bekommen, mein Freund! Du wirst ihn bekommen!« Lossow lachte und trabte zu seinen Männern zurück. Er glaubte wirklich, dass Sharpe den Säbel bekommen würde. Ob das Sharpe glücklicher machen würde, war eine andere Sache. Er kannte die Ruhelosigkeit, die Sharpe durch diesen Krieg trieb, eine Unrast, die ihn von Leistung zu Leistung anspornte. Einmal hatte Sharpe einen französischen Adler erbeuten wollen, was noch keinem Briten gelungen war, und er hatte es in Talavera geschafft. Später hatte er den Partisanen getrotzt, den Franzosen, sogar seiner eigenen Seite, indem er einen Goldschatz durch Spanien eskortiert hatte, und dabei hatte er Teresa kennengelernt. Er hatte ihre Liebe gewonnen und Teresa zwei Monate später geheiratet, nachdem er als Erster durch die von Toten übersäte Bresche bei Badajoz vorgestoßen war. Lossow nahm an, dass Sharpe oftmals bekam, was er haben wollte, aber die Erfolge schienen ihn nie zufriedenzustellen. Der Deutsche sagte sich, dass sein Freund ein Typ war, der auf der Suche nach einem Topf Gold zehn fand, sie jedoch allesamt verschmähte, weil die Töpfe die falsche Form hatten. Lossow lachte bei diesem Gedanken.

Sie marschierten zwei Tage lang, biwakierten früh und brachen vor dem Morgengrauen auf, und am Morgen des dritten Tages enthüllte das erste Tageslicht eine Wolke von feinem Staub am Horizont, die verriet, wo Wellingtons Hauptstreitmacht auf den Straßen marschierte, die gen Salamanca führten. Capitaine Paul Delmas, auffallend in seinen sonderbaren rostfarbenen Pantalons und mit dem hohen Messinghelm, trieb sein Pferd an Sharpe vorbei und spähte zu der Staubwolke hin, als hoffe er, darunter die Massen von Infanterie, Kavallerie und Artillerie zu sehen, die auf dem Marsch gegen die größeren Streitkräfte Frankreichs waren. Lieutenant-Colonel Windham folgte dem Franzosen, zügelte jedoch neben Sharpe das Pferd. »Ein verdammt guter Reiter, Sharpe!«

»Jawohl, Sir.«

Windham schob seinen Zweispitz zurück und kratzte sich am grau werdenden Haupt. »Er scheint ein anständiger Kerl zu sein, Sharpe.«

»Sie haben mit ihm geredet, Sir?«

»Guter Gott, nein! Ich spreche nicht Französisch. Snap! Komm her! Snap!« Windham rief einen seiner Fuchshunde, die seine ständigen Begleiter waren. Die meisten Tiere der Meute waren in Portugal im Sommerquartier zurückgelassen worden, doch ein halbes Dutzend schrecklich verzogener Hunde hatte der Lieutenant-Colonel mitgenommen. »Nein, Leroy parliert mit ihm.« Windham deutete damit darauf hin, dass der amerikanische Major bestimmt Französisch mit Delmas sprach, weil er selbst Ausländer war. Amerikaner waren nach Windhams Ansicht merkwürdige Leute. Jeder, der kein echtes englisches Blut hatte, war für Windham sonderbar. »Er jagt, wissen Sie.«

»Major Leroy, Sir?«

»Nein, Delmas. Allerdings jagt man verdammt komisch in Frankreich. Mit einer Meute von verdammten Pudeln. Ich

nehme an, sie versuchen, es uns nachzumachen, aber sie können es einfach nicht richtig.«

»Vermutlich, Sir.«

Windham warf einen Blick zu Sharpe, um festzustellen, ob er ihn auf den Arm nehmen wollte, doch Sharpes Miene war ausdruckslos. Der Lieutenant-Colonel tippte höflich an seinen Zweispitz. »Weitermachen, Sharpe.« Er wandte sich an die Leichte Kompanie. »Gut gemacht, ihr Halunken. Harter Marsch, wie? Ist bald vorüber!«

Der Marsch war am Mittag vorüber, als das Bataillon die Hügel am Fluss, direkt gegenüber von Salamanca, erreichte. Ein Bote war von der Armee mit dem Befehl gekommen, dass das South Essex Bataillon an dieser Stelle blieb, während der Rest der Armee weiter ostwärts zu den Furten marschierte, durch die sie zum nördlichen Ufer gelangen würden. Die Franzosen hatten eine Garnison in der Stadt zurückgelassen, die einen Ausblick über die lange römische Brücke hatte, und das South Essex hatte die Aufgabe, dafür zu sorgen, dass niemand aus der Garnison über den Fluss zu entkommen versuchte. Es versprach ein leichter, erholsamer Nachmittag zu werden. Die Garnison hatte vor zu bleiben, die Wache auf der Brücke war nur eine Formsache.

Sharpe war vor vier Jahren mit Sir John Moores zum Scheitern verurteilter Armee in Salamanca gewesen. Er hatte die Stadt im Winter gesehen, in kaltem Schneeregen und einer ungewissen Zukunft, aber er hatte sie nie vergessen. Jetzt stand er auf der Hügelkuppe, etwa zweihundert Yards vom Südende der römischen Brücke entfernt, und schaute über den Fluss zur Stadt. Der Rest des Bataillons war hinter ihm, außer Sicht der Franzosen in der Festung, und nur die Leichte Kompanie und Windham waren bei ihm. Der Lieutenant-Colonel war mitgekommen, um sich die Stadt anzusehen.

Es war eine Ansammlung von honigfarbenen Steinhäusern, ein Durcheinander von Glockentürmen, Kirchen und Palästen, die alle von den beiden Kathedralen auf dem höchsten Hügel überragt wurden. Die Neue Kathedrale, drei Jahrhunderte alt und mit zwei Kuppeltürmen, stand riesig und friedlich im Sonnenschein. Diese Stadt war weder ein Handelsplatz wie London noch eine Granitfestung wie Badajoz, sondern eine Stätte des Lernens, des Gebets, der Anmut und Schönheit, eine Stadt, die wenig anderen Zwecken diente, als zu gefallen. Es war eine goldene Stadt oberhalb eines silbernen Flusses, und Sharpe freute sich, wieder hier zu sein.

Die Stadt war jedoch zerstört worden. Die Franzosen hatten die südwestliche Ecke von Salamanca dem Erdboden gleichgemacht und nur drei Gebäude stehen lassen. Diese drei Gebäude waren in Festungen verwandelt und mit Gräben und Mauern, Schießscharten und Sehschlitzen versehen worden, und die alten Häuser und Kirchen, Schulen und Mönchsklöster waren erbarmungslos abgerissen worden, damit die drei Festungen ein weites, freies Schussfeld hatten. Zwei der Festungen hatten freie Sicht auf die Brücke. Die dritte befand sich näher bei der Stadtmitte. Sharpe wusste, dass alle drei Festungen eingenommen werden mussten, bevor die Briten die Stadt verlassen und die französische Armee verfolgen würden, die sich nach Norden zurückgezogen hatte.

Er blickte von den Festungen hinab zum Fluss. Er floss träge unter der Brücke und zwischen grünen Bäumen. Sumpfvögel schwebten zwischen grünen Inseln. Sharpe schaute wieder zu der Pracht der goldfarbenen Kathedrale und ließ seinen Blick zum Stadteingang schweifen. Er wusste nicht, wann sie in die Stadt einmarschieren würden. Wenn erst das ferne Ende der Brücke von der Sechsten Division gesichert war, würde das South Essex Bataillon zwei Meilen ostwärts zur nächsten Furt und dann

nordwärts marschieren, um sich mit dem Rest des Heeres zusammenzuschließen. Nur wenige Männer von Wellingtons Truppen würden Salamanca sehen, bis Marmonts Armee besiegt sein würde, aber es reichte Sharpe in diesem Augenblick, die friedliche Schönheit jenseits des Flusses zu bewundern und zu hoffen, dass er bald, sehr bald schon, noch einmal durch die Straßen von Salamanca schlendern konnte.

Lieutenant-Colonel Windhams Lippen verzogen sich zu der Andeutung eines Lächelns. »Seltsam!«

»Seltsam, Sir?«

Windham wies mit der Reitgerte zur Stadt und dann zum Fluss. »Die Kathedrale, Sharpe. Der Fluss. Genau wie Gloucester.«

»Ich dachte, Gloucester ist flach, Sir.«

Windham schnaubte bei der Bemerkung. »Fluss und Kathedrale. Wirklich fast gleich.«

»Es ist eine schöne Stadt, Sir.«

»Gloucester? Natürlich ist das eine schöne Stadt. Eine englische. Mit sauberen Straßen. Nicht wie diese verdammte Stadt.« Windham hatte vermutlich nie die Hauptstraße irgendeiner englischen Stadt verlassen, um die mit Abfall übersäten Gassen und Elendsquartiere zu erkunden. Der Lieutenant-Colonel war ein Mann vom Lande und hatte ein tief verwurzeltes Misstrauen gegen alles Fremde. Er war kein Narr, doch Sharpe argwöhnte, dass Lieutenant-Colonel Windham manchmal gern den Dummkopf spielte, um die schmerzlichste aller englischen Beleidigungen zu vermeiden: ein richtiger Schlaumeier zu sein. Windham drehte sich im Sattel um und schaute zurück zum ruhenden Bataillon. »Da kommt dieser Franzmann.«

Delmas salutierte vor Windham. Major Leroy war mitgekommen und dolmetschte. »Capitaine Delmas fragt,

wann er weiter zum Hauptquartier geschickt werden kann, Sir.«

»Er hat’s verdammt eilig, was?« Windhams sonnengebräuntes, lederartiges Gesicht verfinsterte sich, doch dann zuckte er mit den Schultern. »Er will wohl ausgetauscht werden, bevor die verdammten Franzosen von uns bis nach Paris gejagt werden.«

Delmas neigte sich vom Pferd hinab und ließ einen von Windhams Hunden an seinem Finger lecken. Leroy sprach mit dem Franzosen, während Windham ungeduldig auf die Übersetzung wartete. Der Major wandte sich wieder an ihn. »Er wäre dankbar für einen frühen Austausch, Sir. Er sagt, seine Mutter sei krank, und er sei begierig darauf, Neuigkeiten über sie zu erfahren.«

»Kann man verstehen«, murmelte Sharpe mitfühlend, und der Lieutenant-Colonel fuhr ihn an, den Mund zu halten. Windham sah mit Wohlwollen, wie der Franzose mit seinen Hunden herumtändelte. »Interessiert mich nicht, Leroy. Ich weiß nicht, wer ihn zum Hauptquartier eskortieren sollte. Möchten Sie einen Spazierritt machen?«

Der Major schüttelte den Kopf. »Nein, Sir.«

Windham drehte sich wieder im Sattel um und spähte zum Bataillon hin. »Ich nehme an, wir können Butler fragen. Der ist meistens für so was zu haben.« Dann fiel sein Blick auf den Ensign McDonald, der viel näher war. »Kann Ihr junger Mann reiten, Sharpe?«

»Jawohl, Sir. Er hat jedoch kein Pferd.«

»Sie haben verdammt sonderbare Ideen, Sharpe.« Windham missbilligte Sharpes Ansicht, dass ein Infanterieoffizier zu Fuß gehen sollte wie seine Männer. Es war vernünftig, wenn einige Offiziere beritten waren. Sie konnten in der Schlacht weiter sehen und wurden von ihren Männern gesehen, aber eine Leichte Kompanie

kämpfte zu Fuß in der Schützenlinie, und ein Mann zu Pferde war ein deutliches Ziel.

McDonald hatte den Wortwechsel zwischen Sharpe und Windham gehört. Er kam näher und blickte neugierig drein. Major Leroy schwang sich vom Pferd.

»Sie können mein Pferd nehmen, McDonald. Reiten Sie es schonend!« Leroy öffnete seinen Pulverbeutel und nahm ein zusammengefaltetes Blatt Papier heraus. »Hier ist Capitaine Delmas' Parole d'honneur. Die übergeben Sie im Hauptquartier dem Offizier vom Dienst, verstanden?«

»Jawohl, Sir.« McDonald war sichtlich aufgeregt.

Leroy half dem Ensign beim Aufsitzen. »Sie wissen, wo das Hauptquartier ist?«

»Nein, Sir.«

»Das weiß keiner«, grollte Windham. Er wies nach Süden. »Reiten Sie in diese Richtung, bis Sie das Heer finden, und dann nach Osten, bis Sie das Hauptquartier finden. Ich will, dass Sie bis zum Einbruch der Dunkelheit zurück sind, und wenn Wellington Sie zum Abendessen einlädt, sagen Sie ihm, Sie wären bereits anderweitig verpflichtet.«

»Jawohl, Sir.« McDonald grinste erfreut. »Glauben Sie, er könnte mich einladen, Sir?«

»Hauen Sie schon ab!« Windham erwiderte Delmas' Gruß. Der Franzose wandte sich noch einmal um und schaute nach Salamanca. Er spähte angestrengt hin, als wolle er sehen, ob irgendwelche britischen Truppen schon von den Furten zurückgekehrt waren und in die Stadt einmarschierten. Dann heftete er den Blick auf Sharpe und lächelte. »Auf Wiedersehen, Monsieur.«

Sharpe erwiderte das Lächeln. »Ich hoffe, die Syphilis Ihrer Mutter bessert sich.«

Windham wurde zornig. »Das war verdammt unnötig, Sharpe! Der Mann hat sich nett und ordentlich verhalten! Natürlich ist er ein Franzose, aber ein angenehmer.«

Delmas trabte gehorsam hinter dem sechzehnjährigen Ensign her, und Sharpe schaute ihnen eine Weile nach, bevor er wieder zur prächtigen Stadt jenseits des Flusses blickte. Salamanca. Es würde der erste unblutige Sieg von Wellingtons Sommerfeldzug sein. Doch dann wurde Sharpe klar, dass es nicht ganz ohne Blutvergießen abgehen würde. Die behelfsmäßigen Festungen, die in der Stadt zurückgelassen worden waren, mussten erobert werden, damit Wellington seinen Proviant und seine Verstärkungstruppen über die lange römische Brücke führen konnte. Die goldene Stadt musste erkämpft werden, damit die alte Brücke einer neuen Armee in einem neuen Krieg dienen konnte.

Sharpe wunderte sich darüber, dass eine so alte Brücke immer noch stand. Die Brustwehren der Straße waren mit Zinnen versehen wie Burgwände, und fast in der Mitte der Brücke gab es eine kleine Festung, die sich über die Straße wölbte. Die Franzosen hatten die kleine Festung nicht mit einer Garnison belegt.

Lieutenant-Colonel Windham schaute ebenfalls zur Brücke und schüttelte den Kopf. »Verdammt schrecklich, nicht wahr, Sharpe?«

»Schrecklich, Sir?«

»Mehr verdammte Bogen als Knochen in einem Kaninchen! Eine englische Brücke hätte nur zwei Bogen! Keine solche Verschwendung von guten Steinen. Aber ich nehme an, die Spanier hielten sich für äußerst clever, sie überhaupt zustandezubringen, nicht wahr?«

Leroy, dessen Gesicht immer noch schreckliche Narben von Badajoz aufwies, antwortete in seiner lakonischen Art: »Die *Römer* haben sie gebaut, Sir.«

»Die Römer!« Windham grinste glücklich. »Jede verdammte Brücke in diesem Land wurde von den Römern erbaut. Wenn sie nicht hier gewesen wären, hätten die Spanier vermutlich niemals einen Fluss überquert!« Er

lachte bei der Vorstellung. »Das ist gut! Das muss ich nach Hause an Jessica schreiben.« Er ließ die Zügel auf den Pferdehals fallen. »Das hier ist reine Zeitverschwendung. Kein verdammter Franzmann wird versuchen, über die Brücke zu gelangen. Doch ich nehme an, die Jungs können eine Rast gebrauchen.« Er gähnte und schaute dann Sharpe an. »Ihre Kompanie kann ein Auge auf die Dinge halten, Sharpe.«

Sharpe gab keine Antwort. Der Lieutenant-Colonel furchte die Stirn. »Sharpe?« Aber Sharpe wandte sich von Windham ab und nahm sein Gewehr von der Schulter. »Leichte Kompanie!«

Bei Gott! War sein Gefühl nicht immer richtig? Während Sharpe an Windhams Pferd vorbeilief, sah er zu seiner Rechten unten im kleinen Tal, das sich bis zum Südende der Brücke erstreckte, niemand anderen als Delmas.

Sharpe hatte die Bewegung aus dem Augenwinkel heraus wahrgenommen, und als er den Reiter erkannt hatte, war ihm sofort klar gewesen, dass nur ein Gewehrschuss den Franzosen noch stoppen konnte. Nur ein Gewehr hatte die Reichweite, um den Flüchtenden zu töten, dem Sharpe von Anfang an misstraut hatte. Zum Teufel mit dem Ehrenwort!

»O Gott!« Windham sah jetzt Delmas ebenfalls. »Sein Ehrenwort! Gott verdamme ihn!«

Gott mochte Delmas verdammen, aber nur ein Schütze konnte verhindern, dass der Franzose die Brücke und die Sicherheit der französischen Festungen auf der anderen Seite erreichte. Delmas, tief geduckt über den Pferdehals, war knapp hundert Yards von den Schützen und ebenso weit von der Brücke entfernt. Sharpe zielte auf das große Pferd, visierte das galoppierende Tier an, spannte den Finger am Abzug, und dann wurde ihm die Sicht von Lieutenant-Colonel Windhams Pferd blockiert.

Windham hatte seinen Säbel gezogen und preschte hinter dem Franzosen her, gefolgt von den kläffenden Hunden.

Sharpe riss sein Gewehr hoch und fluchte, als Windham ihm in die Schussbahn ritt. Hilflos musste er zuschauen, wie der Franzose, der sein Ehrenwort gebrochen hatte, zur Brücke und in Sicherheit galoppierte.

KAPITEL 2

Windhams Pferd blockierte für ein paar entscheidende Sekunden für alle Schützen die Sicht, doch dann galoppierte der Lieutenant-Colonel in eine Bodensenke, und Sharpe zielte von Neuem, feuerte und rannte den Hügelhang hinab, bevor er sehen konnte, ob er getroffen hatte. Pulver hüllte ihn ein, und er nahm den ätzenden Rauch wahr, als er hindurchhetzte, und dann hörte er die Salve von seiner Hand voll Schützen.

Sharpe hatte nicht getroffen, aber einer seiner Männer, vermutlich Hagman, traf Delmas' Pferd. Der Franzose stürzte vornüber, das Pferd brach auf die Knie, und Staub wirbelte auf und verhüllte das sterbende Pferd und den gestürzten Mann.

»Gefechtsformation!«, schrie Sharpe. Er wollte vermeiden, dass sich seine Männer zusammendrängten und ein leichtes Ziel für die französische Artillerie in den Festungen jenseits des Flusses wurden. Er rannte jetzt schnell, befahl seinen Männern mit heftigen Gesten, sich zu verteilen, während voraus Lieutenant-Colonel Windham auf den gestürzten Delmas zupreschte.

Der Franzose rappelte sich auf, warf einen Blick zurück und begann zu rennen. Die Hunde bellten und streckten sich, während Windham mit gezogenem Degen hinterherdonnerte.

Die erste französische Kanone wurde von derjenigen Festung abgefeuert, die am nächsten beim Fluss lag. Das Donnern hallte über Wasser und Brücke, und dann schlug die Kugel kurz vor Windham ein, prallte ab und fegte den Hügel hinauf. Die Kanonenläufe der Franzosen waren noch

kalt, und die ersten Schüsse lagen zu kurz, aber auch eine abprallende Kugel war gefährlich.

»Verteilen!«, schrie Sharpe. »Verteilt euch!«

Weitere Kanonen krachten, und die Detonationen klangen wie Donnerschläge. Der Luftzug einer Kugel riss Windham fast vom Pferd. Das Tier brach aus, und nur Windhams hervorragende Reitkunst rettete ihn. Er parierte das Pferd, spornte es wieder an, hielt den Degen hoch, und Sharpe sah, wie der Franzose stehen blieb und sich seinem Verfolger stellte.

Wieder donnerte eine Kanone von der Festung. Der Hügelhang schien unter dem Kartätschenfeuer zu erbeben. Erdreich wirbelte empor.

»Verteilen! Verteilen!«, schrie Sharpe, rannte weiter und sprang über aufgerissenes Erdreich. Er warf sein abgefeuertes Baker-Gewehr weg, das einer seiner Männer an sich nehmen würde, und zog seinen Säbel mit der breiten, geraden Klinge.

Windham war wütend. Die Ehre war durch Delmas’ Wortbruch mit den Füßen getreten worden, und der Lieutenant-Colonel war nicht in der Stimmung, dem Franzosen Gnade zu gewähren. Windham hörte das Kartätschenfeuer und das gepeinigte Winseln eines seiner Hunde, der getroffen worden war, und dann zählte nur noch, dass Delmas nahe war, ihm entgegenstarrte. Der britische Lieutenant-Colonel holte mit dem Degen aus, um mit der Spitze Delmas’ Brust zu durchbohren.

Windham hatte den Eindruck, dass Delmas zu früh mit seinem Säbel zustieß. Er sah die Klinge heransausen, während er selber mit dem Degen ausholte, und dann rammte Delmas seinen schönen Säbel, wie es seine Absicht war, wuchtig ins Maul von Windhams Pferd.

Das Tier wieherte schrill, scheute, stieg auf die Hinterhand, und Windham kämpfte, um es unter Kontrolle

zu bekommen. Er ließ den Degen am Riemen ums Handgelenk hängen, während er an den Zügeln riss und er Blut aus dem Maul seines verletzten Pferdes spritzen sah, und bei seinem Bemühen, das Pferd unter Kontrolle zu bekommen, bemerkte er nicht, dass der Franzose hinter ihn sprang und mit dem Säbel zustieß. Er sah nicht mehr, was ihn tötete.

Sharpe sah es. Er schrie auf, hilflos, und er sah, wie der Säbel den Rücken des Lieutenant-Colonels durchbohrte.

Windham krümmte sich. Noch im Tod parierte er das Pferd mit den Schenkeln, sogar noch, als sein Kopf vornüber sank, seine Arme schlaff wurden und sein Degen nutzlos an seinem Handgelenk baumelte. Das Pferd wieherte wieder schrill und versuchte, den Toten abzuwerfen. Es flüchtete vor dem Mann, von dem es verletzt worden war, immer noch bockend und scheuend, und dann, fast gnädig, schmetterte Kartätschenfeuer den Toten und das Pferd zu Boden und hinterließ eine blutige Masse.

Die Hunde schnüffelten an der Leiche und dem sterbenden Pferd. Dessen Hufe trommelten einen Augenblick lang auf den trockenen Boden, die Hunde winselten, und dann fiel der Kopf des Pferdes auf den Boden, und es lag still. Blut tränkte das aufgewühlte Erdreich.

Delmas humpelte. Beim Sturz musste er sich verletzt haben. Er presste die Zähne zusammen und hetzte trotz der Schmerzen weiter, doch nun holte Sharpe auf. Am Südende der Brücke standen Häuser, ein kleiner Vorposten der Universitätsstadt jenseits des Flusses, und Sharpe sah den Franzosen hinter einer Mauer verschwinden. Delmas war fast auf der Brücke.

Ein weiteres mit Bleikugeln gefülltes Artilleriegeschoss erfüllte die Sommerluft mit dem Donnerschlag des Todes und peitschte in den Boden, und dann sah Sharpe Patrick

Harper, den hünenhaften Sergeant, der zu seiner Rechten mit seinem siebenläufigen Salvengewehr heranhetzte. Sharpe und Harper näherten sich den Häusern, deren Mauern Sicherheit boten vor den Kartätschen der Franzosen, doch Sharpe spürte plötzlich Gefahr.

»Weg hier, Patrick! Zur Seite!«

Sie schwenkten nach rechts ab, immer noch rennend, und als sie von der Hausecke fort waren und einen Blick auf die Straße erhaschten, die über die Brücke und den breiten Fluss führte, sah Sharpe den Franzosen. Er kniete am Boden und zielte mit zwei Pistolen auf die Stelle, an der er mit dem Auftauchen der Verfolger rechnete.

»Runter!« Sharpe sprang Harper an und riss ihn mit sich zu Boden, und in diesem Augenblick krachten die Pistolen, und zwei Kugeln pfiffen über ihre Köpfe hinweg.

»Jesus!« Harper stemmte sich hoch. Delmas war bereits aufgesprungen. Er warf sich herum, humpelte auf die Brücke und hetzte auf das nördliche Ufer unterhalb der drei Festungen zu.

Die beiden Schützen rannten hinter ihm her. Einen Augenblick lang waren sie sicher, verdeckt von den Häusern, aber Sharpe wusste, dass Kartätschen die alten Mauern erbeben lassen würden, sobald sie auf der Brücke auftauchten. Er führte Harper nach links, in den kleinen Schutz, den die niedrige, mit Zinnen versehene Brüstung geben mochte, aber als sie auf die Brücke gelangten, warfen sie sich beide instinktiv auf die Straße und hielten schützend die Arme über den Kopf, denn ein plötzlicher Kartätschenhagel erfüllte die Luft über der Brücke.

»Gott schütze Irland«, murmelte Harper.

»Gott töte diesen Bastard. Komm weiter!«

Sie krochen, hielten sich unter der Brüstung, und sie kamen nur erbärmlich langsam voran. Sharpe sah, dass Delmas den Vorsprung vergrößerte. Es donnerte und

krachte. Das Kreischen von Metall auf Stein und das Prasseln von Steinsplittern, die aus der Straße gefetzt wurden, erfüllten die Luft, doch der Franzose blieb auf seinem Weg unversehrt, gesichert von der Treffsicherheit der Artilleristen, und Sharpe spürte, dass Delmas entkommen würde.

»Runter!« Harper stieß Sharpe mit seiner riesigen Hand zu Boden, und Sharpe wusste, dass die schreckliche, siebenläufige Waffe über seinen Kopf hinweg zielte. Er presste die Hände auf die Ohren, gab seinen Säbel für einen Augenblick auf und wartete auf die Explosion über seinem Kopf.

Es war eine entsetzliche Waffe, ein Geschenk von Sharpe für seinen Sergeant, und ein Exemplar, das nur ein riesiger Mann handhaben konnte. Die Waffe war für die Königliche Marine angefertigt worden und sollte eigentlich aus den Wanten auf die Decks feindlicher Schiffe abgefeuert werden, aber der grauenhafte Rückstoß der Waffe mit den sieben Halbzoll-Läufen hatte die Matrosen aus dem Tauwerk geworfen, und sie waren mit gebrochenen Schultern auf ihre eigenen Decks gestürzt. Patrick Harper, der riesige Ire, war einer der wenigen Männer, die über die enorme Kraft verfügten, diese Waffe zu benutzen, und jetzt zielte er damit auf Delmas, der unterhalb der kleinen Festungen auf die Stadtmauer zuhumpelte.

Harper drückte ab, und die Waffe spuckte Rauch und Kugeln aus. Brennende Pfropfen fielen auf Sharpes Nacken. Die Waffe war tödlich auf kurze Distanz, doch bei Delmas' Vorsprung von fünfzig Yards konnte nur ein Glücksschuss treffen. Das Wort, das Harper über Sharpe knurrte, verriet, dass der Ire nicht getroffen hatte.

»Weiter!«

Ein halbes Dutzend Schützen war hinter Sharpe und Harper auf die Brücke gekrochen, der Rest war im Schatten der Gebäude zurückgeblieben und lud hastig die

Waffen in der Hoffnung, noch zum Schuss auf ein deutliches Ziel zu kommen.

Sharpe kroch weiter und verwünschte das Kartätschenfeuer, das über die Straße fauchte. Eine Kugel prallte von der Brüstung auf der anderen Seite als Querschläger ab und streifte Sharpes Stiefelabsatz. Sharpe fluchte. »Wir werden verdammt rennen müssen, Patrick.«

»Allmächtiger!« Der Donegal-Akzent konnte nicht verbergen, was Harper vom Rennen durch den Kugelhagel hielt. Harper berührte das Kruzifix, das er an einer Kette um den Hals trug. Seit er Isabella kennengelernt hatte, das spanische Mädchen, das er in Badajoz vor einer Vergewaltigung gerettet hatte, war er religiöser geworden. Die beiden mochten in Todsünde leben, aber Isabella hatte dafür gesorgt, dass ihr Hüne ihrer Kirche Respekt zollte. »Geben Sie den Befehl, Sir.«

Sharpe wartete, bis von Neuem Kartätschen auf die Straße donnerten. »Jetzt!«, rief er dann.

Sie sprinteten. Der Säbel lag schwer in Sharpes Hand, und die Luft war erfüllt vom Geräusch des Todes. Furcht stieg in ihm auf, Furcht, auf diese entsetzliche Weise zu sterben, getroffen von Kartätschen und ohne eine Chance der Gegenwehr. Er sprang schlitternd in die Sicherheit eines kleinen Torbogens unterhalb der Festung und sank gegen die Wand.

Sie hatten überlebt, nur Gott wusste, wie, aber er würde nicht wieder versuchen, durch diesen Geschosshagel zu rennen.

»Wir müssen kriechen, Patrick.«

»Wie gewünscht, Sir.«

Daniel Hagman, der Älteste in Sharpes Kompanie und der beste Scharfschütze des Bataillons, lud methodisch sein Gewehr. In seiner Heimat Cheshire war er Wilderer gewesen und in einer dunklen Nacht geschnappt worden.

Er hatte Frau und Familie verlassen und war zur Armee gegangen, um nicht verurteilt zu werden. Hagman benutzte keine Patrone mit grobem Pulver, sondern maß die Ladung mit feinem Pulver aus seinem Pulverhorn ab, wählte eine Kugel und rammte sie in den Lauf. Er hatte die Kugel in eingefettetes Leder gehüllt, wodurch sich die abgefeuerte Kugel im Lauf drehte und die Waffe treffgenauer wurde als eine Muskete. Er machte das Gewehr schussfertig, zielte, und dabei erinnerte er sich an den Schützen Plunkett, der vor vier Jahren eine Kugel über erstaunliche fast achthundert Yards gefeuert und einen französischen General getötet hatte. Plunkett war eine Legende in seinem Regiment, dem 95., denn das Baker-Gewehr galt auf kaum mehr als zweihundert Yards wirklich treffsicher, und nun hatte Hagman freies Schussfeld auf sein Ziel, das nur hundert Yards entfernt war.

Er lächelte. Auf diese Distanz konnte er sich die zu treffende Stelle aussuchen, und er wählte den unteren Teil der Wirbelsäule, visierte ein wenig oberhalb an, atmete halb aus, hielt den Atem an und drückte ab.

Auf diese Distanz konnte er nicht danebenschießen. Das Gewehr rammte gegen seine Schulter, Rauch schoss aus der Mündung, und das brennende Pulver sengte seine Wange an.

Kartätschen prasselten auf die Brücke, vier Kanonenladungen auf einmal abgefeuert, und Hagman erfuhr niemals, was mit seiner Kugel geschah. Sie erreichte Delmas nicht. Irgendwo im schrecklichen Geschosshagel über der Brücke ging die Kugel verloren, ein außergewöhnlicher Zufall, aber Delmas lebte noch und humpelte weiter in die Sicherheit des anderen Ufers.

Es gab jedoch immer noch eine Chance, ihn zu erwischen. Die Festungen waren auf der Hügelkuppe oberhalb des Flusses errichtet worden, und auf dem Teil der Brücke nahe beim nördlichen Ufer konnten die Kanoniere die Straße

nicht einsehen. Sharpe wusste, dass er sich nach ein paar weiteren Yards aufrichten und in Sicherheit bringen konnte, und Delmas war sich darüber ebenfalls im Klaren. Der Franzose schleppte sich voran, ignorierte den Schmerz, wollte sich nicht geschlagen geben. Trotz seiner Verletzung hetzte er weiter.

Dann hatte es den Anschein, dass alles verloren war. Voraus ertönten Rufe, und Sharpe sah Blauuniformierte, die den Hügel herab auf die Brücke zukamen. Voltigeure! Französische Infanteristen, deren rote Epauletten in der Sonne leuchteten. Sharpe fluchte, denn er wusste, dass diese Soldaten aus den Festungen geschickt worden waren, damit sie Delmas in Sicherheit brachten. Ein Dutzend Franzosen kam den Hügel herunter, während andere auf der Kuppe warteten.

Sharpe kroch noch ein Stück weiter und stemmte sich dann auf. Harper atmete keuchend hinter ihm. Es war nun wirklich hoffnungslos. Die Franzosen würden lange vor Sharpe und Harper bei Delmas sein, doch Sharpe wollte nicht aufgeben. Nach einem Kartätscheneinschlag knallte ein Steinsplitter mit hellem Klang gegen die metallene Scheide seines Säbels, und ein anderer Splitter riss ihm die Knöchel auf, und Blut quoll hervor.

Die Voltigeure waren jetzt am Ende der Brücke, bildeten eine Schützenlinie, brachten ihre Musketen in Schussposition, und Delmas war nur noch ein paar Schritte von ihnen entfernt. Eine Gewehrkugel pfiff von hinten an Sharpe vorbei, und er sah, wie sich der französische Infanterist duckte, um der Kugel zu entgehen, und dann stürzte ein anderer Franzose. Vornüber! Sharpe blickte auf. Da wehte Musketenrauch von den Häusern, die an die freie Fläche grenzten, welche von den Franzosen vor den Festungen geschaffen worden war, damit sie freies Schussfeld hatten.

»Sieh mal!« Sharpe wies hinauf. »Die Sechste muss dort eingetroffen sein!«

Es war nicht die Sechste Division. Die Musketen wurden von Bürgern Salamancas abgefeuert, die ihren Zorn auf die Franzosen abreagierten, die so lange ihre Stadt besetzt hatten. Die Voltigeure wurden zwischen zwei Feuer genommen. Die britischen Schützen schossen über die lange Brücke, und die Spanier feuerten von hinten auf die Franzosen.

»Weiter!«, rief Sharpe. Sie hatten den sicheren Teil der Brücke erreicht, der nicht von den französischen Kanonieren eingesehen werden konnte, doch im selben Augenblick taumelte Delmas in die Arme seiner Retter, die sich bereits zurückzogen und ihn zu den Festungen hinaufbrachten.

Sharpe und Harper rannten tollkühn weiter, und der Offizier der Voltigeure befahl sechs Männern, Front zu machen, sich auseinanderzufächern und ihre Musketen anzulegen.

Sharpe und Harper trennten sich automatisch. Harper hetzte zur rechten Seite der Brücke, Sharpe zur linken, sodass der Feind zwischen zwei kleineren Zielen wählen musste. Sharpe stieß einen wilden Kriegsschrei aus, der den Feind erschrecken sollte, und er hörte, dass Harper zu seiner Rechten ebenfalls brüllte.

Eine weitere Gewehrkugel pfiff von hinten an ihnen vorbei. Sie traf einen Franzosen ins Knie, und sein schriller Schmerzensschrei machte die anderen nervös. Zwei von ihnen waren verletzt, und die beiden Männer krochen zurück, den Hügel hinauf. Hinter ihnen krachten die Musketen der Spanier, vor ihnen feuerten britische Schützen über die Brücke, vorbei an den beiden Männern, deren Schreie ihnen herausfordernd entgegenhallten. Die vier verbliebenen Voltigeure feuerten und hatten nur noch

den Wunsch, sich in die Sicherheit der Festungen zurückzuziehen.

Sharpe spürte den Luftzug der Musketenkugeln. Er wurde nicht getroffen, und er hatte den Säbel zum ersten Hieb bereit. Die Feinde zogen sich hinter Delmas zurück, aber der Offizier versuchte, sie zurückzuhalten. Er schrie sie an, zerrte einen der Männer zurück, und als er erkannte, dass es hoffnungslos war, machte er mit seinem Degen Front zu Sharpe und wartete auf ihn.

Die Tapferkeit des französischen Offiziers bewirkte, dass die vier Männer umkehrten. Ihre Musketen waren nicht geladen, doch sie hatten noch ihre Bajonette, die sie auf die Musketen pflanzten. Sie kamen jedoch zu spät, um ihren Lieutenant zu retten.

Sharpe konnte die Furcht in den Augen des Offiziers sehen. Er wünschte, dass der Lieutenant kehrtmachte und flüchtete, aber der Mann blieb, wo er war. Er verstellte Sharpe den Weg und hob den Degen, um einen Ausfall zu machen. Sharpe schlug den Degen mit wuchtigem Hieb zur Seite, dass es hell aufklang, und dann rammte er den Mann, den er nicht töten wollte, mit der Schulter, dass er rücklings auf die Straße flog.

Die vier Voltigeure kehrten zurück, die Musketen mit den Bajonetten vorgereckt. Sharpe stellte sich ihnen mit erhobenem Säbel entgegen, aber plötzlich konnte er sich nicht mehr bewegen. Der französische Lieutenant hatte sich an seine Beine geklammert und hielt ihn fest, und die Voltigeure beeilten sich, um daraus Kapital zu schlagen, während Sharpe um sein Gleichgewicht rang.

Es war ein fataler Fehler der Franzosen. Patrick Harper, der Ire, betrachtete sich trotz des Rangunterschieds als Sharpes Freund. Harper war ungewöhnlich stark, aber wie so viele kräftige Männer verfügte er über eine rührende Sanftheit und sogar Friedfertigkeit. Harper gab sich meistens damit zufrieden, der Welt ihren Lauf zu lassen,

das Leben mit trockenem Humor hinzunehmen, wie es nun einmal war, aber niemals in der Schlacht. Er war mit Liedern und Geschichten über die großen irischen Krieger aufgewachsen. Für Patrick Harper war Cuchulain kein imaginärer Held aus ferner Vergangenheit, sondern ein realer Mann, ein Ire und ein Krieger, dem es nachzueifern galt. Cuchulain starb mit siebenundzwanzig Jahren, in Harpers gegenwärtigem Alter, und er hatte gekämpft, wie Harper kämpfte, berauscht von einem wilden Schlachtlied. Harper kannte ebenfalls diese verrückte Freude, und sie erfüllte ihn jetzt, als er die vier Männer angriff und sie in seiner Muttersprache anschrie.

Er schwang die schwere, siebenläufige Waffe wie eine Keule. Mit dem ersten Hieb drosch er eine Muskete samt Bajonett hinunter und schlug den Franzosen dabei zu Boden, und mit dem zweiten Schlag fegte er zwei Männer von den Beinen. Harper trat nach den Feinden, stampfte sie nieder und benutzte die Waffe als Keule, die er mit all seiner gewaltigen Kraft einsetzte. Der vierte Franzose sprang mit vorgestrecktem Bajonett auf Harper zu. Harper nahm eine Hand von der »Keule«, packte verächtlich die Muskete, riss sie samt Mann auf sich zu und stieß dem stolpernden Feind das Knie ins Gesicht. Alle vier Franzosen waren jetzt am Boden.

Der französische Offizier sah es entgeistert. Er ließ Sharpes Knöchel los, rettete sich so vor Sharpes Säbelhieb, sprang auf und rannte auf die anderen Voltigeure zu. Weitere Schützen eilten herbei, sicher auf diesem Teil der Brücke, der von den feindlichen Kanonen nicht erreicht werden konnte.

Harper wollte mehr. Er stürmte den Hügelhang hinauf, überwand den Schutt der Häuser, die von den Franzosen in die Luft gejagt worden waren, damit sie eine breite, freie Fläche als Schussfeld vor ihren Festungen hatten. Er rannte an den beiden Verwundeten vorbei, die wie ihre

Kameraden unterhalb des Hügels Gefangene werden würden, und Sharpe folgte ihm. »Weiter, Patrick! Weiter!«

Sharpe konnte es nicht begreifen: Delmas, sicher bei den anderen Voltigeuren, flüchtete nicht auf die Festungen zu. Stattdessen humpelte er geradewegs auf die Stadt und die Häuser zu, von deren Balkonen die Spanier feuerten. Ein Offizier der Voltigeure redete auf ihn ein, aber Sharpe sah, dass der große Offizier der Dragoner ihm Schweigen befahl. Zwei andere Voltigeure wurden eingeteilt, Delmas zu helfen, den humpelnden Mann fast den Hügel hinaufzutragen. Sharpe verstand nicht, weshalb Delmas auf das vereinzelte Musketenfeuer der spanischen Zivilisten zuflüchtete. Es war Wahnsinn! Delmas war nur ein paar Yards von der Sicherheit der Festungen entfernt, doch er flüchtete in eine feindliche Stadt, in die jeden Augenblick die Sechste Division von Wellingtons Armee einmarschieren konnte. Delmas riskierte es sogar, sich dem Musketenfeuer der Spanier auszusetzen. Je näher er darauf zuhumpelte, desto gefährlicher wurde es für ihn.

Dann gab es keine Gefahr mehr für ihn. Sharpe, der dem Dragoner den Hügel hinauf folgte, sah einen großen grauhaarigen Priester auf einem der Häuserbalkone auftauchen. Sharpe konnte nicht verstehen, was der Priester rief. Er hörte nur die dröhnende Stimme. Der Priester gestikulierte, hob und senkte die Arme und forderte die Zivilisten unmissverständlich auf, das Feuer einzustellen.

Verdammter Priester! Er ließ Delmas in das Gewirr der Gassen entkommen! Die Zivilisten gehorchten dem grauhaarigen Geistlichen. Sharpe fluchte und verstärkte seine Bemühungen, die Gruppe der Franzosen einzuholen. Zur Hölle mit dem verdammten Priester!

Dann musste Sharpe Delmas und den Priester vergessen. Die anderen Voltigeure, die sahen, wie schnell Sharpe und Harper den Hügelhang hinaufkamen, waren hinabbefohlen

worden, um sie zu stoppen. Die ersten Kugeln wirbelten Staub aus dem Schutt auf, und Sharpe musste sich in Deckung werfen, weil das Musketenfeuer zu stark war. Er hörte Harper fluchen, schaute sich zu ihm um und sah, dass sich der Ire den Oberschenkel rieb, den er sich aufgeschrammt hatte, als er sich hinter einen Steinblock geworfen hatte. Der Sergeant grinste. »Sagte nicht jemand, das würde ein geruhsamer Nachmittag werden?«

Sharpe blickte über die Schulter. Er schätzte, dass er auf halbem Weg auf dem Hügelhang war, etwa dreißig Yards oberhalb des Flusses, und er sah, dass drei seiner Schützen die Gefangenen zusammentrieben. Vier weitere Schützen kletterten den Hügel herauf, und einer davon, Parry Jenkins, schrie etwas Unverständliches und wies an Sharpe vorbei. Gleichzeitig brüllte Harper: »Vor uns, Sir!«

Die Voltigeure, vielleicht wütend über den tollkühnen Angriff der Schützen, waren entschlossen, die beiden Männer zu schnappen, die isoliert auf dem Hügelhang waren. Sie hatten eine Salve abgefeuert, und jetzt kam ein Dutzend von ihnen mit aufgepflanzten Bajonetten den Hügel herunter, um Sharpe und Harper entweder gefangen zu nehmen oder zu erledigen.

Eine Mischung aus Zorn und Frustration erfasste Sharpe. Er gab sich die Schuld daran, dass Delmas entkommen war. Er hätte bei Lieutenant-Colonel Windham darauf bestehen müssen, dass man dem Franzosen nicht trauen konnte, und jetzt war Windham tot. Sharpe musste davon ausgehen, dass der arme junge McDonald ebenfalls tot war, mit sechzehn getötet von einem Bastard, der sein Ehrenwort gebrochen hatte und nun entkommen konnte.

Sharpe sprang mit brennendem Zorn aus der Deckung auf, hielt den schweren, schlecht ausbalancierten Säbel in der Hand, und als er sich den Franzosen entgegenstellte, hatte es für ihn wie so oft im Kampf den Anschein, die Zeit bliebe stehen. Er sah deutlich das Gesicht des ersten

Mannes, den aufklaffenden Mund mit den gelblichen Zähnen unter einem zerzausten Schnurrbart, und er sah die Kehle des Mannes und wusste, wo seine Klinge treffen würde. Er holte aus, der Stahl zischte durch die Luft, und die geschärfte Spitze der Klinge schlitzte dem Feind die Kehle auf. Sharpe zog den Säbel bereits zurück und drosch die Muskete des zweiten Angreifers zur Seite. Er traf den Unterarm des Feindes, sodass der Mann die Waffe fallen ließ, bevor Sharpe ihn mit dem nächsten Hieb tötete.

Harper schaute einen Augenblick lang gebannt zu, weil er an das schreckliche Schauspiel gewöhnt war, das sich darbot, wenn Richard Sharpe wild kämpfte, und dann machte er mit. Er ließ das siebenläufige Salvengewehr zurück und schlug mit einem vom Feuer geschwärzten Holzstück auf die Feinde ein, bis deren Mut gebrochen war und sie den Hügel hinaufflüchteten. Harper schaute zu seinem Captain, dessen blutrote Klinge in weniger als einer halben Minute vier Männer besiegt hatte. Er bückte sich und hob die schwere Waffe auf. »Haben Sie jemals daran gedacht, zur Armee zu gehen, Mister Sharpe?«

Sharpe hörte nicht zu. Er spähte zu den Häusern, wo der Priester die Zivilisten vom Feuern abgehalten hatte, und nun lächelte Sharpe, denn der Priester mochte in der Lage sein, Zivilisten zu beeinflussen, aber er konnte keine britischen Soldaten kommandieren. Die Sechste Division war eingetroffen! Sharpe sah die roten Uniformen auf der Hügelkuppe, hörte das Krachen von Musketen, und er hetzte den Hang hinauf, um festzustellen, wo Delmas war. Harper folgte ihm.

Auf der Hügelkuppe ließen sie sich fallen. Zu ihrer Rechten waren die Häuser mit roten Uniformen gesprenkelt, zu ihrer Linken befanden sich die drei Festungen, in die sich die Voltigeure zurückzogen, und Delmas war bei ihnen! Er war von der Sechsten Division abgefangen und auf die Festungen zu getrieben worden.

Das war eine Art Sieg, wie Sharpe fand, denn nun steckte der hinterlistige Franzose in den Festungen wie in der Falle. Sharpe blickte zurück und sah, dass es auf dem Flussufer von britischen Soldaten wimmelte, die neben dem Rio Tormes westwärts marschierten, um den Kordon um die drei Festungen zu schließen. Delmas saß in der Falle!

Sharpe beobachtete Delmas. Man half ihm in den Graben vor der Festung, die am nächsten und schmalsten war. Der Helm tauchte wieder auf, und der Franzose wurde in eine der Kanonenschießscharten gezogen. Sharpe beobachtete, wie sein Feind in der Festung verschwand. Es gab kein Entkommen mehr für den Bastard! Sein Säbel war in Salamanca, und vielleicht gehörte er bald Richard Sharpe.

Sharpe schaute Harper an. »Das wär’s. Der Bastard ist entkommen.«

»Nur vorläufig, Sir.« Harper wandte sich um und spähte über den Fluss. Eine Gruppe von Offizieren stand in Deckung der Häuser auf dem fernen Ufer, und eine andere Gruppe, unbehelligt von den französischen Kanonieren, trug Windhams Leiche den Hügel hinauf. Harper sah, dass die Fuchshunde der traurigen Prozession folgten. Während er beobachtete, feuerten die Kanoniere wieder auf die Brücke. Sie ließen die Briten ihre Toten bergen, aber sie gaben immer noch nicht die Passage über den Fluss auf.

Harper nickte zur Brücke hin. »Ich bezweifle, dass wir über die Brücke zurückgehen können, Sir.«

»Ich auch.«

»Keine schlechte Stadt, in der wir stecken bleiben, Sir.«

»Was?« Sharpe hatte nur halb zugehört. Er hatte an Delmas gedacht. Der Franzose hatte Windham ermordet und vermutlich McDonald ebenfalls. Ein Mann, der tötete, obwohl er sein Ehrenwort gegeben hatte, war ein skrupelloser Mörder.

»Ich sagte, es ist keine schlechte Stadt …«

»Das habe ich gehört, Patrick.« Sharpe blickte den Sergeant an und erinnerte sich an den Kampf. »Danke.«

»Wofür? Meinen Sie, wir sollten uns den Jungs anschließen?«

»Ja.«

Sie stiegen den Hügel hinab, um sich den paar Schützen anzuschließen, die wie sie selbst auf dem nördlichen Ufer eingeschlossen waren. Einer der Männer hatte Sharpes Gewehr aufgehoben und auf dem Weg über die Brücke getragen. Er überreichte es dem Captain. »Was machen wir jetzt, Sir?«

Sharpe lauschte. Schwach hörte er ein rhythmisches Trommeln, das eine kaum wahrnehmbare Melodie übertönte. »Hören Sie das?«

Sie horchten. Parry Jenkins grinste. »Eine Kapelle!«

Sharpe hängte sein Gewehr über die Schulter. »Ich finde, wir sollten zu ihnen.« Er nahm an, dass die Sechste Division feierlich in die Stadt einzog. Kapellen spielten und Fahnen flatterten, und Sharpe wies am Flussufer entlang nach Osten. »Da lang, Jungs, und dann hoch in die Stadt.« Die Route würde sie weit fort von den französischen Kanonen bringen, die auf das verwüstete Südwestende der Stadt gerichtet waren. »Und hört zu, Jungs!« Sie schauten ihn an. »Bleibt zusammen, verstanden? Wir sollten eigentlich nicht hier sein, und die verdammten Profose würden liebend gern einen echten Soldaten in Ketten legen.« Sie grinsten ihn an. »Vorwärts!«

Sharpe wischte Blut von seinem schweren Säbel, als er die Männer über das Flussufer und dann hinauf in eine Gasse führte, die steil zu den beiden Kathedralen auf der Hügelkuppe anstieg. Sie waren hinter den Häusern, aus denen die spanischen Zivilisten auf Delmas gefeuert hatten und wo der Priester ihnen Einhalt geboten hatte, und

Sharpe glaubte die große grauhaarige Gestalt wiederzuerkennen, die vor ihnen hügelan stieg.

Er beschleunigte seine Schritte, ließ seine Schützen hinter sich, und beim Klappern seiner Stiefel auf dem Kopfsteinpflaster wandte sich der Priester um. Er war ein hochgewachsener älterer Mann, dessen Gesicht Belustigung und Menschenfreundlichkeit widerzuspiegeln schien. Er lächelte Sharpe an und blickte auf den Säbel. »Sie sehen aus, als wollten Sie mich umbringen, mein Sohn.«

Sharpe hatte nicht genau gewusst, weshalb er dem Priester gefolgt war, abgesehen davon, dass er seinen Zorn über die Einmischung des Mannes bei dem Kampf abreagieren wollte. Das perfekte Englisch des Priesters überraschte ihn, und er ärgerte sich über den gelassenen Tonfall. »Ich töte die Feinde des Königs.«

Der Priester lächelte über Sharpes dramatischen Tonfall. »Sie sind wütend auf mich, mein Sohn. Weil ich das Schießen der Zivilisten stoppte? Wissen Sie, was die Franzosen mit ihnen anstellen werden, wenn sie eine Gelegenheit bekommen? Wissen Sie das? Haben Sie schon gesehen, wie Zivilisten an die Wand gestellt und wie kranke Hunde abgeknallt werden?«

Sharpe bemühte sich nicht, seinen Zorn zu verbergen. »Um Himmels willen! *Wir* sind jetzt hier, nicht die verdammten Franzosen!«

»Ich bezweifle, dass es nach Seinem Willen ist, mein Sohn.« Der Priester irritierte Sharpe, indem er sein Lächeln beibehielt. »Und für wie lange sind Sie hier? Wenn Sie nicht die Hauptarmeen der Franzosen besiegen, dann werden Sie nach Portugal zurückkehren müssen, und wir haben die Franzosen wieder auf unseren Straßen.«

Sharpe runzelte die Stirn. »Sind Sie Engländer?«

»Gott sei Dank, nein!« Zum ersten Mal wirkte der Priester schockiert über etwas, das Sharpe gesagt hatte. »Ich bin Ire, mein Sohn. Ich bin Father Patrick Curtis, doch die Leute von Salamanca nennen mich Don Patricio Cortes.« Curtis verstummte, als Harper die neugierigen Schützen an ihm und Sharpe vorbeitrieb. Harper führte die Männer weiter die Gasse hinauf. Curtis lächelte Sharpe wieder an und fuhr fort: »Salamanca ist jetzt meine Stadt, und diese Leute sind meine Leute. Ich verstehe ihren Hass auf die Franzosen, aber ich muss sie schützen, wenn die Franzosen hier wieder das Sagen haben. Dieser Mann, den Sie jagten, wissen Sie, was er ihnen antun würde?«

»Delmas? Was würde er den Leuten antun?«

Curtis furchte die Stirn. Er hatte ein markantes Gesicht mit tiefen Falten, das von buschigen grauen Augenbrauen beherrscht wurde. »Delmas? Nein! Leroux!«

Jetzt war Sharpe verwirrt. »Ich jagte einen Mann mit einem Messinghelm. Einen Mann, der humpelte.«

»Richtig! Leroux.« Curtis sah Sharpes Überraschung. »Er ist Colonel in Napoleons Kaiserlicher Garde. Philippe Leroux. Er ist grausam und unbarmherzig, mein Sohn, besonders gegenüber Zivilisten.«

Die ruhigen, informativen Worte des Priesters hatten Sharpe nicht besänftigt. Er sagte immer noch feindselig: »Sie wissen allerhand über ihn.«

Curtis lachte. »Natürlich! Ich bin Ire! Wir interessieren uns immer für anderer Leute Sachen. In meinem Fall ist es natürlich auch in Gottes Sinne, etwas über die Leute zu wissen. Sogar über Leute wie Colonel Leroux.«

»Und es war meine Sache, ihn zu töten.«

»Sagte der Zenturio in Golgatha.«

»Was?«

»Nichts, mein Sohn. Eine geschmacklose Bemerkung. Nun – Captain?« Curtis sprach den Rang fragend aus, und

Sharpe nickte. Der Priester lächelte. »Es ist mir eine angenehme Pflicht, Sie in Salamanca willkommen zu heißen, auch wenn Sie Engländer sind. Betrachten Sie sich als willkommen.«

»Sie mögen die Engländer nicht?« Sharpe war entschlossen, den älteren Priester nicht zu mögen.

»Warum sollte ich sie mögen?« Curtis lächelte immer noch. »Mag der Wurm den Pflug?«

»Ich nehme an, Sie ziehen die Franzosen vor, oder?« Sharpe war immer noch überzeugt, dass Curtis dafür gesorgt hatte, das Feuer einzustellen, um den Mann zu retten, der sich Delmas genannt hatte und in Wirklichkeit Leroux heißen sollte.

Curtis seufzte. »Du meine Güte! Diese Unterhaltung wird langweilig, wenn Sie mir diese Bemerkung verzeihen wollen. Ich wünsche Ihnen einen guten Tag, mein Sohn. Ich nehme an, wir werden uns bald wiedersehen. Salamanca ist eine kleine Stadt.«

Er wandte sich ab, ging weiter und ließ den Offizier der Schützen ärgerlich zurück. Sharpe war sich darüber im Klaren, dass Curtis ihn abgekanzelt hatte. Mit seiner Ruhe hatte der Priester ihn leicht erzürnen können. Zum Teufel mit dem Priester und mit Colonel Philippe Leroux! Sharpe ging weiter, eilte an Curtis vorbei, ohne ihn zur Kenntnis zu nehmen, und beschäftigte sich in Gedanken mit seinem Verlangen nach Vergeltung. Leroux! Der Mann, der Windham und McDonald ermordet hatte. Der Mann, der sein Ehrenwort gebrochen hatte und ihm, Sharpe, entkommen war, und der einen Säbel besaß, der einem großen Kämpfer gebührte. Colonel Leroux, ein würdiger Feind für diesen Sommer des Kriegs und der Hitze.

KAPITEL 3

Sharpe überholte seine Männer und führte sie an den Kathedralen vorbei in Straßen, auf denen es von Leuten wimmelte, die bereit waren, die Befreiung der Stadt von den Franzosen zu feiern.

Von den Balkonen ärmerer Leute hingen Decken herab, Flaggen von denen der reicheren, und Frauen lehnten sich aus den Fenstern und Balustraden und riefen Hochrufe auf England.

Harper bellte zurück: »Hoch lebe Irland!«

Wein wurde ihnen aufgedrängt, Blumen wurden ihnen zugeworfen, und die fröhliche Menge drängte sich um die Schützen auf ihrem Weg zur Musik und dem Stadtzentrum.

Harper grinste Sharpe an. »Der Lieutenant sollte hier sein!«

Sharpes Lieutenant, Harold Price, wäre in der Tat ungeheuer neidisch gewesen. Die Mädchen waren schön und lächelten, und Price wäre vor Unentschlossenheit hin- und hergerissen worden wie ein Terrier, der nicht weiß, welche Ratte er als Erste schnappen soll. Eine enorm fette Frau sprang auf und ab, um Harper einen Kuss auf die Wange zu geben. Der Ire nahm sie in die Arme, hob sie hoch, küsste sie glücklich und setzte sie wieder ab. Der Menge gefiel das. Sie brach in Beifallsrufe aus. Jemand überreichte Harper ein kleines Mädchen, und es strampelte mit dünnen Beinchen, als er es auf seine Schultern setzte. Die Kleine trommelte im Rhythmus der Musik auf seinen Tschako und schaute strahlend zu ihren Freunden. Heute war ein Feiertag in Salamanca. Die Franzosen waren fort, entweder mit Marmont gen Norden oder in ihre drei

abgeriegelten Festungen gezogen, und Salamanca war befreit.

Die Straße führte auf einen Platz, der von prächtigen Fassaden gesäumt wurde, und Sharpe erinnerte sich an seinen letzten Besuch hier. Salamanca war wie Oxford oder Cambridge eine Universitätsstadt, und der Platz gehörte zur Universität. Die steinernen Fassaden der Gebäude waren meisterhaft und so fein behauen, als wäre es Filigranarbeit. Sharpe sah, dass seine Männer bei dem Anblick staunten. So etwas gab es nicht in England zu sehen, vielleicht nirgendwo in der Welt, doch Sharpe wusste, dass das Beste von Salamanca noch kommen würde.

Glocken läuteten von einem Dutzend Glockentürmen, eine Kakophonie der Freude, die sich mit der Musik der Armeekapelle überschnitt. Schwalben, die Vorboten des Abends, flogen in Schwärmen über den Dächern. Sharpe bahnte sich einen Weg, nickte den Leuten zu und lächelte sie an, und in der nächsten Straße bemerkte er, dass die Türen noch die Kreidemarkierungen trugen, die von den französischen Quartiermeistern hinterlassen worden waren. Heute Abend würde die Sechste Division in diesen Häusern einquartiert sein und bereitwilliger willkommen geheißen werden, denn die Briten bezahlten für Kost und Logis. Die Franzosen waren fort. Und Sharpe lächelte, weil Leroux in den Festungen in der Falle steckte, und dann fragte er sich, wie er es arrangieren könnte, dass er dabei war, wenn die Sechste Division die Festungen erstürmte.

Die Straße mündete auf einen großen Platz. Sharpe sah die Spitzen glänzender Bajonette, die rhythmisch über den Köpfen der Menge vor einem Torbogen auf und ab wippten. Harper hob das kleine Mädchen von den Schultern und setzte es ab. Es lief zu den Schaulustigen, die den Paradeweg säumten. Die Männer der Leichten Kompanie folgten Sharpe zum Torbogen hin. Wie alle Schützen in

Sharpes Kompanie war auch Harper schon hier gewesen, im Winter 1808, und er erinnerte sich an die Plaza Mayor, die jenseits dieses Torbogens lag. Auf der Plaza Mayor versammelte sich die Sechste Division zur Parade, um den britischen Einzug in Salamanca zu manifestieren.

Sharpe blieb kurz vor dem Torbogen stehen und schaute Harper an. »Ich mache mich auf die Suche nach Major Hogan. Halte die Jungs zusammen. Wir treffen uns hier morgen um zehn Uhr.«

»Jawohl, Sir.«

Sharpe schaute zu den Männern bei Harper. Sie waren allesamt Halunken, Säufer, Diebe, Mörder und Ausreißer, die irgendwie zu den besten Infanteristen der Welt geworden waren. Er grinste sie an. »Ihr könnt trinken.« Sie stießen ironisch Jubelrufe aus. Sharpe hob eine Hand, um sich Gehör zu verschaffen. »Aber keine Raufereien und Kämpfe. Wir sollten eigentlich nicht hier sein, und die verdammten Profose würden euch liebend gern die Hölle heiß machen. Also bleibt sauber und haltet eure Kameraden aus Schwierigkeiten heraus, verstanden? Bleibt zusammen. Ihr könnt trinken, aber ich trage heute Abend keinen heim, also bleibt auf den Füßen.«

Sharpe hatte die Armeevorschriften auf drei einfache Regeln reduziert. Er erwartete von seinen Männern, dass sie wie er mit Entschlossenheit kämpften. Sie durften nicht stehlen, es sei denn vom Feind oder sie litten Hunger. Und sie durften sich niemals ohne seine Erlaubnis betrinken.

Sie grinsten ihn an und hielten Wein hoch, der ihnen geschenkt worden war. Sie würden am Morgen einen Kater haben.

Sharpe verließ sie und drängte sich durch die Menge beim Torbogen. Er wusste, was ihn erwartete. Dennoch stockte ihm der Atem beim Anblick des schönsten Platzes, den er je gesehen hatte – Salamancas Plaza Mayor. Er war erst vor dreißig Jahren fertiggestellt worden, und man

hatte ihn in siebzig Jahren angelegt, aber die Zeit war gut genutzt worden. Das riesige Viereck war von ununterbrochenen Häuserzeilen gesäumt. Jedes Haus ragte drei Stockwerke über die Säulengänge, und jedes Zimmer, das zum Platz wies, öffnete sich zu einem Balkon mit schmiedeeisernem Geländer. Die Strenge der Fassaden wurde durch Schnörkel und gemeißelte Wappen gelockert, und die Türmchen einer Balustrade zeichneten sich vor dem Himmel ab. An der Nordseite des Platzes grenzten die Häuser an einen prächtigen Palast, der höher als die Häuser links und rechts und verzierter war, und auf der Ostseite, voll im Sonnenschein der sinkenden Sonne, war der Königliche Palast. Der Steinboden der gesamten Plaza lag golden im Schein der Nachmittagssonne, gezeichnet mit tausend Schatten, die von den Balkonen, Fensterläden, Wappen und Türmchen geworfen wurden. Schwalben flogen über dem riesigen Platz. Die Plaza hatte königliche Dimensionen. Sie sprach von Größe und Erhabenheit, Stolz und Pracht, doch sie war ein öffentlicher Platz, der den Bürgern von Salamanca gehörte. Die niederste Person konnte darauf spazieren, in ihrem Glanz verweilen und sich vorstellen, sich in der Residenz eines Königs zu befinden.

Jetzt drängten sich Tausende von Leuten auf der Plaza Mayor. Sie schwenkten Tücher und Fähnchen, stießen Hochrufe aus und warfen Blumen in das gewaltige Viereck. Leute standen dicht gedrängt im Schatten der Arkade unter den achtundachtzig Bogen des Säulengangs, und ihre Jubel- und Hochrufe übertönten fast die Musik der Kapelle, die vor dem Palast spielte, während die Sechste Division feierlich und formell einzog.

Dies war ein Moment, den es auszukosten galt, ein Augenblick der Glorie, die Übernahme der Stadt durch die Briten. Jeder auf der Plaza Mayor spürte das und feierte diesen Augenblick, doch mitten in all dem Lärm und der Farbenpracht saß ein ernster Mann auf einem großen

Pferd, der fast traurig aussah. Er trug keine Uniform. Ein einfacher blauer Rock, eine graue Hose und ein unverzierter Zweispitz genügten Wellington. Vor dem General marschierten seine Soldaten, die Männer, die ihm von Portugal aus durch die Schrecken und Gräuel von Ciudad Rodrigo und Badajoz gefolgt waren.

Dem ersten Bataillon des Elften Regiments, dessen Uniformbesatz so grün war wie die Täler von North Devon, woher sie kamen, folgten die Shropshires. Sie trugen roten Besatz auf roten Uniformröcken, und die Uniformen der Offiziere waren mit goldenen Tressen besetzt. Sie hoben die Blankwaffen im Salut vor dem schlicht gekleideten hakennasigen Mann, der still und ernst inmitten des Lärms verharrte. Das 61. war dort, nach einem langen Weg von Gloucestershire, und beim Anblick dieser Männer erinnerte sich Sharpe an Windhams spöttischen Vergleich der beiden Städte mit ihren Kathedralen. Dem Lieutenant-Colonel hätte dieser Augenblick gefallen. Er hätte mit der Reitgerte den Takt zur Musik geschlagen, hätte die verblichenen Uniformröcke der Queen’s Royals, blau auf rot, der Zweiten Infanterie hinter den Royal Scots kritisiert, es jedoch nicht ernst gemeint. Die Männer aus Cornwall marschierten ein, dann die aus Hereford, und alle marschierten mit den Fahnen ihres Bataillons, die rauchgeschwärzt und mit Kugellöchern in der leichten Brise flatterten. Die Fahnenträger waren flankiert von Sergeants, deren Hellebarden silbern glänzten.

Hufschlag erklang beim Torbogen, und Hauptmann Lossow führte die Dragoner der King’s German Legion auf die Plaza. Ihre gezogenen Säbel blitzten, und die Offiziere trugen pelzbesetzte Mäntel offen über goldbetressten blauen Uniformröcken. Der Platz wirkte vollgestopft mit Soldaten, doch es kamen immer noch mehr hinzu. Die portugiesischen *Cazadores* mit ihren braunen Uniformröcken und den grünen Tschakos, deren

Federbusch zum Rhythmus der Musik wippte. Dann kamen die Grünröcke, keine Schützen vom 95., Sharpes altem Regiment, sondern Männer des 60. Regiments, die Royal American Rifles. Sharpe beobachtete ihren Marsch auf den Platz, und beim Anblick ihrer verblichenen, geflickten Uniformen und ihrer verschrammten und abgegriffenen Baker-Gewehre stieg ein wenig Stolz in ihm auf. Die Schützen waren die Ersten auf jedem Schlachtfeld und die Letzten, die es wieder verließen. Sie waren die Besten. Sharpe war stolz auf seinen grünen Uniformrock.

Dies war nur eine Division, die Sechste, während jenseits der Stadt die anderen Divisionen von Wellingtons Heer waren und sie von der französischen Armee abschirmten. Die Erste, Dritte, Vierte, Fünfte, Siebte und die Leichte Division, insgesamt 42 000 Infanteristen marschierten in diesem Sommer. Sharpe lächelte vor sich hin. Er erinnerte sich an Rolica, vor nur vier Jahren, als die britische Infanterie nur 13 500 Mann gehabt hatte. Niemand hatte von ihnen erwartet, dass sie siegten. Sie waren mit einem jüngeren General nach Portugal geschickt worden, und nun erwiderte dieser General den Gruß seiner Truppen, die in Salamanca einmarschierten. In Rolica hatte Wellington mit achtzehn Kanonen gekämpft, und in der Schlacht dieses Sommers würden über sechzig britische Kanonen donnern. In Rolica hatten zweihundert Kavalleristen paradiert, und jetzt waren es über viertausend. Der Krieg eskalierte, breitete sich über die Halbinsel hinauf nach Europa aus, und es gab Gerüchte, dass die Amerikaner in Kanada gegen England ziehen würden, während Napoleon, der Zirkusdirektor von allem, nach Norden zu den leeren russischen Landkarten schaute.

Sharpe sah sich nicht die ganze Parade an. In einer der acht Straßen, die zur Plaza Mayor führten, fand er einen Weinladen und kaufte einen Schlauch Rotwein, den er behutsam in seine runde, hölzerne Feldflasche umfüllte.

Eine Zigeunerin beobachtete ihn mit schwarzen unergründlichen Augen. Mit einer Hand hielt sie ein Baby an ihrer Brust, die andere hatte sie tief in ihre Schürze geschoben und umklammerte damit die wenigen Münzen, die sie im Laufe des Tages zusammengebettelt hatte. Sharpe ließ ein paar Schlucke Rotwein in dem Schlauch und warf ihn der Zigeunerin zu. Sie fing den Weinschlauch auf und ließ einen Strahl Rotwein in den Mund des Babys fließen.

An einem Verkaufsstand kaufte Sharpe gebratene Kaldaunen in Gewürzsoße, und während er aß und Wein trank, sagte er sich, wie glücklich er sich preisen konnte, am Leben geblieben und in dieser Stadt zu sein, und er wünschte, er könnte diesen Augenblick mit seiner Frau Teresa teilen. Dann sah er vor seinem geistigen Auge Windhams Leiche, das Blut, das die trockene Erde tränkte, und er hoffte, dass die Franzosen in den Festungen die Musik hörten und auf die Belagerung warteten. Leroux würde sterben.

Die Parade ging zu Ende, die Soldaten marschierten fort oder wurden entlassen, doch die Kapelle spielte weiter und untermalte die abendliche Zeremonie des Flanierens und Flirtens auf dem Platz. Die Bewohner von Salamanca gingen jeden Abend auf die Plaza. Die Männer schlenderten im Uhrzeigersinn am äußeren Rand des Vierecks, während die Mädchen, kichernd und Arm in Arm in einem inneren Ring in entgegengesetzter Richtung spazierten. Britische Soldaten schlossen sich jetzt den Promenierenden im äußeren Ring an, musterten die Mädchen, riefen ihnen etwas zu, was die spanischen Männer kühl und eifersüchtig beobachteten.

Sharpe schloss sich nicht dem Kreis an. Stattdessen ging er im tiefen Schatten des Säulengangs, vorbei an den Läden, in denen feine Lederarbeiten, Schmuck, Bücher und Seidenwaren verkauft wurden. Er schlenderte dahin und

wirkte unpassend in der feiernden Menge. Er hatte den Tschako zurückgeschoben, und sein schwarzes Haar fiel über den oberen Teil der langen Narbe, die neben seinem linken Auge bis zur Wange verlief. Wenn sein Gesicht entspannt war, verlieh ihm die Narbe einen sardonischen Ausdruck. Nur Lachen oder Lächeln machte die Strenge der Narbe weicher. Seine Uniform sah mitgenommen aus wie die Uniformen der anderen Schützen. Die Scheide seines Säbels war verschrammt. Er sah aus wie das, was er war – ein Soldat und Kämpfer.

Sharpe suchte Michael Hogan, den irischen Major, der in Wellingtons Stab diente. Sharpe und Hogan waren Freunde, und Sharpe wusste, dass der Ire eine gute Gesellschaft an diesem Abend des Feierns sein würde. Sharpe hatte auch noch einen anderen Grund, ihn zu suchen. Hogan war für Wellingtons Geheimdienst verantwortlich. Er sichtete die Berichte von Spionen und Erkundungsoffizieren, und Sharpe hoffte, dass der kleine Major einige Fragen über Colonel Philippe Leroux beantworten konnte.

Sharpe blieb unter dem Säulengang und schlenderte auf die Gruppe berittener Offiziere zu, die sich um den General versammelt hatte. Er blieb stehen, als er nahe genug heran war, um ihr lautes Gelächter und die vertrauten Stimmen zu hören.

Von Hogan war nichts zu sehen. Sharpe lehnte sich an eine Säule und beobachtete die Reiter, die in ihrer Galauniform prächtig aussahen. Er war nicht bereit, sich zu der Gruppe zu gesellen, die sich um den General versammelt hatte und um seine Gunst buhlte. Sharpe kannte diese Typen. Wenn Wellington sich in der Nase bohren würde, waren viele dieser Offiziere bereit, seinen Finger sauber zu lecken, wenn ihnen das weitere goldene Tressen auf ihren Uniformen einbrachte.

Er setzte seine Feldflasche an, schloss die Augen und trank Rotwein.

Jemand rief: »Captain! Captain!«

Sharpe öffnete die Augen, aber er konnte nicht entdecken, wer da gerufen hatte, und er nahm an, dass ein anderer Offizier gemeint war. Dann sah er den Priester, Curtis, der sich einen Weg durch die Reiter bahnte, die sich um Wellington geschart hatten. Der verdammte Ire schien überall zu sein.

Sharpe reagierte nicht auf den Ruf. Er verkorkte nur seine Feldflasche.

Curtis kam zu ihm und blieb stehen. »So sieht man sich wieder.«

»Wie Sie es voraussagten.«

»Sie können einem Mann Gottes immer glauben.« Der ältere Priester lächelte. »Ich hoffte, dass Sie hier sind.«

»So?«

Curtis wies zu den berittenen Offizieren. »Da ist jemand, der erleichtert wäre, sehr erleichtert, wenn er von Ihnen hören würde, dass Leroux sicher in den Festungen eingeschlossen ist. Wären Sie so nett, es zu bestätigen?« Er wies wieder hin und forderte Sharpe mit einer Geste auf, ihn zu begleiten, doch der große Schütze regte sich nicht.

»Glaubt man Ihnen nicht?«

Der Priester lächelte. »Ich bin Priester, Professor der Astronomie und Naturgeschichte und Rektor der hiesigen irischen Schule. Ich befürchte, das sind keine angemessenen Qualifikationen für diese Kriegsdinge. Ihnen dagegen wird man bei diesem Thema glauben. Wären Sie so freundlich?«

»Sie sind – was?« Sharpe hatte den Mann einfach für einen Priester gehalten, der sich ständig einmischte.

Curtis lächelte freundlich. »Ich bin ein schrecklich hoch angesehener Mann, und ich bitte Sie um einen Gefallen.«

Sharpe war immer noch nicht bereit, zu den eleganten Offizieren zu gehen. »Wer braucht die Bestätigung?«

»Eine mir bekannte Person. Sie werden es bestimmt nicht bedauern, ihre Bekanntschaft zu machen. Sind Sie verheiratet?«

Sharpe nickte. Er verstand nicht, was die Frage sollte. »Ja.«

»Kirchlich getraut, hoffe ich?«

»Zufällig ja.«

»Das überrascht und freut mich.« Sharpe war sich nicht sicher, ob Curtis sich über ihn lustig machte. Die buschigen Augenbrauen des Priesters ruckten hoch. »Das hilft, wissen Sie.«

»Das hilft?«

»Gegen die fleischliche Versuchung. Ich bin Gott manchmal sehr dankbar, dass er mir erlaubt hat, alt zu werden und immun dagegen zu bleiben. Bitte, kommen Sie mit.«

Sharpe folgte ihm, jetzt neugierig, und Curtis blieb plötzlich stehen. »Ich hatte nicht das Vergnügen, Ihren Namen zu erfahren, Captain.«

»Sharpe, Richard Sharpe.«

Curtis lächelte. »Wirklich? Sharpe? Gut, gut!« Er ließ Sharpe keine Zeit, um darauf zu reagieren, dass er seinen Namen offenbar schon gehört hatte. »Kommen Sie, Sharpe! Und bekommen Sie keine weichen Knie!«

Mit dieser geheimnisvollen Andeutung bahnte sich Curtis einen Weg durch die Reitergruppe, und Sharpe folgte ihm. Es mussten mindestens zwei Dutzend Offiziere sein, doch sie scharten sich nicht um Wellington, wie Sharpe zuerst angenommen hatte. Sie schauten auf einen offenen Kutschwagen, und dorthin führte ihn Curtis.

Da ist jemand unglaublich reich, dachte Sharpe. Vier prächtige Schimmel standen geduldig vor der Kutsche. Ein

livrierter Fahrer mit Perücke saß auf dem Kutschbock, und ein Lakai in der gleichen Livree stand hinten auf einer Plattform. Das Geschirr war aus Silber. Die Kutsche war so auf Hochglanz poliert, dass selbst der penibelste Sergeant Major zufrieden gewesen wäre. Die neumodische viersitzige Kalesche war dunkelblau und mit silbernen Linien umrandet. Ein Wappen zierte die Tür und war so oft in Quadrate unterteilt, dass man nur bei näherem Hinsehen die kleinen Embleme darin erkennen konnte. Die Frau im Wagen hätte ihn jedoch auch noch auf Gewehrschussweite beeindruckt.

Sie war blond und sehr hellhäutig, was in Spanien ungewöhnlich war, und sie trug ein schneeweißes Kleid, in dem sie als das Hellste und Leuchtendste auf Salamancas goldenem Platz wirkte. Sie lehnte sich in die Polster zurück, eine Hand lässig auf den Schlag gelegt, und ihr Blick war gelangweilt und belustigt zugleich, als wäre sie es gewohnt, bewundert zu werden. Sie hielt einen kleinen Sonnenschirm gegen die Abendsonne, und der weiße Spitzenbesatz des Schirms warf die Spur eines Schattens auf ihr Gesicht, der jedoch nicht die vollen Lippen, das intelligent blickende Augenpaar oder den schlanken Hals verbarg. Sharpe hatte viele schöne Frauen gesehen. Teresa war schön, Jane Gibbons, deren Bruder in Talavera versucht hatte, ihn zu töten, war hübsch, doch diese Frau war eine unvergleichliche Schönheit.

Curtis klopfte gegen den Kutschenschlag. Sharpe nahm kaum irgendeine andere Person außer der Frau wahr, nicht einmal Wellington. Fasziniert betrachtete er sie, als Curtis ihn vorstellte und sie den Blick auf ihn heftete.

»Captain Richard Sharpe, ich habe die Ehre, Sie mit La Marquesa de Casares el Grande y Melida Sadaba bekannt zu machen.«

Sie schaute ihn an. Er erwartete fast, dass sie ihm die weiß behandschuhte Hand reichte, aber sie lächelte nur.

»Die Leute können sich den langen Namen nie merken.«

»La Marquesa de Casares el Grande y Melida Sadaba«, sagte Sharpe und wunderte sich, dass er es ohne Stottern schaffte. Jetzt wurde ihm klar, was Curtis mit der Bemerkung gemeint hatte, er solle keine weichen Knie bekommen. Die Marquesa hob in gespielter Überraschung eine Augenbraue. Curtis erzählte ihr auf Spanisch von Leroux. Sharpe hörte, dass der Name erwähnt wurde, immer wieder blickte die Frau von Curtis zu ihm, und jeder Blick faszinierte ihn. Ihre Schönheit war wie eine körperliche Kraft. Andere Frauen hassten sie vermutlich. Männer folgten ihr wahrscheinlich wie Schoßhündchen. Sie war als Schönheit geboren worden, und jedes künstliche Hilfsmittel verstärkte diese Schönheit noch. Sie war eine einzige Verlockung, unberührbar für jeden außer einem reinblütigen Lord. Wie immer, wenn Richard Sharpe etwas sah, das er sich wünschte, jedoch nicht hoffen konnte, es zu bekommen, begann er eine Abneigung dagegen zu entwickeln.

Curtis verstummte, und die Marquesa schaute Sharpe an. Ihre Stimme klang gelangweilt. »Leroux ist in den Festungen?«

Er fragte sich, wo sie Englisch gelernt hatte. »Ja, Señora.«

»Sind Sie sich dessen sicher?«

»Jawohl, Señora.«

Sie nickte, entließ ihn damit, und Sharpe hatte das sichere Gefühl, dass seine Bestätigungen weder gewünscht noch willkommen waren. Dann wandte sie sich noch einmal an ihn und hob die Stimme. »Sie wirken so viel soldatenhafter als diese schmucken Männer auf ihren Pferden.«

Sie erwartete keine Erwiderung von ihm. Sharpe spürte, dass die Bemerkung nur dazu diente, ihre galanten Bewunderer zu ärgern. Sie machte sich nicht mal die Mühe, festzustellen, welche Wirkung ihre Worte hatten,

sondern zog einen Bleistift aus einem kleinen Etui und schrieb etwas auf einen Zettel. Ein Mann ließ sich von ihren Worten anstacheln, ein geckenhafter Kavallerieoffizier, dessen gedehnt gesprochenes Englisch nach dem eines geborenen Aristokraten klang.

»Jedes Tier kann tapfer sein, aber ein Striegel kann es immer verbessern.«

Es folgte ein Augenblick Stille. Die Marquesa schaute zu Sharpe und lächelte. »Sir Robin Callard hält Sie für ein ungestriegeltes Tier.«

»Lieber das als ein Schoßhund, Señora.«

Die schöne Marquesa hatte mit ihrem Spiel Erfolg. Sie schaute zu Callard und hob eine Augenbraue. Er war gezwungen, sich tapfer zu zeigen. Er starrte Sharpe wütend an. »Sie sind unverschämt, Sharpe.«

»Ja, das ist er.« Die Stimme klang scharf. Wellington neigte sich vor. »Das war er immer.« Der General durchschaute das Spiel der Marquesa und stoppte es. Er hasste Duelle zwischen seinen Offizieren. »Es ist seine Stärke. Und Schwäche.« Er tippte an den Zweispitz. »Guten Tag, Sharpe.«

»Sir.« Sharpe zog sich von der Kutsche zurück, ignoriert von der Marquesa, die ihren Zettel faltete. Er war entlassen, geringschätzig abgewiesen, und er wusste, dass ein zerlumpter Captain mit einem alten Säbel nichts unter eleganten, nach Parfüm duftenden Leuten zu suchen hatte. Groll stieg in Sharpe auf. Wellington brauchte Sharpe, wenn es die Breschen von Badajoz zu erobern galt, aber jetzt nicht! Nicht unter Seiner Lordschaft eigener Sorte. Sie hielten Sharpe für ein Tier, das gestriegelt werden musste, doch er war ein Tier, das trat, biss und kratzte, um ihre privilegierte, feudale Welt zu erhalten. Zum Teufel mit ihnen! Heute Abend würde er mit seinen Männern trinken, von denen keiner davon träumte, jemals so viel Geld zu besitzen, wie das silberne Geschirr der Kalesche der

Marquesa wert war. Doch sie waren seine Männer. Zur Hölle mit diesem Weibsstück und den Männern, die wie Hündchen um sie herumstrichen. Er, Sharpe, würde beweisen, wie gleichgültig sie ihm waren.

»Sharpe?«

Er wandte sich um. Ein gut aussehender Kavallerie-Offizier, der so blond wie die Marquesa war und eine so elegante Uniform wie Sir Robin Callard trug, stand lächelnd vor ihm. Der Offizier trug den linken Arm in einer Schlinge über dem Blau und Silber seines Rocks, und im ersten Moment dachte Sharpe, dass dieser Mann Callards Sekundant sein musste, der gekommen war, um ein Duell zu verabreden. Doch das Lächeln des Kavallerie-Offiziers war offen und freundlich, und seine Stimme klang herzlich.

»Es ist mir eine Ehre, Sie kennenzulernen, Sharpe! Ich bin Jack Spears.« Er grinste breit. »Freut mich, dass Sie es Robin gezeigt haben. Er ist ein aufgeblasener kleiner Bastard. Hier.« Er hielt Sharpe einen zusammengefalteten Zettel hin.

Sharpe nahm den Zettel widerstrebend. Er wollte nichts mit dem glanzvollen Kreis zu tun haben. Langsam entfaltete er den Zettel und las die mit Bleistift geschriebenen Worte: »Ich gebe heute Abend um 22 Uhr einen kleinen Empfang. Lord Spears wird Ihnen Näheres mitteilen.« Darunter stand nur »H«.

Sharpe schaute den gut aussehenden Kavalleristen an. »H?«

Spears lachte. »Helena, die Marquesa von Sowieso und Sowieso, und das Objekt der Begierde einer ganzen Armee. Soll ich ihr sagen, dass Sie kommen werden?« Er sprach entspannt und freundlich.

»Sie sind Lord Spears?«

»Ja.« Spears zeigte seinen ganzen Charme. »Durch die Gnade Gottes und den rechtzeitigen Tod meines älteren

Bruders. Aber Sie können mich Jack nennen wie jeder sonst.«

Sharpe schaute abermals auf den Zettel mit der Einladung. Die Handschrift der Marquesa war kindlich gerundet wie seine eigene. »Ich habe heute Abend etwas anderes vor.«

»Er hat etwas anderes vor!« Bei Spears gespielt erstauntem Ausruf schauten einige der spazierenden Bürger von Salamanca auf den jungen, gut aussehenden Kavallerie-Offizier. »Etwas anderes vor! Mein lieber Sharpe! Was könnte wichtiger sein, als der schönen Helena die Ehre zu erweisen?«

Sharpe war verlegen. Er wusste, dass Lord Spears freundlich war, aber nach der Begegnung mit der Marquesa fühlte sich Sharpe schäbig und minderwertig. »Ich muss Major Hogan aufsuchen. Kennen Sie ihn?«

»Ob ich ihn kenne?« Spears grinste. »Er ist mein Herr und Meister. Natürlich kenne ich Michael, aber den werden Sie heute Abend nicht sehen, es sei denn, Sie ziehen ein paar Hundert Meilen nach Süden.«

»Sie arbeiten für ihn?«

»Er ist freundlich genug, um es als Arbeit zu bezeichnen.« Spears grinste. »Ich bin einer seiner Erkundungsoffiziere.«

Sharpe betrachtete den jungen Lord mit neuem Respekt. Erkundungsoffiziere ritten weit hinter feindlichen Linien, in voller Uniform, damit man sie nicht der Spionage beschuldigen konnte, und verließen sich auf ihre schnellen Pferde, wenn es galt, aus Schwierigkeiten zu entkommen. Sie schickten eine Fülle von Informationen über Bewegungen des Feindes zurück und vertrauten ihre Botschaften und Landkarten spanischen Boten an. Es war eine einsame, tapfere Mission.

Spears lachte. »Da habe ich den großen Sharpe beeindruckt, wie wundervoll! War es wichtig, Michael zu

sprechen?«

Sharpe zuckte mit den Schultern. In Wirklichkeit hatte er Hogans Namen als Vorwand benutzt, um die Einladung der Marquesa abschlagen zu können. »Ich wollte ihn über Colonel Leroux befragen.«

»Dieser Bastard!« Zum ersten Mal war etwas anderes als Heiterkeit in Spears' Tonfall. »Sie hätten ihn töten sollen.« Spears hatte offenbar die kurze Unterhaltung des Priesters mit der Marquesa mit angehört.

»Sie kennen ihn?«

Spears tippte auf die Schlinge. »Was glauben Sie, wem ich das verdanke? Er erwischte mich fast vorige Woche in einer dunklen Nacht. Ich sprang aus einem Fenster, um ihm zu entkommen.« Er lächelte wieder. »Nicht sehr tapfer von mir, aber mir missfiel der Gedanke, die noble Linie der Spears in einem spanischen Flohtheater zu beenden.« Er tippte Sharpe mit der freien Hand auf die Schulter. »Michael wird mit Ihnen über Leroux reden wollen, aber inzwischen, mein lieber Sharpe, kommen Sie heute Abend in den Palacio Casares und trinken den Champagner der Marquesa.«

Sharpe schüttelte den Kopf. »Nein, Mylord.«

»Mylord! Mylord! Nennen Sie mich Jack! Und jetzt sagen Sie mir, dass Sie kommen werden!«

Sharpe knüllte den Zettel zusammen. Er dachte an Teresa und fühlte sich edel, weil er die Einladung ablehnte. »Ich werde nicht kommen, Mylord.«

Lord Spears schaute Sharpe nach, als er davonging, sich einen Weg durch die Spaziergänger auf der Plaza Mayor bahnte, und der Kavallerie-Offizier lächelte vor sich hin. »Zehn zu eins, dass du kommst, mein Freund, zehn zu eins!«

KAPITEL 4

Sharpe hatte zur Marquesa gehen wollen. Die Versuchung blieb die ganze Nacht, aber er widerstand ihr. Er sagte sich, dass er einfach keine Lust hatte, zum Empfang der Marquesa zu gehen, aber in Wahrheit befürchtete er den Spott der geistreichen, eleganten Freunde der Marquesa. Er würde dort fehl am Platze sein.

Stattdessen trank er, hörte sich die Geschichten an, die seine Männer zum Besten gaben, und verjagte den einen Profos, der sie liebend gern aus der Stadt gewiesen hätte. Er schaute zu, während seine Männer bei Hahnenkämpfen wetteten und ihr Geld verloren, weil ihre Favoriten mit in Rum getränkten Weintrauben gefüttert worden waren, und er redete sich ein, lieber mit seinen Männern zusammen zu sein als mit sonst jemandem. Sie freuten sich über seine Gesellschaft, und er schämte sich, weil er das Interesse für sie nur vortäuschte. Während er zuschaute, wie ein weiterer toter Kampfhahn aus dem blutgetränkten Ring genommen wurde, dachte er an die atemberaubend schöne Frau mit dem goldenen Haar und der weißen Haut.

Nichts hielt die kleine Gruppe von Schützen in Salamanca, und so begab sie sich früh am nächsten Morgen zum San-Christobal-Hügel, wo die Hauptarmee auf die Franzosen wartete. Die Schützen verließen verkatert die Stadt und marschierten zu ihrem Ziel.

Sie alle rechneten mit einer Schlacht. Die Franzosen hatten sich aus Salamanca zurückgezogen, aber Marmont hatte die Garnison in den drei Festungen zurückgelassen, und es war selbst dem letzten Soldaten klar, dass der französische Marschall zurückkehren würde, um seine Männer aus der Stadt zu befreien, wenn er Verstärkung

aus dem Norden erhalten hatte. Die Briten erwarteten ihn, hofften, dass er den großen Hügel angreifen würde, der die Straße zur Stadt versperrte und hinter dem Sharpe seine Männer wieder mit dem South Essex vereinigte.

McDonald war tot und bereits begraben. Leroux hatte ihm den Säbel zwischen die Rippen gestoßen. Major Forrest, der nach Windhams Tod vorübergehend das Kommando übernommen hatte, schüttelte betrübt den Kopf. »Es tut mir wirklich leid um den Jungen, Richard.«

»Ich weiß, Sir.« Sharpe hatte kaum Zeit gehabt, um den Ensign kennenzulernen. »Möchten Sie, dass ich seinen Eltern schreibe?«

»Würden Sie das tun? Ich habe an Windhams Frau geschrieben.« Forrest rasierte sich weiter. »Ich finde einen Brief so unzureichend.« Forrest war ein freundlicher und sanftmütiger Mann, ungeeignet für das Kriegshandwerk. Er lächelte Sharpe an. »Es freut mich, dass Sie zurück sind, Richard.«

»Danke, Sir.« Sharpe lächelte. »Sehen Sie sich das an.«

Isabella, klein und mollig, bürstete schon Harpers Uniformrock, während sie Harper noch unter Tränen begrüßte. Das gesamte Bataillon biwakierte im Grasland. Die Frauen und Kinder der Soldaten waren anwesend, und so weit Sharpe nach Osten und Westen sehen konnte, warteten andere Bataillone hinter dem Hügelkamm. Er ging zur Hügelkuppe hinauf und schaute nach Norden über die große Ebene, die mit Mohn und Kornblumen gesprenkelt war. Über diese Blumen und das sonnenverbrannte Gras würde der Feind kommen. Er würde kommen, um die eine Armee zu vernichten, die Britannien in Spanien hatte – eine Armee gegen fünf französische Armeen. Sharpe spähte zum hitzeflirrenden Horizont und hielt Ausschau nach dem verräterischen Blinken von Sonne auf Säbeln oder Helmen, das den Feind ankündigen würde.

Der Feind kam weder an diesem Tag noch am nächsten, und während die Stunden vergingen, vergaß Sharpe allmählich die Ereignisse von Salamanca. Colonel Leroux verlor seine Bedeutung, und sogar die blonde Marquesa wurde zu einem fernen Traum. Sharpe erledigte seine Aufgabe als Kompaniechef und füllte seine Zeit mit dem täglichen Rhythmus des Soldatenlebens aus. Die Bücher mussten auf dem Laufenden gehalten werden, es gab Strafen zu verhängen, Belobigungen zu erteilen, Streitigkeiten zu schlichten, und immer mussten gelangweilte Männer auf dem besten Leistungsstandard gehalten werden. Sharpe vergaß Leroux und die Marquesa, und am dritten Tag auf dem San-Christobal-Hügel hatte er guten Grund, sie zu vergessen.

Es war ein perfekter Tag, die Art Sommertag, die ein Kind für immer in Erinnerung behalten mochte, ein Tag, an dem die Sonne vom wolkenlosen Himmel schien und ihr Schein über die Mohn- und Kornblumen flutete, die so üppig im reifenden Weizen blühten. Eine leichte Brise linderte die Sonnenhitze und ließ das Gras wogen, und auf dieser perfekten Bühne, der Kulisse von Gold, Rot und Blau, kam die Armee des Feindes.

Es war fast ein Wunder. Eine Armee marschierte auf Dutzenden von Straßen, ihre Flanken waren weit voneinander entfernt, und in einem Sommerfeldzug konnte man für gewöhnlich nie mehr als ein halbes Dutzend anderer Regimenter sehen. Doch plötzlich, auf Befehl eines Generals hin, wurden die verstreuten Einheiten zusammengezogen, in Schlachtordnung gebracht, und Sharpe, hoch auf dem vom Wind gekühlten Hügelkamm, sah, wie Marmont das Wunder vollbracht hatte.

Zuerst kam die Kavallerie. Ihre Brustharnische und Säbelscheiden reflektierten den Sonnenschein, und ihre Pferde hinterließen Trampelpfade im Weizen, der von Blumen gesprenkelt war.

Die Infanterie folgte, Schlangen von blau uniformierten Männern, die die Ebene nach Osten und Westen auszufüllen schienen, und zwischen ihnen waren die Geschütze. Die französische Artillerie formierte sich in voller Sicht vor dem Hügel zu Batterien und brachte die Geschützrohre in Feuerposition. Major Forrest, der das mit seinen Offizieren beobachtete, sagte grinsend: »Das sind genug von ihnen.«

»Sie marschieren für gewöhnlich in so großer Zahl auf, Sir«, erwiderte Sharpe.

Husaren, Dragoner, Lanzenreiter, Kürassiere, Jäger, Wachen, Grenadiere, Voltigeure, Infanteristen, Artilleristen, Musiker, Pioniere, Sanitäter, Fahrer, Stabsmitglieder – sie alle zogen zum Trommelklang zu dieser Stätte, wo sie zu einer Armee wurden. Fünfzigtausend Männer wurden zu diesem Fleck Land gebracht, der halb so groß wie eine Landgemeinde war, ein Gebiet, das vielleicht mit ihrem Blut getränkt werden würde. Die spanischen Bauern behaupteten, dass die Feldfrüchte im Jahr nach einer Schlacht doppelt so gut wuchsen.

Die Franzosen konnten die Briten nicht sehen. Sie nahmen nur ein paar Offiziere auf dem Hügelkamm wahr, sahen hier und da das Glas eines Fernrohrs aufblitzen, das auf sie gerichtet war, aber Marmont musste raten, wo Wellingtons Truppen hinter dem Hügel verborgen waren. Er musste raten, wo er angreifen sollte, und er wusste, dass seine Soldaten auf dem Hügel plötzlich Infanteristen mit roten Uniformröcken gegenüberstehen konnten, dem Feind, der seine Brown-Bess-Musketen schneller abfeuern konnte als irgendeine andere Armee der Welt. Marmont musste raten, wo er angreifen sollte, und Generale mögen so etwas nicht.

Er entschloss sich weder an diesem Tag noch am nächsten, und es hatte den Anschein, als wären die beiden Armeen nur zusammengekommen, um wie gelähmt zu

verharren. Jede Nacht gingen Männer der britischen Leichten Kompanie den Hügel hinunter, um als Vorposten gegen einen nächtlichen Angriff zu dienen, aber Marmont riskierte nichts in der Dunkelheit.

Sharpe ging in einer Nacht hinunter. Die Geräusche der französischen Armee waren wie die einer Stadt. Ihre Lichter von all den Feuern wirkten so zahlreich wie die Mohn- und Kornblumen. Es war kalt in der Nacht, das Hochland speicherte nicht die Hitze des Tages, und Sharpe fröstelte. Leroux und die Marquesa waren vergessen. Sharpe wartete darauf, dass die Schlacht auf dem langen Hügelkamm begann.

Am Montag nach frühem Frühstück wimmelte es auf der Straße von Salamanca von Leuten, die gekommen waren, um sich die beiden Armeen anzuschauen. Einige waren zu Fuß, manche zu Pferde, und andere kamen in Kutschwagen. Die meisten machten es sich auf dem Hügel neben dem Dorf San Christobal bequem und ärgerten sich, weil die Armeen nicht kämpften.

Vielleicht weil die Zuschauer eingetroffen waren, wurde der Drang zum Kämpfen in den britischen Reihen größer, und Sharpe beobachtete, wie sich seine Männer ein weiteres Mal für die Schlacht vorbereiteten. Die Waffen wurden überprüft und gereinigt, obwohl das schon geschehen war, und Sharpe spürte die Furcht, die alle vor der Schlacht hatten.

Einige der Männer fürchteten die Kavallerie, und sie erinnerten sich an das Donnern von Tausenden von Hufen, an den aufgewirbelten Staub, der wie Nebel wallte und durch den Klingen blitzten, die einen enthaupten oder – noch schlimmer – einem die Augen ausstechen konnten, dass man den Rest des Lebens blind war. Andere fürchteten das Musketenfeuer, den Zufall, dass eine ungezielte Kugel in den Salven das trockene Gras in Brand setzte und die

Verwundeten verbrannten, wo sie gefallen waren. Alle fürchteten die Artillerie, die den Tod in fächerförmigen Bahnen spuckte. Es war besser, nicht daran zu denken.

Der Rauch der Kochfeuer der Franzosen trieb westwärts, während die Artilleristen ihre Geschütze vorbereiteten. Heute würden sie gewiss kämpfen. Einige Männer in beiden Armeen ersehnten die Schlacht, suchten im Kampf den Tod, der sie von den Schmerzen ihrer kranken Körper erlösen würde. Die Zuschauer wollten ein Gefecht sehen. Warum sonst waren sie in dieser Hitze aus Salamanca gekommen?

Sharpe erwartete die Schlacht. Er war zu einem Dragoner-Regiment gegangen und hatte sich für ein Trinkgeld vom Feldzeugmeister die Säbelklinge schärfen lassen. Jetzt, am Mittag, schlief Sharpe. Er träumte, hilflos am Boden zu liegen, während ein Reiter um ihn herumpreschte. Das Trommeln des Hufschlags war deutlich zu hören. Sharpe konnte nicht aufspringen, sich nicht bewegen, obwohl er wusste, dass der Kavallerist ihn töten wollte, und in seinem Traum bäumte er sich auf. Er spürte eine Lanzenspitze an seiner Hüfte, ruckte zur Seite und drehte sich verzweifelt, und plötzlich war er wach, und ein Mann lachte über ihm.

»Richard!«

»Allmächtiger!« Das Pferd war kein Traumgespinst. Es stand in der Nähe, und der Reiter war abgesessen und lachte auf Sharpe hinab. Sharpe setzte sich auf und rieb sich den Schlaf aus den Augen. »Du hast mich erschreckt!« Major Hogan hatte ihn geweckt, indem er ihn mit der Stiefelspitze angetippt hatte.

Sharpe stand auf, trank schales Wasser aus der Feldflasche, und dann grinste er seinen Freund an. »Wie geht es dir?«

»So gut, wie es der Herr erlaubt. Und dir?«

»Das Warten ist langweilig. Warum greift der Bastard nicht an?« Sharpe blickte zu seiner Kompanie. Die meisten der Männer dösten in der Sonne wie die Männer der anderen neun Kompanien des South Essex. Ein paar Offiziere schlenderten vor den schläfrigen Linien. Die ganze britische Armee schien zu schlafen bis auf einige Wachtposten.

Major Hogan, dessen grauer Schnurrbart gelbliche Flecken hatte, weil er dem Schnupftabak verfallen war, musterte Sharpe von oben bis unten. »Du siehst gut aus. Ich hoffe, du bist auch in guter Verfassung, denn ich brauche dich vielleicht.«

»Du brauchst mich?« Sharpe setzte seinen schwarzen Tschako auf und nahm Gewehr und Säbel. »Wofür?«

»Komm mit auf einen kleinen Spaziergang.« Hogan legte kurz eine Hand auf Sharpes Schulter und führte ihn von der Leichten Kompanie fort den langen Hang hinauf, der zum Hügelkamm führte. »Hast du Neuigkeiten über Colonel Leroux für mich?«

»Leroux?« Einen kurzen Augenblick war Sharpe verwirrt. Die Ereignisse von Salamanca schienen so lange her zu sein und sich weit entfernt abgespielt zu haben. In diesem Moment waren seine Gedanken bei der bevorstehenden Schlacht gewesen. Er hatte an Plänkler und Schützen gedacht, nicht an den großen französischen Colonel mit den blassgrauen Augen, der in den Festungen der Stadt festsaß. Hogan sah Sharpe mit gefurchter Stirn an.

»Du hast ihn kennengelernt?«

»Ja, ich habe den Bastard kennengelernt …« Er erzählte Hogan von der Gefangennahme des Dragoner-Offiziers, von dessen Ehrenwort, von der Flucht des Mannes und wie er ihn verfolgt hatte. Hogan hörte konzentriert zu.

»Bist du sicher?«, fragte er dann.

»Dass er in den Festungen ist? Ja.«

»Wirklich?« Hogan musterte Sharpe angespannt. »Bist du dir dessen tatsächlich sicher?«

»Ich sah ihn in der Festung verschwinden. Er ist dort.«

Hogan sagte nichts, während sie weiter den Hügel hinaufstiegen. Oben blieben sie stehen und schauten den steilen Hang hinab zur großen Ebene, in der die Franzosen waren. Sharpe sah einen Munitionskarren, der nach vorn zur nächsten Batterie kam, und er kämpfte gegen den Gedanken an, dass auf dem Karren die Munition war, die ihn töten würde.

Hogan seufzte. »Verdammt, ich wünschte, du hättest ihn getötet.«

»Das wünschte ich auch.«

Hogan starrte wie geistesabwesend zu der französischen Armee. Der Major war nachdenklich und wirkte besorgt. Schließlich nahm er einen Zettel aus der Tasche und reichte ihn Sharpe. »Das habe ich seit zwei Monaten bei mir.«

Was auf dem Zettel stand, sagte Sharpe nichts. Eine Reihe von Zahlengruppen. Hogan lächelte, als er Sharpes verständnislose Miene sah. »Es ist ein französischer Code, Richard, ein ganz besonderer. Wir haben jemanden, der ihn entschlüsseln kann, ein Captain Scovell, und er ist verdammt clever.«

Sharpe gab Hogan den Zettel zurück und fragte sich, was dahintersteckte. War ein französischer Kurier in den Hinterhalt von Partisanen geraten? Oder war einer der Spanier bei dem Versuch, Botschaften durch feindliches Gebiet zu schmuggeln, abgefangen und getötet worden, und das Papier war auf diese Weise zu Hogan gelangt?

Sharpe wusste, dass die Franzosen vier oder fünf identische Botschaften auf den Weg schickten, weil sie wussten, dass die meisten abgefangen und den Briten übergeben wurden.

Hogan schaute auf die Zahlengruppen. »Die Botschaften zu entschlüsseln ist die eine Sache, Richard, sie zu verstehen ist jedoch etwas anderes. Diese Botschaft ist nach dem eigenen Code des Kaisers verschlüsselt. Wie findest du das?« Er lächelte in verständlichem Triumph darüber, dass Scovell den Kode entschlüsselt hatte. »Sie wurde von Napoleon persönlich an Marschall Marmont geschickt, und ich sage dir, wie sie lautet.« Er las von den Zahlen ab, als wären es Worte. »›Ich schicke Ihnen Colonel Leroux, meinen eigenen Mann, der für mich arbeitet. Gewähren Sie ihm, was immer er wünscht.‹ Das ist alles, Richard! Ich kann es lesen, aber nicht verstehen. Ich weiß, dass Leroux hier ist, um eine besondere Mission im Auftrag des Kaisers durchzuführen, aber was ist es für eine? Dann hörte ich Weiteres. Einige Spanier wurden gefoltert, ihnen wurde die Haut bei lebendigem Leibe abgezogen, und der Bastard zeichnete sie mit seinem Namen. Warum?« Hogan faltete den Zettel. »Und noch etwas: Leroux erwischte Colquhoun Grant.«

Das schockierte Sharpe. »Er tötete ihn?«

»Nein, er nahm ihn gefangen. Wir hängen diesen Fehlschlag nicht an die große Glocke.«

Sharpe konnte Hogans Kummer verstehen. Colquhoun Grant war der Beste der britischen Erkundungsoffiziere, ein Kollege von Lord Spears, der tollkühn an den Flanken der französischen Streitkräfte ritt. Grants Gefangennahme war ein schwerer Verlust für die Briten und ein Triumph für die Franzosen.

Sharpe sagte nichts. Zu seiner Rechten, etwas mehr als eine halbe Meile entfernt, sah er den General und seinen Stab vor dem Horizont. Ein Adjutant verließ soeben die kleine Gruppe und galoppierte den Hügelhang zurück zu den britischen Truppen. Sharpe fragte sich, ob etwas geschehen würde.

Die Franzosen führten eine Bewegung aus, jedoch keine besonders wirkungsvolle. Direkt vor Sharpe und Hogan, am Fuß des Hügelhangs, gab es eine kleine Erhebung in der Ebene, in der die Franzosen versammelt waren. Zwei französische Bataillone waren langsam zu dieser Erhebung vorgerückt. Sie waren keine Bedrohung für den Hügelkamm, und sie gaben sich anscheinend damit zufrieden, auf dieser kleinen Erhebung zu bleiben. Sie hatten zwei Feldgeschütze dabei.

Hogan ignorierte die beiden Bataillone. »Ich muss Leroux stoppen, Richard. Das ist meine Mission. Er schnappt sich meine besten Leute, und er tötet sie, wenn es Spanier sind, und nimmt sie gefangen, wenn es Briten sind. Und er ist verdammt gerissen und erfolgreich.«

Sharpe war überrascht, als er den bitteren Tonfall seines Freundes hörte. Hogan ließ sich für gewöhnlich nicht von Fehlschlägen entmutigen, aber dieser Colonel Philippe Leroux beunruhigte den irischen Major zutiefst und trieb ihn sogar an den Rand der Verzweiflung.

Hogan schaute wieder zu Sharpe auf. »Du hast ihn durchsucht?«

Sharpe nickte.

»Erzähl mir noch mal, was du gefunden hast. Sag mir alles.«

Sharpe zuckte mit den Schultern. Er berichtete von jenem Tag in dem Waldstück und von der scheinbaren Arroganz des Gefangenen. Er erwähnte den Säbel und sprach von seinem Verdacht, dass Leroux nur vorgetäuscht hatte, kein Englisch zu verstehen.

Hogan lächelte darüber. »Da hattest du recht. Er spricht Englisch wie ein Engländer. Erzähl weiter.«

»Da gibt es nichts mehr zu erzählen. Ich habe dir alles gesagt.« Sharpe blickte zurück, um zu sehen, wohin der

Adjutant geritten war, und plötzlich erfasste ihn Aufregung. »Sieh! Da tut sich was! Allmächtiger!«

Das South Essex und ein anderes Bataillon waren angetreten, und jetzt marschierten sie in Kompanien den Hügelhang hinauf. Zum Angriff!

Sharpe spähte nach Norden zu der kleinen Erhebung, und er wusste, dass Wellington der französischen Bewegung eine eigene entgegensetzen wollte. Die Franzosen würden von der Erhebung zurückgetrieben werden, und das South Essex war das Bataillon von beiden, das den Befehl erhalten hatte. »Ich muss gehen!«

»Richard!« Hogan hielt ihn am Ellbogen zurück. »Um Himmels willen! Hast du bei der Durchsuchung nichts sonst gefunden? Keine Papiere? Keine Bücher? Nichts Verstecktes im Helm? Er muss doch irgendetwas bei sich gehabt haben!«

Sharpe war ungeduldig. Er wollte bei seinen Männern sein. Die Leichte Kompanie würde als Erste angreifen, und Sharpe würde sie führen. Er vergaß bereits Leroux und dachte nur noch an die feindlichen Plänkler, mit denen er es in ein paar Minuten zu tun haben würde. Er schnippte mit den Fingern.

»Doch, da fällt mir etwas ein. Da war ein Zettel unter seiner Pferdedecke. Er sagte, die Namen darauf seien die von Pferdehändlern. Es war eine Liste!«

»Du hast sie?«

»In meinem Packen. Dort unten.« Sharpe wies zu der Stelle, die von dem South Essex Bataillon verlassen worden war. Das Bataillon war jetzt auf halbem Weg zum Hügelkamm, und die Leichte Kompanie marschierte bereits voraus. »Ich muss gehen.«

»Kann ich mir den Zettel holen?«

»Ja!« Sharpe lief bereits los, um schnell zu seinen Männern zu gelangen. Die ledernen Hüllen waren schon

von den Fahnen entfernt worden, und die Fahnen flatterten in der leichten Brise. Gefühle wallten in ihm auf, denn die Fahne des Vaterlands war der Stolz eines Soldaten. Sie zogen in den Kampf!

»Werden Sie kämpfen?« Die Marquesa de Casares el Grande y Melida Sadaba war nach San Christobal gekommen und hoffte auf eine Schlacht. Lord Spears war bei der Marquesa. Sein Pferd stand hinter der Kalesche, und die Marquesa wurde von einer Anstandsdame begleitet, einer reizlosen Frau in mittleren Jahren, die trotz der Hitze ein dickes Sergekleid trug. Die Marquesa hatte ein weißes Kleid an und schützte sich mit ihrem kleinen Sonnenschirm gegen die Sonne.

Lord Spears zupfte an seiner Schlinge, um es sich bequemer zu machen. »Nein, meine Liebe. Es ist nur eine Umverlegung.«

»Ich glaube, da irren Sie sich, Jack.«

»Ich wette zehn Guineas darauf, dass ich recht habe.«

»Sie schulden mir bereits das Doppelte.« Die Marquesa nahm ein kleines silbernes Fernglas und richtete es auf die beiden Bataillone. Sie marschierten auf den Hügelkamm zu. »Doch, ich nehme die Wette an, Jack. Zehn Guineas.« Sie legte das Fernglas auf ihren Schoß, nahm den elfenbeinernen Fächer und fächelte sich Kühlung zu.

»Jeder sollte eine Schlacht sehen, Jack. Das gehört mit zur Bildung für eine Frau.«

»Ganz recht, meine Liebe. Ein Platz in der ersten Reihe beim Schlachtfest, Lord Spears’ Akademie für junge Damen, Schlachten werden arrangiert, und Verstümmelungen sind unsere Spezialität.«

Die Marquesa hielt im Fächeln inne. »Welch ein Langweiler sind Sie, Jack, und nur ein kleines bisschen

amüsant. Oh, sehen Sie nur! Einige davon rennen! Soll ich jubeln?«

Lord Spears erkannte, dass er soeben weitere zehn Guineas verloren hatte, die er nicht besaß, aber er zeigte kein Bedauern. »Warum nicht? Hipp, hipp …«

»Hurra!«, sagte die Marquesa.

Sharpe blies in seine Pfeife, und seine Männer verteilten sich zu einer lockeren Schützenkette. Die anderen neun Kompanien würden an ihren Flanken kämpfen, in disziplinierter Formation, aber seine Männer kämpften sich paarweise voran, wählten unabhängig voneinander den Weg und stießen als Erste auf den Feind. Sharpe war jetzt auf dem Hügelkamm, und seine Schützenlinie stürmte hinab auf den Feind zu.

Abermals vergaß Sharpe Leroux und Hogans Sorgen, denn nun tat er das, wofür die Armee ihn bezahlte. Er war ein Plänkler, ein Kämpfer zwischen den Armeen, und die Liebe zum Kampf stieg in ihm auf, dieses sonderbare Gefühl, das die Furcht milderte und ihn dazu trieb, dem Feind seinen Willen aufzuzwingen. Er war erregt und voller Eifer, und er führte seine Männer schnell den Hügelhang hinab, wo ihm die feindlichen Plänkler, die französischen Voltigeure, entgegenkamen. Dies war jetzt seine Welt, dieser schmale Landstreifen zwischen dem steilen Hang und der kleinen Erhebung bei dessen Fuß, ein winziges Stück Grasland, das warm in der Sonne lag und von Blumen getupft war. Dort würde er sich dem Feind stellen und gewinnen.

»Verteilen! Vorwärts!«

Sharpe zog in den Kampf.

KAPITEL 5

Wellington wollte nicht angreifen. Er sah wenig Sinn darin, seine Armee hinab in die Ebene zu schicken, aber er ärgerte sich darüber, dass die Franzosen nicht angriffen. Er hatte zwei Bataillone gegen die des Feindes auf der kleinen Erhebung eingesetzt in der Hoffnung, dass er Marmont zu einem Gegenschlag provozieren konnte. Wellington wollte die Franzosen auf den Hügelkamm locken, ihre Infanterie zwingen, den Hang zu erklettern und sich dem Gewehr- und Musketenfeuer auszusetzen, das den vom Aufstieg müden Feind in Chaos und Schrecken versetzen und zurücktreiben würde.

Solche Gedanken waren Richard Sharpe fremd. Seine Mission war insgesamt viel einfacher. Er brauchte nur eine Leichte Kompanie des Feindes anzugreifen und zu besiegen. Die Briten griffen im Gegensatz zu den Franzosen in einer Linie an. Die Franzosen bevorzugten es, in Kolonnen anzugreifen, in großen Blöcken von Männern, die wie Rammen in die feindliche Linie stießen, Kolonnen, die von den Trommlern in ihrer Mitte beflügelt unter den stolzen Adlerstandarten marschierten, mit denen sie Europa erobert hatten. Doch das war nicht die Art von Wellingtons Armee. Die beiden Rotrock-Bataillone bildeten eine Linie aus zwei Gliedern und marschierten vorwärts, wobei die Linie auf dem unebenen Boden unregelmäßig wurde. So marschierten sie auf die französische Verteidigungslinie zu, die drei Glieder tief war und nur durch die Feldgeschütze unterbrochen wurde, an denen die Kanoniere auf den Feuerbefehl warteten.

Sharpes Kompanie war vor der britischen Linie.

Seine Aufgabe war einfach genug. Seine Männer mussten die feindliche Linie schwächen, bevor der britische Hauptangriff stattfand. Sie würden auf die Offiziere schießen, auf die Kanoniere, die Moral der Franzosen schwächen, und um das zu verhindern, hatten die Franzosen ihre eigenen Plänkler in den Kampf geschickt. Sharpe sah die Männer mit den blauen Uniformröcken, den weißen Kreuzgurten und den roten Epauletten.

Sharpe rann Schweiß von der Stirn. Seine Leichte Kompanie war den feindlichen Plänklern zahlenmäßig unterlegen, aber er hatte einen Vorteil, der den Franzosen versagt war. Die meisten von Sharpes Männern waren – wie der Feind – mit Musketen bewaffnet, die zwar schnell zu laden und zu feuern, jedoch nur auf kurze Distanz treffsicher waren. Aber Sharpe hatte darüber hinaus seine Grünröcke, die Schützen, die auf weite Distanz mit ihren Baker-Gewehren diesen Kampf dominieren würden.

Das Gras unter seinen Stiefeln war dicht und hoch und rieb gegen die Scheide mit dem Säbel, der schwer an seiner Seite hing. Er blickte nach rechts und sah Patrick Harper, der sich so leichtfüßig bewegte, als spaziere er durch das Hügelland seines geliebten Donegal. Der Sergeant schaute nicht zu den Franzosen, sondern über ihre Köpfe hinweg zu einem Falken. Harper war fasziniert von Vögeln.

Die beiden französischen Feldgeschütze donnerten, spuckten Rauch und Feuer, und die Geschosse schlugen in den Hügelhang. Die Kanoniere hatten absichtlich tief gezielt, denn eine Kanonenkugel richtete mehr Schaden an, wenn sie in Hüfthöhe zwischen dem Feind einschlug. Sharpe sah, wie eine Kanonenkugel Gras, Dreck und Steine beim Aufprall herausfetzte und weiter aufsprang. Die Kanonenkugel raste zwischen seinen Männern hindurch, krachte weiter aufwärts gegen den Hügel und prallte

wieder ab, bevor sie in ein Glied des South Essex dahinter schlug.

»Aufschließen! Aufschließen!«, hörte Sharpe die Sergeants schreien.

Der Kampflärm setzte jetzt mit voller Stärke ein. Schüsse, Rufe, Schreie. Sharpe ignorierte den Lärm. Er hörte das Krachen der Waffen, aber er beobachtete nur den Feind.

Ein Offizier der Voltigeure, mit einem Degen an der Seite, verteilte seine Männer und wies auf Sharpe.

Sharpe grinste. »Dan?«

»Sir?« Hagman klang erfreut.

»Sehen Sie diesen Bastard?«

»Ich erledige ihn, Sir!« Der französische Offizier war schon so gut wie tot. Es war stets das Gleiche. Man musste Ausschau nach den Führern halten, Offizieren oder Unteroffizieren, und sie als Erste töten. Danach geriet der Feind ins Wanken.

Richard Sharpe war gut darin. Er tat es seit neunzehn Jahren, seit seinem Erwachsenenleben, seit der Hälfte seines gesamten Lebens, und er fragte sich, ob er jemals bei etwas anderem gut sein würde. Konnte er seinen Lebensunterhalt als Handwerker oder Bauer bestreiten, oder war er einfach der geborene Soldat, ein Killer auf einem Schlachtfeld, legitimiert durch den Krieg, für den er ein Talent hatte?

Er schätzte die Distanz zwischen den feindlichen Plänklern, wählte seinen Augenblick, doch ein Teil seines Verstandes beschäftigte sich besorgt mit kommenden Friedenszeiten. Konnte er im Frieden Soldat sein? Konnte er seine Männer gegen hungernde Aufständische in England oder gegen Harpers Landsleute auf ihrer zerstörten Insel führen? Aber es gab noch kein Anzeichen auf ein Ende dieses Krieges. Er dauerte sein Leben lang an, Britannien gegen Frankreich, und er fragte sich, ob der

Krieg auch noch im Leben seiner kleinen Tochter Antonia weitergehen würde, die er so selten sah.

Noch zwanzig Sekunden.

Die Geschütze donnerten jetzt ständig, spuckten die Kanonenkugeln den Angreifern entgegen, und in ein paar Sekunden würde der Feind den Hügelhang mit tödlichem Kartätschenfeuer eindecken. Es war Harpers Aufgabe, das zu stoppen.

Noch zehn Sekunden, schätzte Sharpe, und er sah, dass sich ein Franzose hinkniete und die Muskete in Anschlag brachte. Das Ziel war Sharpe, doch die Distanz war zu groß. Sharpe dachte einen Moment lang an den armen Ensign McDonald, der sich so sehr gewünscht hatte, sich in der Schützenlinie auszeichnen zu können. Verdammter Leroux!

Noch fünf Sekunden.

Sharpe sah, dass sein Gegenspieler, der feindliche Capitaine, nervös nach links und rechts blickte. Der Rauch aus den Kanonen verdichtete sich, und das Donnern dröhnte in Sharpes Ohren.

»Jetzt!«

Er wusste nicht mehr, wie oft er diesen Befehl gegeben hatte.

»Vorwärts, Männer!«

Dies war eingeübt. Die Leichte Kompanie stürmte los, das Letzte, was der Feind erwartet hatte. Sharpes Männer hetzten im Zickzack vorwärts, verwirrten den Feind beim Zielen, und sie verkürzten die Distanz, um den Feind nervlich unter Druck zu setzen. Die Schützen stoppten zuerst, die Waffe an der Schulter. Sharpe hörte das Krachen und sah einen feindlichen Offizier getroffen zurücktaumeln. Der Franzose warf die Arme hoch und stürzte blutend zu Boden. Dann kniete Sharpe mit dem Gewehr an der Schulter. Er sah das Rauchwölkchen, wo der

Mann gewesen war, der auf ihn gezielt und dessen Musketenkugel ihn nicht getroffen hatte. Sharpe zielte zu der Erhebung hinauf. Er hielt Ausschau nach dem feindlichen Colonel, sah ihn auf seinem Pferd, zielte lange und feuerte. Er sah, dass der Franzose aus dem Sattel stürzte. Das war Sharpes letzter Schuss in diesem Gefecht. Von jetzt an würde er seine Männer als Waffe einsetzen.

Weitere Gewehrschüsse krachten. Sharpes Schützen feuerten in die Rauchwolke der Kanone, die am nächsten war. Wenn die Kanoniere getötet werden konnten, war das gut, aber der Kugelhagel zwang sie zumindest zu langsamerem Feuern und ersparte dem South Essex etwas von dem entsetzlichen Kartätschenfeuer.

»Huckfield! Links aufpassen!«

»Sir!«

Die Männer kämpften paarweise. Einer feuerte, während der andere lud, und beide suchten Ziele füreinander. Sharpe sah vier Feinde am Boden. Zwei krochen zurück, und die unverletzten Männer beeilten sich, den Verwundeten zu helfen.

Sharpes Schützen feuerten jetzt schnell, stießen Schritt um Schritt vor, und der Feind zog sich zurück. Das Feldgeschütz gegenüber dem South Essex feuerte nur noch langsam, und Sharpe lächelte, weil er nichts zu tun hatte. Seine Männer kämpften, wie er es von ihnen erwartete. Sie nutzten ihre Intelligenz, trieben den Feind zurück, und Sharpe schaute zurück, um zu sehen, wo das Gros des Bataillons blieb.

Das South Essex war knapp fünfzig Yards zurück und näherte sich stetig. Die Bajonette auf ihren Musketen blitzten im Sonnenschein, und hinter den Männern, auf dem Hügelhang, lagen die Leichen derjenigen, die im Kanonenfeuer gefallen waren.

»Schützen! Tötet die Offiziere!«, schrie Sharpe gegen den Kampflärm an. Damit würde die Moral des Feindes ins Wanken geraten.

Sharpe sah Hagman zielen und feuern, und die anderen Schützen folgten dem Beispiel. Lieutenant Price leitete das Musketenfeuer, ließ die feindlichen Plänkler durch das Gewehrfeuer förmlich festnageln, während die Gewehrschützen über die Köpfe der Musketenschützen hinweg feuerten. Sharpe war stolz auf seine Männer. Sie waren gut, und sie demonstrierten den Zuschauern, wie eine Leichte Kompanie kämpfen sollte. Er lachte laut auf.

Sie waren jetzt am Fuß des Hügelhangs, die feindlichen Plänkler waren zu ihrer eigenen Linie zurückgeschlagen, und in ein paar Sekunden würde das South Essex Bataillon zu der Leichten Kompanie aufgeschlossen haben. Sie hatte noch etwa hundert Yards, um anzugreifen.

Sharpe zog seine Pfeife aus der Tasche, wartete ein paar Sekunden und gab dann seinen Männern das Signal, sich zur Kompanie zu formieren. Die Sergeants wiederholten das Signal, und die Männer rannten zu Sharpe, da jetzt ihre Aufgabe als Plänkler erledigt war. Jetzt würden sie sich links der angreifenden Linie formieren und kämpfen wie die anderen Kompanien. Die Männer liefen auf ihn zu, nahmen die Bajonette von ihren Gewehren, und Sharpe klopfte den Männern auf die Schulter und sagte, dass sie ihre Sache gut gemacht hätten. Dann war die Kompanie formiert, und die Männer marschierten zu der kleinen Erhebung hinauf, über das Blut ihrer Feinde hinweg.

Die Feldgeschütze waren verstummt. Rauch verwehte.

Sharpe marschierte vor seinen Männern. Er zog seinen großen Säbel aus der Scheide.

Die französische Schützenlinie legte die Musketen an.

Stiefel stampften durch das Gras. Es war heiß. Pulverrauch drang ätzend in die Nasen der Männer.

»Nur die Ruhe, Jungs, wir sind gleich bei euch!«, sagte einer der Schützen.

»Ruhe im Glied! Aufschließen!«

Noch achtzig Yards.

Die Mündungen der Musketen des Feindes wirkten selbst auf diese Distanz riesig.

»Das Bajonett hoch, Smith! Du sollst hier nicht das Feld pflügen!«

Sharpe hörte die Rufe der Sergeants.

Die französischen Offiziere hatten ihre Degen gehoben, um den Feuerbefehl zu geben. Der Kanonenrauch hatte sich aufgelöst, und Sharpe sah jetzt, dass die Feldgeschütze verschwunden waren. Sie waren von der Infanterie abgezogen worden.

»Ruhig, Jungs, ruhig!«

»Nehmt es wie Männer, Jungs!«

Noch siebzig Yards.

Die französischen Offiziere stießen die Degen hinab. Sharpe wusste, dass der Feuerbefehl zu früh kam. Aus hundert Musketen wölkte Rauch, und die Luft war vom Krachen der Waffen und Pfeifen der Kugeln erfüllt.

Die Angriffslinie geriet bei dem Kugelhagel kaum ins Stocken. Einige Männer stürzten rücklings zu Boden, ein paar stolperten und wankten, aber die meisten marschierten beharrlich weiter. Sharpe wusste, dass der Feind hastig und nervös neu laden würde, und instinktiv beschleunigte er seine Schritte, damit das South Essex die Distanz überbrückte, bevor die Franzosen ihre Waffen wieder schussbereit hatten. Die anderen britischen Offiziere beeilten sich ebenfalls, und die Angriffslinie verlor den Zusammenhalt. Die Sergeants schrien: »Das ist kein verdammtes Hürdenrennen! Aufschließen!«

Noch fünfzig Yards, noch vierzig, und Major Leroy, dessen Stimme doppelt so laut wie die von Forrest klang, befahl

dem South Essex Bataillon, anzuhalten.

Sharpe sah, dass der Feind die Ladestöcke in die Musketenläufe rammte. Die Franzosen schauten nervös zu ihrem Feind, der so nahe war.

Leroy holte tief Luft und brüllte: »Musketen anlegen!«

Die Leichte Kompanie hatte als Einzige nicht geladen. Die anderen Kompanien legten die Musketen an, und unter jeder Mündung war ein 17-Zoll-Bajonett auf die Franzosen gerichtet.

»Feuer!«

»Und Angriff! Vorwärts!«

Das Krachen dieser Salve, der Rauch, und dann waren die Rotröcke aus der Kontrolle der Sergeants entlassen und konnten nach Belieben den Hang hinaufstürmen, um den Feind, der von der Salve bereits dezimiert worden war, mit der Klinge niederzumachen.

»Tötet sie! Vorwärts!«

Und mit wildem Geschrei stürmten sie auf den Feind zu, beseelt von dem Wunsch, die Männer zu erledigen, die sie während des langen Marschs auf sie zu bedroht hatten.

Sharpe lief seinen Männern voran und hielt seinen schweren Säbel bereit.

»Halt! Formieren! Beeilung!«

Der Feind war fort. Er war geflüchtet vor den Bajonetten, wie Sharpe es vorausgesehen hatte. Die feindlichen Bataillone zogen sich Hals über Kopf zurück zum Hauptteil der Armee, und die Rotröcke blieben auf der kleinen Erhebung, auf der die toten und verwundeten Feinde lagen, und hielten diese Position. Das Beutemachen hatte schon begonnen, geschickte und geübte Hände nahmen den Gefallenen Kleidungsstücke und Geld ab.

Sharpe schob seinen Säbel, der nicht blutig geworden war, in die Scheide. Die Mission war erfüllt worden, doch nun fragte er sich, was als Nächstes kam. 1200 britische

Soldaten hielten den kleinen Hügel, die einzigen britischen Truppen auf einer Ebene, auf der über 50 000 Franzosen aufmarschiert waren. Aber was nun geschehen würde, war nicht seine Entscheidung. Er ließ sich nieder, um zu warten.

»Sie sind davongelaufen!« Die Worte der Marquesa klangen enttäuscht.

Lord Spears grinste. »Das war nur eine Schlacht für zehn Guineas, meine Liebe. Für zweihundert bekommen Sie das ganze Schauspiel: das Abschlachten, Zerstückeln, Plündern und sogar ein wenig Vergewaltigungen.«

»Ist Letzteres der Punkt, bei dem Sie ins Spiel kommen, Jack?«

Spears lachte. »Ich habe so lange auf diese Einladung gewartet, Helena.«

»Sie werden noch ein wenig länger warten müssen, mein Lieber.« Sie lächelte ihn an. »War das Richard Sharpe in Aktion?«

»Das war er. Ein wahrer Held, und alles für zehn Guineas!«

»Ich bezweifle, dass ich die jemals sehen werde. Ist er wirklich ein Held?« Sie musterte Spears mit ihren großen blauen Augen.

»Guter Gott, ja! Ganz bestimmt. Der arme Narr muss eine Todessehnsucht haben. Er erledigte einen Colonel, er war als Erster in Badajoz, und es gibt Gerüchte, dass er Almeida in die Luft blies.«

»Wie herrlich.« Die Marquesa öffnete ihren Fächer. »Sie sind ein bisschen eifersüchtig auf ihn, nicht wahr?«

Er lachte, weil der Vorwurf nicht stimmte. »Ich wünsche mir ein langes, langes Leben, Helena, und ich möchte im Bett einer jungen und atemberaubenden Schönheit sterben.«

Sie lächelte. Ihre Zähne waren ungewöhnlich weiß. »Ich möchte lieber einen wahren Helden kennenlernen, Jack. Überreden Sie ihn, in den Palast zu kommen.«

Spears drehte sich im Sattel um und verzog das Gesicht, weil sein Arm in der Schlinge schmerzte. »Sie möchten sich mit dem gemeinen Volk einlassen, Helena?«

Sie lächelte. »Wenn ich das tue, Jack, dann werde ich vorher Ihren Rat einholen. Bringen Sie ihn einfach zu mir.«

Er grinste und salutierte. »Jawohl, Ma'am.«

Die Franzosen ließen sich nicht zu einer Schlacht verführen. Sie unternahmen keinen Versuch, die Briten von der Erhebung zu vertreiben. Marmont konnte nicht sehen, was sich hinter dem Kamm des großen Hügels verbarg, und er befürchtete, Wellington in einer Position anzugreifen, die der Engländer gewählt hatte.

Rauch wehte von der Erhebung in der Ebene und löste sich im Hitzeschleier über dem Gras auf. Männer lagen am Boden und tranken schales Wasser aus ihren Feldflaschen. Vereinzelte Brandherde waren durch das Musketenfeuer entstanden, doch niemand trat die kleinen Feuer aus. Einige Männer schliefen.

»War's das?«, fragte Lieutenant Price und blickte finster zu den Franzosen hinüber.

»Wollen Sie mehr, Harry?« Sharpe grinste seinen Lieutenant an.

»Ich hatte eigentlich mehr erwartet.« Price lachte, wandte sich um und schaute zum Hügel hinauf. Ein Stabsoffizier trieb sein Pferd den Hang herunter. »Da kommt ein hübscher Junge.«

»Vielleicht werden wir zurückbeordert.«

Harper gähnte ausgiebig. »Vielleicht bieten sie uns für heute Abend freien Eintritt im Stabsbordell an.«

»Isabella würde Sie umbringen, Harper!« Price lachte bei der Vorstellung. »Sie sollten ungebunden sein wie ich.«

»Da holt man sich die Syphilis, Sir. Damit könnte ich nicht leben.«

»Und ich kann nicht ohne leben. Hallo!« Price runzelte die Stirn, weil der Stabsoffizier nicht zu den Fahnen ritt, wo der Bataillonskommandeur zu finden war, sondern geradewegs auf die Leichte Kompanie zuhielt. »Wir bekommen Besuch, Sir.«

Sharpe ging dem Stabsoffizier entgegen, der aus etwa dreißig Yards Entfernung rief: »Captain Sharpe?«

»Ja.«

»Sie werden im Hauptquartier erwartet. Haben Sie ein Pferd zur Verfügung?«

»Nein.«

Der junge Stabsoffizier überlegte anscheinend, ob er Sharpe sein Pferd überlassen sollte, um die Befehle des Generals so schnell wie möglich zu erfüllen. Doch angesichts des steilen Hügels, den es zu ersteigen galt, währte seine Überlegung nicht lange. Der Stabsoffizier lächelte. »Sie werden zu Fuß gehen müssen! So schnell wie möglich, bitte.«

Sharpe lächelte ihn an und dachte: Bastard! Dann rief er: »Harry?«

»Sir?«

»Übernehmen Sie! Sagen Sie dem Major, dass ich zum General befohlen wurde!«

»Aye, aye, Sir! Richten Sie ihm meine besten Grüße aus!«

Sharpe verließ seine Kompanie und ging zwischen den kleinen Feuern den Hügelhang hinauf, der von den zerfetzten Patronenpapierhülsen seiner Riflemen übersät war.

Leroux.

Es musste Leroux sein, der Sharpe wieder zur Stadt zurückzog. Leroux, sein Feind, und der Mann, der den Säbel besaß, den Sharpe haben wollte. Sharpe lächelte. Er würde den Säbel bekommen.

KAPITEL 6

Wellington war verärgert, und die Offiziere bei ihm waren nervös wegen seiner gereizten Stimmung. Sie schauten zu, als Sharpe zum General ging und salutierte.

Wellington sah Sharpe vom Sattel aus finster an. »Bei Gott, Sie haben sich viel Zeit gelassen, Mister Sharpe!«

»Ich kam so schnell, wie ich konnte, Mylord.«

»Verdammt! Haben Sie kein Pferd?«

»Ich bin Infanterist, Sir.« Es war eine anmaßende Erwiderung, und der aristokratische Adjutant Wellingtons schaute scharf auf den schwitzenden Schützen mit dem narbigen Gesicht, der schlampigen Uniform und den verschrammten Waffen. Sharpe machte sich keine Sorgen. Er kannte Wellington. Er hatte dem General in Indien das Leben gerettet, und seither bestand ein seltsames Band zwischen ihnen. Es war keine Freundschaft, niemals, aber ein Band der Verpflichtung. Sie brauchten sich gegenseitig. Sharpe brauchte einen Schutzherrn, egal wie entfernt, und Wellington brauchte manchmal widerwillig einen harten und tüchtigen Soldaten. Sie respektierten sich gegenseitig. Der General schaute Sharpe verdrießlich an. »Die Franzosen kämpfen nicht?«

»So ist es, Sir.«

»Verdammt sei seine französische Seele.« Wellington sprach von Marschall Marmont. »Sie marschieren den verdammt weiten Weg nur, um vor uns zu posieren? Zur Hölle mit ihnen! Sie haben also Leroux kennengelernt?« Er stellte die Frage im gleichen Tonfall, in dem er den Franzosen verdammt hatte.

»Jawohl, Mylord.«

»Sie würden ihn wiedererkennen?«

»Jawohl, Mylord.«

»Gut.« Wellingtons Bemerkung klang alles andere als erfreut. »Er darf uns nicht entkommen, verstanden? Sie müssen ihn gefangen nehmen. Verstanden?«

Sharpe verstand. Er würde nach Salamanca zurückkehren und den französischen Colonel gefangen nehmen, der sogar Wellington beunruhigte. »Ich habe verstanden, Sir.«

»Gott sei Dank versteht jemand«, blaffte der General. »Ich stelle Sie unter Major Hogans Kommando. Er hat anscheinend das Zeug, dafür zu sorgen, dass Sie spuren, der Himmel weiß, warum. Guten Tag, Mister Sharpe.«

»Mylord?« Sharpe hob die Stimme, denn der General zog bereits das Pferd um die Hand.

»Was ist?«

»Ich habe eine ganze Kompanie, die Leroux wiedererkennen würde, Sir.«

»So, haben Sie?«, sagte Wellington mit beißendem Sarkasmus. »Sie wollen, dass ich dem South Essex eine Leichte Kompanie wegnehme, nur um Ihnen das Leben zu erleichtern?«

»Es gibt dort drei Festungen, Mylord, eine große Randstellung, und ein einzelner Mann kann nicht den Blick überall haben.«

»Warum nicht? Das erwartet man von mir ja auch.« Wellington lachte, und seine schlechte Stimmung verflog erstaunlich schnell. »Also gut, Sharpe. Sie können die Männer haben. Aber Sie schnappen mir Leroux, verstanden? Er darf Ihnen nicht entkommen!«

»Jawohl, Sir. Er wird nicht entkommen.«

Wellington zeigte die Andeutung eines Lächelns. Er blickte zu dem Major. »Er gehört Ihnen, Hogan. Gentlemen!«

Die Stabsoffiziere trotteten gehorsam hinter dem General her und ließen Hogan und Sharpe allein.

Der Ire lachte leise. »Du hast einen tiefen Respekt vor ranghöheren Offizieren, Richard. Das macht dich zu solch einem großartigen Soldaten.«

»Ich wäre eher hier gewesen, wenn dieser Bastard mir sein Pferd geliehen hätte.«

»Er hat vielleicht zweihundert Guineas dafür bezahlt und findet, dass es mehr wert ist als du. Andererseits kostet dieser Klepper zehn Pfund, und du kannst ihn dir leihen.« Hogan wies zu seiner Ordonnanz, die ein Ersatzpferd heranführte. Hogan hatte damit gerechnet, dass Sharpe zu Fuß eintreffen würde. Er wartete jetzt, bis der Schütze schwerfällig in den Sattel gestiegen war. »Ich bedaure die Panik, Richard.«

»Gibt es eine Panik?«

»Himmel, ja. Dein Zettel hat sie ausgelöst.«

Sharpe ritt nicht gern. Er bestimmte gern selbst sein Ziel, doch Pferde schienen diesen Wunsch nicht mit ihm zu teilen. Vorsichtig trieb er das Pferd an und hoffte, es würde mit Hogans Tier Schritt halten. Irgendwie schaffte er es, im Sattel zu bleiben. »Du meinst die Liste?«

»Sah die nicht vertraut aus?«

»Vertraut?« Sharpe runzelte die Stirn. Er konnte sich nur an eine Liste mit spanischen Namen und Geldsummen daneben erinnern. »Nein.«

Hogan warf einen Blick über die Schulter, um sich zu vergewissern, dass seine Ordonnanz außer Hörweite war. »Die Liste war in meiner Handschrift geschrieben, Richard.«

»Allmächtiger!« Sharpe fummelte an den Zügeln herum, weil sein rechter Stiefel aus dem Steigbügel gerutscht war. Er würde wohl nie verstehen, wie andere Leute es schafften, den Eindruck zu erwecken, dass Reiten ganz

einfach ist. »Wie in Teufels Namen kommt Leroux an eine Liste mit deiner Handschrift?«

»Das ist eine Frage, die einen trüben Morgen aufhellt. Wie in Teufels Namen ist das möglich? Pferdehändler!« Er sagte Letzteres wütend, als hätte sich Sharpe geirrt.

Sharpe war es inzwischen gelungen, den Fuß wieder in den Steigbügel zu schieben. »Was war es dann?«

»Wir haben Informanten, nicht wahr? Hunderte. Fast jeder Priester, Arzt, Bürgermeister, Schuhmacher, Schmied, und wen auch immer du willst, schickt uns Bruchstücke von Neuigkeiten über die Franzosen. Marmont kann keinen Furz lassen, ohne dass uns das in zehn Botschaften mitgeteilt wird. Einige der Informationen sind wirklich gut, Richard, und einige kosten uns Geld.«

Hogan schwieg, als sie eine Batterie der Artillerie passierten. Er erwiderte den Gruß eines Lieutenants und schaute dann wieder zu Sharpe.

»Die meisten Informanten arbeiten für uns aus Patriotismus, aber ein paar brauchen Geld, damit sie ihre Loyalität behalten. Diese Liste, Richard, war meine Aufstellung von Zahlungen im Monat April.«

Hogan legte eine kurze Pause ein, wie um die Worte einwirken zu lassen.

»Das bedeutet, Richard, dass jemand in unserem Hauptquartier für die Franzosen arbeitet, für Leroux. Gott weiß wer! Wir haben Köche, Waschfrauen, Stallburschen, Ordonnanzen, Zivilangestellte, Wachen. Jeder könnte als Verräter infrage kommen. Ich dachte, ich hätte diese Liste nur verlegt, aber nein. Und so konnte es passieren.«

»Was?«

»Was? Leroux ist genau nach dieser Liste vorgegangen. Er hat die meisten der Informanten auf grausame Weise getötet, was schon schlimm genug ist, aber die wahren schlechten Nachrichten kommen noch. Ein Mann auf dieser

Liste, ein Priester, wusste zufällig etwas, das er besser nicht gewusst hätte. Und nun hat Leroux dieses Wissen höchstwahrscheinlich aus ihm herausgepresst.«

Sharpe schwieg. Sein Pferd trottete eifrig neben Hogan westwärts auf einem Pfad, der hinter den Höhenrücken führte. Sharpe wollte Hogan selbst diese unglückselige Geschichte weitererzählen lassen.

Der irische Major wischte sich Schweiß vom Gesicht. »Leroux ist verdammt nahe daran, uns wirklich schlimmen Schaden zuzufügen. Wir können es uns erlauben, ein paar Priester und Bürgermeister zu verlieren, aber das ist es nicht, was Leroux will. Wir können uns den Verlust von Colquhoun Grant erlauben, doch auch deshalb ist Leroux nicht hier. Da gibt es eine Person, deren Verlust wir uns *überhaupt nicht* leisten können. Und Leroux will diese Person in seine Gewalt bringen.«

Sharpe furchte die Stirn.

»Wellington?«

»Den auch, vielleicht, aber nein. Nicht Wellington.« Hogan schlug gereizt nach einer Fliege. »Dies ist etwas, das ich dir nicht sagen sollte, Richard, aber ich erzähle dir nur einen kleinen Teil davon, gerade genug, damit du weißt, wie wichtig es ist, dass du verhinderst, dass dieser Bastard aus den Festungen herauskommt.«

Er schwieg einen Augenblick lang und sammelte seine Gedanken.

»Ich sagte schon, dass ich Informanten in ganz Spanien habe. Sie sind nützlich, Gott weiß, wie nützlich sie sind, aber wir haben auch Informanten, die viel wertvoller sind. Wir haben Männer und Frauen in Italien, Deutschland, Frankreich und selbst in Paris! Leute, die Bonaparte hassen und uns helfen wollen. Und das tun sie. Wenn ein Regiment Ulanen Mailand verlässt, wissen wir das binnen zwei Wochen, und wir erfahren, wohin es zieht, wie gut seine

Pferde sind. Sogar den Namen der Mätresse des Befehlshabenden erfahren wir. Wenn Bonaparte einen General zur Schnecke macht und wenn er eine Landkarte von Patagonien verlangt, so hören wir davon. Manchmal denke ich, dass wir mehr über Bonapartes Reich wissen als er selbst, und alles wegen einer Person, die zufällig in Salamanca wohnt. Und wegen dieser Person ist Leroux hier. Er will sie aufspüren, und wenn er sie gefunden hat, wird er sie foltern und alle Namen der Informanten in Europa herausfinden, und plötzlich sind wir wie blind und erfahren nichts mehr.«

Sharpe verkniff sich die Frage, wer die Person war. Er wartete.

Hogan lächelte ironisch. »Du möchtest wissen, wer es ist? Nun, ich werde es dir nicht sagen. Ich weiß es, Wellington weiß es, und ein paar Spanier haben davon Kenntnis, weil sie dafür verantwortlich sind, die Botschaften nach Salamanca zu schicken.«

»Der Priester weiß Bescheid?«

»Ja. Der Priester auf meiner Liste wusste Bescheid, und nun ist er tot, Gott hab ihn selig. Die meisten der Boten kennen nicht den richtigen Namen, sondern nur den Kodenamen: El Mirador.«

Sharpe wiederholte es.

»Richtig. El Mirador, der verdammt beste Spion in Britanniens Diensten, und unsere Aufgabe ist es, zu verhindern, dass Leroux El Mirador findet. Und das ist am leichtesten zu erreichen, Richard, wenn du Leroux stoppst. Er wird einen Fluchtversuch unternehmen, das weiß ich, und ich kann mir vorstellen, wann er das tun wird.«

»Wann?«

»Während unseres Angriffs auf die Festungen. Zu keiner anderen Zeit kann er es versuchen. Wir haben diese Festungen umzingelt, doch im Durcheinander eines

Gefechts kann er seine Fluchtpläne in die Tat umsetzen. Du musst ihn stoppen!«

»Ist das alles? Ihn stoppen? Ihn gefangen nehmen?«

»Das ist alles, aber unterschätze ihn nicht. Nimm ihn gefangen und übergib ihn mir, und ich gebe dir mein Wort, dass Colonel Leroux das Tageslicht nicht mehr sieht, bis dieser Krieg vorüber ist. Wir sperren ihn so ein, dass er wünschen wird, nicht geboren worden zu sein.«

Sharpe dachte nach. Die Mission würde nicht so schwierig sein. Die Sechste Division hatte die Festungen abgeriegelt, und selbst bei einem Angriff würde sie immer noch von einem Kordon umzingelt sein. Sharpe oder einer aus seiner Kompanie brauchte nur Leroux unter den Gefangenen wiederzuerkennen. Sharpe grinste Hogan an, um ihn aufzuheitern. »Betrachte die Sache als erledigt.«

»Wenn du das sagst, Richard, dann glaube ich das.« Es war ein nettes Kompliment.

Sie waren nahe an den Hügel herangeritten, auf dem sich die Zuschauer versammelt hatten, und Sharpe sah zu seiner Rechten einen Reiter nahen, der lächelnd auf einem feurigen Pferd saß. Auch einhändig war Lord Spears ein besserer Reiter, als Sharpe jemals einer sein würde. Seine Lordschaft war in gehobener Stimmung.

»Michael Hogan! Um Gottes willen! Sie wirken ernst wie ein Pfaffe, Sir! Wo ist Ihr irischer Humor? Ihre unbekümmerte Was-soll's-Haltung gegenüber den täglichen Mühen des Lebens?«

Hogan schaute den Kavalleristen herzlich an. »Jack! Wie steht's mit Ihrem Arm?«

»Völlig geheilt, Sir. So gut wie am Tag meiner Geburt. Ich trage ihn in einer Schlinge, damit Sie mich nicht wieder an die Arbeit schicken. Richard Sharpe! Ich sah Ihre Kompanie in Aktion. Die Männer waren sehr eifrig bei der Sache!«

»Sie waren gut.«

»Und Sie beide sind zu einem Picknick eingeladen. Jetzt gleich.« Er grinste sie an.

»Ein – was?« Hogan runzelte die Stirn.

»Ein Picknick. Das ist ein französisches Wort, aber ich nehme an, wir alle werden es bald benutzen. Für Sie Bauern, die nicht Französisch sprechen, bedeutet es eine einfache leichte Mahlzeit unter freiem Himmel. Wir haben Hühnchen, Schinken, Würstchen, köstlichen Kuchen und als Bestes von allem etwas Wein. Wir, das sind natürlich meine Wenigkeit und die Marquesa de Casares el Grande y Melida Sadaba. Sie beide sind ausdrücklich eingeladen.«

Hogan lächelte. Es hatte den Anschein, als wäre ihm eine Last von den Schultern genommen worden, weil Sharpe die Verantwortung für Leroux übernommen hatte. »Die Marquesa! Es wird Zeit, dass ich mal Kontakt mit der Aristokratie aufnehme.«

»Und was ist mit mir?« Spears wirkte gekränkt. »Bin ich nicht nobel genug für Sie? Herr im Himmel! Als meine Ahnen die verbotene Frucht im Garten Eden aßen, bestanden sie darauf, dass sie auf einem Silbertablett serviert wurde. Kommen Sie mit?« Letzteres war an Sharpe gerichtet.

Sharpe zuckte mit den Schultern. Hogan bestand darauf, an dem Picknick teilzunehmen, und Sharpe war gezwungen, ihm zu folgen. Obwohl sich ein Teil von ihm danach sehnte, die Marquesa wiederzusehen, fürchtete sich ein anderer, größerer Teil von ihm vor der Begegnung. Er hasste es, von etwas in Versuchung geführt zu werden, das er nicht haben konnte. Missmutig folgte er Hogan und Spears den Hügel hinauf.

Die Marquesa schaute ihnen entgegen. Sie hob anmutig die Hand zum Gruß. »Captain Sharpe! Wenigstens eine meiner Einladungen haben Sie angenommen!«

»Ich bin mit Major Hogan unterwegs, Ma'am.« Als Sharpe das gesagt hatte, bereute er es sofort. Er hatte klarmachen wollen, dass er nicht bereitwillig gekommen war, dass er nicht ihr Sklave war, aber seine Worte klangen, als hätte er praktisch gezwungen werden müssen, in ihrer Gesellschaft zu sein. Sie lächelte.

»Ich schulde Major Hogan Dank.« Die schöne Marquesa wandte sich an den Iren. »Wir haben uns schon gesehen, Major.«

»Das haben wir, Ma'am. In Ciudad Rodrigo, wie ich in Erinnerung habe.«

»Ja, ich erinnere mich auch. Sie waren damals sehr charmant.«

»Das sind die Iren für gewöhnlich, Ma'am.«

»Solch ein Jammer, dass die Engländer nicht von ihren Nachbarn gelernt haben.« Sie schaute zu Sharpe, der sich nicht nur unbehaglich fühlte, weil er auf dem Pferd saß. Dann lächelte sie wieder Hogan an. »Geht es Ihnen gut?«

»Jawohl, Ma'am, vielen Dank, Ma'am. Und Ihnen? Ihrem Gatten?«

»Mein Gatte, ah!« Sie fächelte sich Kühlung zu. »Der arme Luis ist in Südamerika und schlägt einen der Aufstände in unseren Kolonien nieder. Das finde ich so albern. Sie sind hier, um unser Land zu befreien, während Luis damit beschäftigt ist, woanders das Gegenteil zu tun.« Sie lachte und sah dann wieder Sharpe an. »Mein Mann, Captain Sharpe, ist genauso ein Soldat wie Sie.«

»Tatsächlich, Señora?«

»Nun, nicht ganz genauso einer wie Sie. Er ist viel älter, viel fetter, und er kleidet sich viel besser. Außerdem ist er General, also ist er vielleicht nicht ganz wie Sie.« Sie tippte auf den Ledersitz der Kalesche zwischen sich und der schwitzenden Anstandsdame. »Ich habe etwas Wein,

Captain Sharpe. Möchten Sie mir Gesellschaft leisten, wenn Sie sich auf dem Pferd nicht wohlfühlen?«

»Ich fühle mich sehr wohl, Señora.«

»So sehen Sie nicht aus, aber wenn Sie darauf bestehen.« Sie lächelte. Sie war so atemberaubend schön, wie er sie in Erinnerung gehabt hatte. Eine Frau wie aus einem Traum, ein Wesen von überwältigender Attraktivität. Sie lächelte ihn immer noch an. »Jack sagte mir, Sie seien ein wahrer Held, Captain Sharpe.«

»Überhaupt nicht, Señora.« Sharpe fragte sich, ob er nicht zu seiner Kompanie reiten sollte.

Lord Spears brach in Gelächter aus. »Kein Held, sagt er. Hören Sie sich das an! Ich finde das köstlich!«

Sharpe war verlegen. Er blickte Hilfe suchend zu Hogan. Der Ire grinste ihn an. »Du schnapptest einen feindlichen Adler, Richard.«

»Mit Harper.«

»O Gott! Der bescheidene Held!« Lord Spears amüsierte sich. Er imitierte Sharpes Tonfall. »Es war alles ein Zufall. Der Adler fiel einfach von seinem Stab herunter, genau in meine Hände. Ich pflückte zu dieser Zeit wilde Blumen. Dann verirrte ich mich nach Badajoz. Wollte dort zur Prozession gehen, und zufällig stieß ich durch die Bresche des Feindes vor. Sehr komisch!« Spears lachte. »Verdammt, Richard! Sie haben sogar dem Peer das Leben gerettet!«

»Arthur Wellingtons Leben gerettet?« Die Marquesa schaute Sharpe interessiert an. »Wann? Wie?«

»Die Schlacht von Assaye, Señora.«

»Schlacht von Assaye? Was war das? Wo war das?«

»Indien, Señora.«

»Und was passierte?«

»Sein Pferd wurde aufgespießt, Señora. Ich war zufällig dabei.«

»Oh, Gott hilf uns!« Spears lächelte freundschaftlich. »Er kämpfte nur gegen Tausende verdammter Heiden und sagt, er wäre zufällig dabei gewesen.«

Sharpe war verlegen. Er blickte zu Hogan. »Ich sollte meine Kompanie holen.«

»Nein, Richard, das solltest du nicht. Das kann warten. Ich habe Durst, du hast Durst, und wir sind freundlicherweise zu Wein eingeladen.« Er verneigte sich vor der Marquesa. »Mit Ihrer Erlaubnis, Señora?« Er streckte die Hand nach der Flasche aus, die von der Anstandsdame entkorkt worden war.

»Nein, Major! Jack wird einschenken. Er hat das Zeug zu einem Diener, nicht wahr, Jack?«

»Ich bin Ihr Sklave, Helena.« Spears nahm freudig die Flasche entgegen und schenkte ein. Hogan brachte Sharpe ein gefülltes Glas. Sharpes Pferd war ein Stück von der Kalesche gewichen, um grüneres Gras zu knabbern, und Sharpe war froh, aus der Hörweite der Marquesa fort zu sein. Er trank schnell den Wein, spürte erst jetzt, wie durstig er war, und bemerkte dann, dass Hogan neben ihm geblieben war. Der Ire lächelte mitfühlend.

»Die Marquesa hat dich zu einem vollen Rückzug gebracht, Richard. Was ist los?«, sagte er leise.

»Hier ist nicht mein Platz. Ich gehöre dorthin.«

Er nickte zum Hügel hinüber, wo sich die Männer des South Essex auf der kleinen Erhebung ausruhten. Die Franzosen regten sich nicht.

»Sie ist einfach eine Frau, die versucht, freundlich zu sein.«

»Ja.« Sharpe dachte an seine Frau Teresa, die schwarzhaarige Schönheit, die diesen aristokratischen Luxus verachten würde. Er warf einen Blick zur Marquesa. »Wie kommt es, dass sie so gut Englisch spricht?«

»Helena?« Selbst Hogan kannte sie anscheinend gut genug, um ihren Vornamen zu benutzen. »Sie ist eine halbe Engländerin. Spanischer Vater, englische Mutter und aufgewachsen in Frankreich.« Hogan trank einen Schluck Wein. »Ihre Eltern wurden im Krieg auf schreckliche Weise getötet, und Helena konnte zu einem Onkel in Spanien, in Saragossa, entkommen. Dann heiratete sie den Marqués de Casares el Grande y Melida Sadaba und wurde steinreich. Häuser in ganz Spanien, ein paar Schlösser – und eine sehr gute Freundin für uns, Richard.«

»Worüber reden Sie?«, rief die Marquesa zu ihnen herüber, und Hogan zog sein Pferd herum.

»Von Geschäften, Señora, nur von Geschäften.«

»Dies ist ein Picknick, keine Plauderstunde im Offizierskasino. Kommen Sie her!«

Die Marquesa wies Spears an, Sharpe Wein nachzuschenken, und Sharpe trank ihn fast so schnell wie das erste Glas. Das kristallene Kelchglas war lächerlich klein.

»Sind Sie durstig, Captain Sharpe?«

»Nein, Señora.«

»Ich habe noch viele Flaschen. Möchten Sie Hühnchen?«

»Nein danke.«

Die Marquesa seufzte. »Sie sind so schwer zufriedenzustellen, Captain. Ah! Da ist Arthur!«

Wellington kehrte in der Tat westwärts über den Pfad hinter dem Höhenzug zurück.

Spears drehte sich im Sattel um, um zu dem General zu schauen. »Wetten wir zehn zu eins, dass er hier heraufkommt, um Sie zu sehen, Helena?«

»Es würde mich überraschen, wenn das nicht der Fall wäre.«

»Sharpe!« Spears grinste ihn an. »Zwei Guineas darauf, dass er nicht zu uns reitet?«

»Ich wette nicht.«

»Aber ich! Hölle und Verdammnis! Die Hälfte der Besitztümer ist schon verwettet.«

»Die Hälfte?« Die Marquesa lachte. »Alles, Jack. Alles und noch viel mehr. Was werden Sie Ihren Erben hinterlassen?«

»Ich bin nicht verheiratet, Helena, und so kann man keinen meiner Bastarde als Erben bezeichnen.« Spears blies ihr einen Kuss zu. »Wenn nur Ihr lieber Ehegatte das Zeitliche segnen würde! Dann würde ich auf den Knien um Ihre Hand anhalten. Ich finde, wir wären ein schönes Paar.«

»Und wie lange würde mein Vermögen reichen?«

»Ihre Schönheit ist Ihr Vermögen, Helena, und die ist unvergänglich.«

»Wie nett, Jack, und wie unwahr.«

»Die Worte stammen von Richard Sharpe, meine Liebe, ich habe sie nur wiederholt.«

Die Marquesa heftete den Blick ihrer großen blauen Augen auf Sharpe. »Wie nett, Captain Sharpe.«

Ihm stieg bei Spears' Lüge das Blut in die Wangen, und er verbarg seine Verlegenheit, indem er das Pferd mit heftigem Zügelruck um die Hand nahm, ein Stück davonritt und zu den Franzosen starrte. Lord Spears folgte ihm und sagte leise: »Sie gefällt Ihnen, nicht wahr?«

»Sie ist eine schöne Frau.«

»Mein lieber Sharpe.« Spears neigte sich vor und zog Sharpes Pferd am Zaumzeug ein paar Schritte weiter. »Wenn Sie Helena haben wollen, versuchen Sie es.« Er lachte. »Machen Sie sich keine Sorgen meinetwegen. Aus mir macht sie sich nichts. Sie ist sehr diskret, unsere Helena, und sie wird es nicht ertragen, wenn Jack Spears in der Stadt herumprahlt, dass er auch nur die Füße in ihr Bett gesteckt hat. Sie sollten eine Attacke reiten, Sharpe!«

Sharpe war ärgerlich. »Sie meinen, Liebhaber aus der Dienerschaft halten den Mund, weil sie so dankbar sind?«

»Das haben Sie gesagt, mein Freund, nicht ich.«

»Stimmt.«

»Und wenn Sie es unbedingt wissen wollen, Sie haben vielleicht recht.« Spears wirkte immer noch freundlich, doch er sprach langsam und gezwungen. »Einige Leute finden das Fleisch in der Dienerkammer besser als das magere Zeug, das im Bankettsaal serviert wird.«

Sharpe schaute den gut aussehenden Lord an. »Die Marquesa?«

»Sie bekommt, was sie will, und Sie bekommen, was ich will.« Er grinste. »Ich tue Ihnen einen Gefallen.«

»Ich bin verheiratet.«

»Gott hilf mir! Sprechen Sie jeden Abend Ihre Gebete?« Spears lachte laut, dann wandte er den Kopf, denn Hufschlag kündigte Wellingtons Ankunft an der Spitze seines Stabs an. Der General zügelte sein Pferd, zog seinen Zweispitz vor der Marquesa und warf dann einen kalten Blick auf Spears und Sharpe.

»Sie sind gut eskortiert, Helena!«

»Lieber Arthur!« Sie reichte ihm die Hand. »Sie haben mich enttäuscht.«

»Ich? Wieso?«

»Ich kam her, um eine Schlacht zu sehen.«

»Wir alle sind deshalb hier. Wenn Sie irgendeine Beschwerde haben, dann müssen Sie die an Marmont richten. Der Kerl weigerte sich, anzugreifen.«

Die Marquesa zog einen Schmollmund. »Aber ich hatte so sehr gehofft, eine Schlacht zu sehen.«

»Das werden Sie, das werden Sie.« Er tätschelte den Hals seines Pferdes. »Ich wette mit Ihnen, dass sich die Franzosen heute Nacht davonschleichen. Ich habe ihnen

ihre Chance gegeben, und sie haben sie nicht genutzt. Deshalb werde ich morgen ihre Festungen einnehmen.«

»Die Festungen! Da kann ich vom Palast aus zuschauen!«

»Dann beten Sie, dass Marmont sich heute Nacht davonmacht, Helena, denn dann werde ich Ihnen einen vollen Sturmangriff zeigen. Eine Schlacht, wie Sie sich keine bessere wünschen können.«

Die Marquesa klatschte in die Hände. »Dann werde ich morgen Abend einen Empfang geben. Um Ihren Sieg zu feiern. Werden Sie kommen?«

»Um meinen Sieg zu feiern?« Wellington wirkte sichtlich aufgekratzt in ihrer Gegenwart. »Natürlich werde ich kommen.«

Die Marquesa umfasste mit einer Geste alle Reiter, die um die elegante Kalesche versammelt waren. »Sie alle müssen kommen. Auch Sie, Captain Sharpe. Sie müssen ebenfalls zu der Feier kommen.«

Wellingtons Blick traf sich mit dem Sharpes. Der General lächelte leicht. »Sharpe wird morgen Abend beschäftigt sein.«

»Dann wird er kommen, wenn er mit der Arbeit fertig ist. Wir werden bis in den Morgen hinein tanzen, Captain.«

Sharpe hatte das Gefühl, dass leichter Spott in den großen blauen Augen der Marquesa war, die ihn betrachtete. Morgen. Morgen würde er Leroux gegenübertreten und um dessen Säbel kämpfen. Sharpe spürte das Verlangen, zu kämpfen, er würde Leroux besiegen, diesen französischen Colonel, der den Briten so große Furcht einflößte, und ihn als Gefangenen fortschleifen. Morgen würde er, Richard Sharpe, kämpfen, und diese geckenhaften Aristokraten würden vom Palast der Marquesa aus zuschauen. Und plötzlich wurde Sharpe klar, welche Belohnung er sich für den Kampf gegen Colonel Philippe Leroux wünschte. Nicht nur den Säbel.

Der gebührte ihm ohnehin als Kriegsbeute. Er wünschte sich noch etwas anderes.

Diese Frau.

Er lächelte sie zum ersten Mal an und nickte. »Morgen.«

KAPITEL 7

Erschöpfte Kavallerie-Kundschafter kehrten in den frühen Morgenstunden des Dienstags in die Stadt zurück. Marmonts Armee war in der Nacht nordwärts gezogen. Die Franzosen hatten die Soldaten in den Festungen ihrem Schicksal überlassen. Marmont würde auf den richtigen Augenblick warten und hoffen, irgendwann im Sommer Wellington zu überrumpeln und ihm eine Schlacht nach seinen eigenen Bedingungen zu liefern.

Die Festungen hatten jetzt keine Bedeutung mehr für Wellington. Marmont hatte sich nicht zu ihrer Rettung auf eine Schlacht eingelassen, und die Nachschubtransporte über die lange römische Brücke waren gestoppt. So würden die Festungen zerstört werden. Die Marquesa würde ihre Schlacht bekommen, und Sharpe würde Leroux unter den Gefangenen suchen müssen.

Wenn es Gefangene gab. Für Wellington war es scheinbar leicht gewesen, der Marquesa einen Sturmangriff auf die drei Festungen zu versprechen, aber Sharpe war sich im Klaren darüber, dass sich die Verteidiger nicht so leicht ergeben würden. Er hatte sich die Festungen, die von der Außenwelt abgeschnitten waren, lange und gründlich angesehen, und je mehr er sich damit beschäftigte, desto weniger gefiel ihm die Sache.

Das Brachland davor war von einer tiefen Schlucht zerschnitten, die südwärts auf den Fluss zu verlief. Rechts von der Schlucht befand sich die größte französische Festung, die San Vincente, links die Festungen La Merced und San Cayetano. Ein Angriff auf irgendeine der drei Festungen würde tödliches Abwehrfeuer von den anderen zur Folge haben.

Die drei Gebäude waren Frauenklöster gewesen, bevor die Franzosen die Nonnen zur Räumung gezwungen und diese Ecke der Stadt in einen Stützpunkt verwandelt hatten. Jetzt waren die Klostergebäude seit fast einer Woche unter Beschuss britischer Geschütze, doch die Artillerie hatte bemerkenswert wenig Schaden angerichtet. Die Franzosen hatten die Gebäude gut gesichert.

Vor den Häusern mit Flachdach, die um die Klöster herum standen, hatten sie ein Glacis angelegt, eine Erdaufschüttung vor einem Festungsgraben, die keinen toten Winkel entstehen ließ und von der die Kanonenkugeln abprallten und über die Verteidigungswälle flogen. Die Franzosen hatten die Wände hinter dem tiefen Graben, der jede Festung umgab, mit Pfeilern abgestützt, und über ihren Geschützstellungen und Unterständen für die Soldaten hatten sie gewaltige, dicke Dächer angelegt. Jedes Dach war wie eine massive, riesige Kiste, gefüllt mit Erde und dazu bestimmt, die britischen Haubitzengeschosse aufzufangen, die rauchend vom Himmel herab einschlugen. Die französischen Garnisonen waren umzingelt und in der Falle, aber es würde schwierig für die Briten sein, sie einzunehmen.

Sharpe ließ seine Kompanie nicht ganz zufällig vor dem Palacio Casares aufmarschieren. Die riesigen Portale des Palasts standen offen, und der Innenhof mit einem Springbrunnen, aus dem eine hohe Wasserfontäne schoss, war zu sehen. Der Hof war gepflastert, und es gab viele Blumen in verzierten Kübeln. Sharpe spähte durch die Schatten des Torbogens an dem großen Portal oberhalb der Freitreppe. Der Palast wirkte verlassen. Dicke Strohmatten verdeckten die Fenster als Sonnenschutz, und die Fontäne des Springbrunnens war das einzige Anzeichen von Leben in dem großen prunkvollen Palast.

Über dem Torbogen prangte das Wappen, das auch die Tür der Kalesche der Marquesa zierte. Es war in

blassgoldenen Stein gemeißelt. Hoch darüber rankten Pflanzen an der Wand hoch, vielleicht von einem Balkon oder einem Dachgarten aus, und von dort oben würde die Marquesa das Schauspiel betrachten, über die Dächer, das Brachland und die Festungen hinweg. Nicht, dass sie viel sehen würde. Der Angriff würde beim letzten Tageslicht erfolgen. Sharpe hätte einen Angriff in der Dunkelheit vorgezogen, doch Wellington scheute davor zurück, denn er erinnerte sich, dass es in jener Nacht in Seringapatam vor langer Zeit fast zu einer Katastrophe gekommen wäre.

Sharpe wandte sich vom Palast ab und seiner Kompanie zu. Er wusste, dass er von der Marquesa besessen war. Es kam ihm lächerlich vor, ein so unmöglich zu erreichendes Ziel anzustreben, aber jetzt gab es kein Zurück mehr für ihn. Es war seine Mission, Leroux gefangen zu nehmen und die unbekannte Person namens El Mirador zu schützen, doch seine Gedanken blieben bei der Marquesa.

»Sir?« Harper stand stramm. »Kompanie zur Inspektion angetreten, Sir!«

»Lieutenant Price!«

»Sir?«

»Waffen, bitte.« Sharpe vertraute seinen Männern. Keiner davon würde mit nicht funktionsfähigen Waffen in den Kampf ziehen. Price konnte die Waffen inspizieren, aber er würde keinen Mangel finden. Sharpe hörte, dass die Sturmtruppen antraten. Es waren alles leichte Truppen, die besten des Bataillons, und sie versammelten sich weit weg vom Brachland, in der Hoffnung, die Franzosen mit dem Sturmangriff überraschen zu können. Die Belagerungskanonen donnerten immer noch. Vier Achtzehn-Pfünder waren durch die Furten gezogen und in die Stadt gebracht worden, und mit den großen Kanonen wurden die Festungen beschossen.

»Hört zu«, sagte Sharpe leise. »Wir sind nicht hier, um Heldentaten zu vollbringen. Es ist nicht unsere Aufgabe, die

Festungen zu erobern, verstanden?«

Sie nickten. Einige grinsten.

»Das erledigen die anderen Leichten Kompanien«, fuhr Sharpe fort. »Unsere Aufgabe ist es, einen Mann namens Leroux zu finden, den Mann, den wir gefangen nahmen und der uns entkam. Wir bleiben also hinter den Sturmtruppen. Wenn möglich, halten wir uns an einer Seite, abseits der Feuerlinie. Ich will keine Verluste haben. Haltet den Kopf unten. Gefechtsordnung auf dem ganzen Weg. Wenn unsere Leute die Festungen einnehmen, ist es unsere Aufgabe, die Gefangenen zu überprüfen und Leroux zu finden. Normale Gruppen. Ich will nicht, dass jemand auf eigene Faust loszieht. Es gibt keine Belohnung, also versucht keine Heldentaten. Und denkt daran: Dieser Bastard hat den jungen McDonald und Lieutenant-Colonel Windham ermordet. Er ist gefährlich. Wenn ihr ihn findet oder glaubt, ihn entdeckt zu haben, nehmt den Kerl gefangen. Und ich zahle zehn Guineas für seinen Säbel.«

»Und wenn er mehr wert ist, Sir?« Das war Batten, der nörglerische, grimmige, nie zufriedene Batten. Harper wollte auf ihn zugehen, um ihn sich vorzunehmen, doch Sharpe stoppte ihn mit einer Handbewegung.

»Der Säbel ist mehr wert, Batten, vermutlich zwanzigmal mehr, aber wenn Sie ihn an jemand anderen als mir verkaufen, lasse ich Sie für den Rest des verdammten Krieges Latrinen graben. Klar?«

Die anderen grinsten. Ein einfacher Soldat konnte kaum erwarten, einen wertvollen Säbel auf dem freien Markt zu verkaufen. Man würde ihn beschuldigen, ihn gestohlen zu haben, und die Strafe für Diebstahl konnte der Strick sein. Einige Sergeants würden mehr bezahlen, aber nicht viel mehr, und ihren Profit in Lissabon machen. Zehn Guineas waren eine große Summe, mehr als der Sold eines Jahres nach den Abzügen, und die Kompanie wusste, dass es ein faires Angebot war.

Sharpe hob wieder die Stimme. »Keine Bajonette. Waffen geladen, aber mit dem Lauf nach unten. Die Franzosen brauchen nicht zu wissen, dass wir kommen. Wenn eine Muskete kracht, werden sie uns Kartätschen zum Abendessen servieren.« Er nickte Harper zu. »Sie wissen, wohin es geht.«

Harper befahl mit ruhiger Stimme: »Rechts um!«

»Captain Sharpe!« Es war Major Hogan, der auf die Hauptbatterie zueilte, wo die Achtzehn-Pfünder donnerten.

»Sir!« Sharpe stand still und grüßte schneidig. Vor der Kompanie waren sie formell und korrekt, obwohl sie Freunde waren.

»Viel Glück!« Hogan lächelte die Männer an. Sie kannten ihn gut. Die Schützen hatten Wochen unter ihm gedient, bevor sie sich gezwungenermaßen dem South Essex Bataillon angeschlossen hatten. Sie erinnerten sich an Badajoz oder an Abende, an denen Hogan zu ihnen gekommen war und Sharpes Gesellschaft gesucht hatte. Der irische Major schaute Sharpe an, wandte den Männern den Rücken zu und machte eine resignierte Geste. »Viel Glück, Richard.«

»Keine guten Nachrichten?«

»So ist es.« Hogan verzog das Gesicht. »Irgendein Idiot führte schlecht Buch über den Munitionsvorrat. Wir haben gerade fünfzehn Schuss für jedes Geschütz. Was zum Teufel soll das nützen?«

Sharpe wusste, dass Hogan von den großen Achtzehn-Pfündern sprach. »Was ist mit den Haubitzen?«

Hogan hatte seine Schnupftabakdose hervorgeholt, und jetzt schnupfte er seine übliche gewaltige Prise. Dann nieste er. »Gott und seine Engel!« Er nieste erneut. »Verdammte Haubitzen! Die beulen die verdammten Festungen nicht mal ein! Hundertsechzig Schuss für sechs Geschütze. So kann man keinen Krieg führen!«

»Das klingt nicht gerade hoffnungsvoll.«

»Hoffnungsvoll?« Hogan legte eine Pause ein, während eine Achtzehn-Pfünder-Kanone eine der kostbaren, zur Neige gehenden Kugeln abfeuerte. »Nein. Aber wir haben Wellington überredet, nur die mittlere Festung anzugreifen. Wir feuern darauf.«

»San Cayetano?«

Hogan nickte. »Wenn wir die einnehmen, können wir unsere eigenen Batterien dort in Stellung bringen und die anderen Festungen beharken.« Er zuckte mit den Schultern. »Überraschung ist alles, Richard. Wenn sie uns nicht erwarten …« Er verstummte mit einem erneuten Schulterzucken.

»Leroux könnte in einer der anderen Festungen sein, nicht in San Cayetano.«

»Möglich. Er könnte auch in der großen sein. Wer weiß. Vielleicht kapitulieren alle, wenn die mittlere Festung fällt.«

Sharpe sagte sich, dass es eine lange Nacht werden konnte. Wenn die Besatzungen der anderen Festungen zu dem Schluss gelangten, dass weiterer Widerstand sinnlos war, dann konnten die Kapitulationsverhandlungen Stunden dauern. Er schätzte, dass an die tausend Mann in den drei Garnisonen waren, und es würde schwierig sein, in der Dunkelheit alles zu durchsuchen. Er blickte wehmütig zum Palacio Casares. Es war möglich, gut möglich, dass er es nicht schaffen würde, dort rechtzeitig einzutreffen.

Hogan bemerkte Sharpes Blick zum Palast. »Bist du eingeladen?«

»Zu der Feier? Ja.«

»Wie die ganze verdammte Stadt. Ich hoffe nur, dass es etwas zu feiern gibt.«

Sharpe grinste. »Wir werden die Franzosen überraschen.« Er wandte den Kopf und sah, dass seine

Kompanie unter Harpers Kommando in eine Gasse marschierte, und er wies hin. »Ich muss gehen.«

Dreihundertfünfzig Männer, die Leichten Kompanien von zwei Brigaden der Sechsten Division, waren in einer Straße zusammengepfercht, die hinter den Häusern entlang zur freien Fläche vor den Festungen verlief. Es war die nächste Deckung zur mittleren Festung San Cayetano, aber keiner außer einer Hand voll Offiziere durfte zu dem Terrain schauen, das es zu überwinden galt. Überraschung war alles. Es gab zwanzig Leitern, jede umgeben von dem Trupp, der sie trug, und diese Männer würden als Erste über die zweihundert Yards bis zum Graben der Festung hetzen. Sie würden in den Graben springen und dann die Leitern gegen die Mauern stellen.

Sharpe hörte das Krachen von Gewehren, das die Schwalben erschreckte, die in die Abenddämmerung davonflogen. Schützen hielten die Festungen seit sechs Tagen umzingelt, seit die Armee in Salamanca einmarschiert war. Die Männer hatten es unbequem in den flachen Schützenlöchern, aus denen sie durch die Schießscharten der Festungen auf die Franzosen feuerten. Alles an diesem Abend klang normal. Die Franzosen konnten nichts Ungewöhnliches im Ablauf der Belagerung bemerkt haben. Die Geschütze donnerten in Intervallen, die Gewehre krachten von Zeit zu Zeit, und als das Licht schwand, ließ auch das Feuern nach. Sharpe hoffte, dass man in den drei Festungen auf dem Hügel oberhalb des Flusses an eine weitere ereignislose Nacht glaubte.

Ein großer Sergeant mit narbigem Gesicht zupfte an einer Sprosse von einer der Leitern. Sie gab nach, brach, und der Sergeant spuckte verdrossen gegen eine Wand. »Verdammt mieses Holz!«

Harper lud sein siebenläufiges Salvengewehr und maß sorgfältig Pulver aus seinem Pulverhorn ab. Er grinste zu

Sharpe auf. »Ich traf diesen irischen Priester, während Sie mit dem Major plauderten, Sir. Er wünschte uns Glück.«

»Curtis? Woher zum Teufel weiß der von unserem Angriff? Ich dachte, der wäre geheim.«

Harper zuckte mit den Schultern und klopfte mit dem Kolben der gewaltigen Waffe auf den Boden. »Vermutlich sah er diesen Haufen einmarschieren, Sir.« Er nickte zu den Leichten Kompanien hin. »Die Jungs sehen nicht gerade aus, als wären sie zu einem Regimentsball gekommen.«

Sharpe setzte sich hin, lehnte den Kopf gegen die Wand und wartete mit dem geladenen Gewehr zwischen den Knien. Es war sonderbar, an diesem perfekten Sommerabend, dessen Licht zum Grau der Dämmerung verblasste, an den großen geheimen Krieg zu denken, der den bewaffneten Krieg überschattete. Woher wusste der Priester, dass heute Abend dieser Angriff stattfand? Gab es französische Spione in Salamanca, die ebenfalls Bescheid wussten? Wer mochte bereits die Besatzungen der Festungen gewarnt haben? Sharpe schloss das nicht aus. Es war durchaus möglich, dass die Franzosen bereit waren und begierig auf den ersten Angriff warteten, um ihn mit Kartätschenfeuer abzuschmettern.

Sharpe hatte erst einmal einen französischen Spion gesehen. Es war ein kleiner Spanier gewesen, ein fröhlicher und großzügiger Mann, der sich außerhalb von Fuentes de Oñoro als Limonadenverkäufer ausgegeben hatte. Es hatte sich herausgestellt, dass er in Wirklichkeit Corporal in einem der spanischen Regimenter war, die für die Franzosen kämpften, und Sharpe hatte zugesehen, als der Mann aufgehängt worden war. Der Spion war mit Würde gestorben, mit einem Lächeln auf den Lippen, und Sharpe fragte sich, welcher Tapferkeit es bedurfte, um solch ein Mann zu sein. Sharpe nahm an, dass El Mirador diese Tapferkeit hatte. El Mirador hatte in Salamanca

gelebt, unter französischer Besatzung, und trotzdem eine Fülle von Informationen zu den Briten in Portugal geschickt. Heute Abend kämpfte er, Sharpe, für diesen tapferen Mann, für El Mirador.

Sharpe schaute auf in die Abenddämmerung. Er spürte, dass der Angriff bald erfolgen würde.

»Sharpe?« Ein ranghoher Offizier schaute ihn an. Sharpe stand auf und salutierte.

»Sir?«

»Ich bin Brigadier General Bowes. Ich habe heute Abend das Kommando, aber ich nehme an, Sie haben Ihre eigenen Befehle?«

Sharpe nickte. Bowes musterte neugierig den sonderbaren Mann, der halb wie ein Offizier und halb wie ein Schütze gekleidet war. Der Brigadier General wirkte zufrieden. »Freut mich, dass Sie bei uns sind, Sharpe.«

»Danke, Sir. Ich hoffe, wir können von Nutzen sein.«

Bowes gestikulierte heftig zur Festung hin, die von hier aus nicht zu sehen war. »Da ist ein primitiver Schützengraben für die ersten siebzig Yards. Der wird uns Deckung geben. Danach liegt alles in Gottes Hand.« Er blickte mit offener Bewunderung auf den Kranz auf Sharpes Uniformärmel. »Sie haben so etwas schon gemacht.«

»Badajoz, Sir.«

»Dies hier wird nicht so schlimm.« Bowes ging weiter.

Die Angreifer standen auf, richteten ihre Uniformröcke und überprüften die letzten Einzelheiten vor dem Kampf. Einige berührten ihre Talismane, andere bekreuzigten sich, und die meisten setzten erzwungen fröhliche Mienen auf, um ihre Furcht zu verbergen.

Bowes klatschte in die Hände. Er war ein kleiner, stämmiger Mann. »Denkt daran, Jungs. Leise! Leise! Leise!« Dies war der erste Kampf der Sechsten Division in

Spanien, und die Männer hörten aufmerksam zu. Sie wollten den Rest der Armee beeindrucken. »Die Leitern zuerst. Mir folgen!«

Sharpe ermahnte seine Männer, zu warten. Harper würde die erste Gruppe führen, dann Lieutenant Price die zweite, und Sergeant McGovern und Sergeant Huckfield die anderen. Sharpe lächelte ihnen zu. Huckfield war neu in der Kompanie, seit Badajoz, frisch befördert von einer der anderen Kompanien. Sharpe erinnerte sich, dass Huckfield, damals als Private, versucht hatte, vor Talavera die Meuterei anzuführen. Huckfield verdankte Sharpe das Überleben, und der Handel hatte sich als gut erwiesen. Huckfield war ein pflichtbewusster, solider Mann, ein guter Rechner und Führer der Kompaniebücher, und die Erinnerung an jenen Tag vor drei Jahren, als Huckfield fast das Bataillon in die Meuterei geführt hatte, war jetzt verblasst und hatte etwas Unwirkliches.

Die Straße leerte sich, die Angreifer strömten hinaus auf das freie Terrain vor den Festungen, und Sharpe wartete immer noch. Er wollte nicht, dass sich seine Kompanie mit den anderen vermischte. Mit angehaltenem Atem lauschte er auf den ersten Schuss, doch der Abend blieb still. »In Ordnung, Jungs. Seid leise!«

Er ging als Erster durch die Passage zwischen den Häusern, und das Terrain fiel ab zu einem tiefen Schützengraben, den die Pioniere für eine der flankierenden Batterien angelegt hatten. Die Neunpfünder schwiegen hinter den Faschinen.

Sharpe sah die anderen Kompanien voraus, die sich in dem flachen Schützengraben drängten. Er war nicht für den Angriff angelegt worden, sondern der Überrest einer kleinen Gasse, und er gab Deckung, weil die zerstörten Häuser zu beiden Seiten eine Böschung aus Schutt bildeten. Sharpe wagte nicht, den Kopf zu heben und zur San-Cayetano-Festung zu schauen. Es gab die Hoffnung,

dass die Franzosen dösten, nicht mit Schwierigkeiten rechneten, aber es gab keinen Grund zu der Annahme, dass ihre Wachtposten weniger aufmerksam waren, weil der Abend still und friedlich wirkte.

Weit voraus stieß eine Leiter gegen Schutt, und das Kollern von Steinen war zu hören. Sharpe verharrte angespannt und lauschte auf eine Reaktion des Feindes, aber es blieb immer noch ruhig. Im Hintergrund war ein leises, stetiges Geräusch, und es wurde Sharpe klar, dass es das Plätschern von Wasser war, das gegen die Brückenpfeiler spülte. Eine Eule schrie südlich des Flusses. Das Licht war jetzt perlgrau, der westliche Horizont war purpurrot, und die Luft war warm nach der Hitze des Tages. Die Bürger von Salamanca würden jetzt auf der Plaza Mayor flanieren, Wein und Brandy trinken, und es würde ein Abend üppiger Schönheit in der Stadt sein.

Plötzlich dachte Sharpe an die Marquesa. Er sah sie vor seinem geistigen Auge auf ihrem Balkon oder Dachgarten stehen und zu den Festungen herüberspähen, über die sich die Dunkelheit senkte. Eine Glocke schlug halb zehn.

Sharpe hörte voraus ein Schaben und Klicken und wusste, dass die Angreifer die Bajonette aufpflanzten, um aus der Deckung zu springen und über die freie Fläche zur Festung San Cayetano zu stürmen. Lieutenant Price fing Sharpes Blick auf und wies fragend auf eines der Bajonette seiner Männer. Sharpe schüttelte den Kopf. Er wollte nicht, dass die Bajonette die Position seiner Kompanie verrieten, und es war ohnehin nicht ihre Aufgabe, die Festung anzugreifen.

»Vorwärts!« Bowes’ Stimme durchbrach die Stille. Das Scharren von Stiefeln war zu hören, und auf der eingesunkenen Gasse vor Sharpe wogte es von Gestalten, die über die Böschungen und durch den Schutt kletterten. Dies war der Augenblick der Gefahr, das erste Auftauchen, denn wenn die Franzosen bereit waren und sie erwarteten,

dann würden sie jetzt feuern, um die Angreifer zurückzuschlagen.

Sie feuerten.

Es gab kleine Geschütze in den Festungen, einige alte und erbeutete Vierpfünder, aber selbst kleine Geschütze, geladen mit Kartätschen, konnten einen Angriff zerschmettern. Sharpe kannte die Zahlen gut genug. Eine Vier-Pfund-Kartätsche war ein Blechbehälter voller Kugeln, sechzig bis achtzig pro Behälter, und wenn sie abgefeuert wurde, barst der Behälter an der Kanonenmündung, und die Kugeln breiteten sich wie Schrotkugeln in einem breiter werdenden Kegel aus. Etwa dreihundert Yards von der Mündung entfernt würde der Kegel etwa dreißig Yards breit sein, gute Überlebenschancen für einen einzelnen Mann in der Schützenlinie, aber nicht, wenn sich mehrere Kegel überschnitten. Die San-Cayetano-Festung, gegenüber den Angreifern, hatte nur vier Geschütze, doch die San Vincente, jenseits der Schlucht und die größte der drei Festungen, konnte zwanzig Geschütze aufbieten und die Flanke des britischen Angriffs unter Beschuss nehmen.

Sie feuerten mit allen Geschützen! Eines zuerst, und binnen weniger Sekunden folgte der Rest, und das Donnern der Waffen war tiefer als gewöhnlich, irgendwie stärker. Sharpe schaute entgeistert zu Harper. »Sie schießen doppelte Ladung!«

Harper nickte und zuckte mit den Schultern. Zwei Kartätschen pro Geschütz, angenommen siebzig Kugeln in jedem Behälter, und vierundzwanzig Geschütze feuerten. Sharpe lauschte dem infernalischen Kampflärm und versuchte, die Zahlen zusammenzurechnen. Dreitausend Musketenkugeln mindestens waren die Antwort auf den Angriff, zehn für jeden Angreifer, und in der Stille nach der Salve hörte er die Schreie von Verwundeten und dann das Krachen der Musketen aus den Schießscharten der

Franzosen. Er konnte nichts sehen. Er schaute zur Kompanie. »Hierbleiben!«

Sharpe kletterte über den Schutt neben der ehemaligen Gasse, rollte sich über die Böschung und fand Deckung hinter einem Balken. Bowes lebte. Er hatte den Degen gezogen und stürmte den Angreifern voraus. »Vorwärts! Vorwärts!«

Männer mit Leitern, wie durch ein Wunder noch am Leben, sprangen vom Boden auf, wo sie in Deckung gegangen waren, und hetzten über das Trümmerfeld. Jede Leiter war fast dreißig Fuß lang, unhandlich auf dem holprigen, dunklen Terrain, aber die Männer rannten damit, und hinter ihnen stürmten weitere Gestalten auf die dunkle San-Cayetano-Festung zu.

Die Angreifer stießen Kriegsgeschrei aus, immer noch zuversichtlich trotz des ersten Kugelhagels der Franzosen, und es kam Sharpe wie ein Wunder vor, dass so viele Männer das Kartätschenfeuer überlebt hatten. Er riss sein Gewehr von der Schulter, klappte das Visier hoch, und dann donnerte die zweite Salve der Franzosen.

Diese Salve war zusammenhangloser als die erste. Die Kanoniere luden so schnell wie sie konnten, diesmal nur eine Kartätsche, und die schnelleren Besatzungen feuerten zuerst. Kugeln fauchten aus den Schießscharten, prallten vom Schutt ab, wirbelten Tote und Verwundete durcheinander, und Sharpe verfluchte die Franzosen. Sie hatten es gewusst! Sie hatten mit dem Angriff gerechnet. Sie waren nicht überrascht worden!

Der Angriff war aussichtslos. Die Kartätschen brachten den Tod über die Angreifer, ein Geschütz nach dem anderen donnerte, und die Kugeln hämmerten wie ein Bleiregen auf Steine, Balken und Leichen auf dem Trümmergelände vor den Festungen.

Zwei Festungen waren in Rauch eingehüllt. Die dritte, links von Sharpe, war still, als hätte man es dort nicht nötig,

die Geschütze einzusetzen. Er konnte die Franzosen jetzt hören. Sie jubelten über ihr Werk, während die Kanoniere luden und feuerten, luden und feuerten, und die Mündungsflammen bleckten über den Festungsgraben, stachen durch den Rauch und loderten hinter den zerfetzten Kartätschen.

»Schützen!«

Sie konnten nicht viel tun, aber alles war besser, als nur Zuschauer bei diesem Abschlachten zu sein. Sharpe rief von Neuem: »Schützen!«

Seine Schützen rollten sich über den Schutthügel hinweg. Sharpe hatte ein halbes Dutzend der Rotröcke an den Baker-Gewehren ausgebildet, Waffen, die von Gefallenen in den letzten drei Jahren stammten, und diese Baker-Schützen kamen jetzt auch. Harper ließ sich neben Sharpe fallen, hob fragend die Augenbrauen, und Sharpe wies zur Festung, die am nächsten war. »Schießt auf die Schießscharten!«

Sie mochten einen Kanonier oder zwei töten, nicht viel, aber immerhin etwas. Sharpe hörte die ersten Schüsse und feuerte selbst, als er im Pulverrauch ein Ziel ausmachen konnte, aber es hatte nicht viel Sinn. Der Angriff war gescheitert. Die Briten wussten es nur noch nicht. Die Männer stürmten immer noch vorwärts, die Schultern hochgezogen, als stemmten sie sich gegen einen Sturm an, und sie ließen ihre Toten und Verwundeten zurück.

Schreie gellten durch das Donnern der Geschütze, und Sharpe betete bei jedem neuen Kartätschenbeschuss, dass eine Kugel die schrecklichen Schreie beenden würde. Bowes war immer noch auf den Beinen, stürmte immer noch voraus, mit erhobenem Degen, und hinter ihm und auf jeder Seite weigerten sich die noch Lebenden aufzugeben. Sie waren jetzt verstreut, nicht so leicht zu treffen wie in dichter Formation, aber es waren zu wenige für die Hoffnung auf einen Sieg.

Eine Gruppe mit einer Leiter schaffte es fast bis zum Festungsgraben. Sharpe sah, dass die Männer in den Graben sprangen, hörte das Musketenfeuer aus den Schießscharten, und dann sah er den Brigadier General, der sich vor einer Rauchwolke abzeichnete. Bowes war getroffen. Es hatte den Anschein, als tanze er auf der Stelle, um sich auf den Beinen zu halten. Der Degen entfiel ihm, und Bowes presste eine Hand auf den Bauch. Sein Kopf ruckte zurück in einem stummen Schrei, weitere Kugeln trafen ihn, doch er versuchte immer noch, sich aufrecht zu halten, und dann schien eine ganze Kartätschenladung die wankende Gestalt hinwegzufegen, und plötzlich gab es keine rennenden Männer mehr vor den Festungen.

Die Angreifer waren besiegt. Die Franzosen verhöhnten sie, schrien Beleidigungen, und das Kanonenfeuer verstummte.

Es gab keine Männer mehr, die in den Kampf geworfen werden konnten, außer Sharpes Kompanie, und er war nicht bereit, sie zu opfern. In Badajoz hatte die Armee weiter angegriffen, wieder und wieder gegen schlimmeres Feuer des Feindes als hier, auf kleinerer Fläche, bis es für Sharpe den Anschein gehabt hatte, dass alle Kartätschen der Welt nicht den Strom der Männer töten konnten, die durch die Bresche stürmten. Dieser Angriff hier hatte mit dreihundertfünfzig Männern begonnen, und es gab keine weiteren. Es war vorbei.

Der Kanonenrauch wallte in der zunehmenden Dunkelheit und nahm die Sicht. Die Franzosen warfen ein brennendes Bündel – Stroh, getränkt mit Öl und von Segeltuch umhüllt – über ihre Brüstung. Rufe hallten über die freie Fläche vor den Festungen. »Zurück! Zurück!«

Einige Männer riskierten es, beschossen zu werden. Sie sprangen auf und rannten. Die Franzosen schossen nicht. Weitere Männer fassten sich ein Herz, und die

Überlebenden zogen sich nach und nach zurück. Immer noch hielten die Franzosen ihr Feuer, glücklich darüber, dass die Briten aufgaben, und Männer stoppten auf der Flucht, um Verwundete mitzunehmen. Sharpe schaute zu seinen Schützen. »Rückzug, Jungs!«

Sie waren still und niedergeschlagen. Sie waren an Sieg gewöhnt, nicht an Niederlage, aber Sharpe wusste, dass Verrat im Spiel gewesen war. Er sah Harper an. »Sie wussten, dass wir kommen.«

»Höchstwahrscheinlich«, brummte der irische Hüne. »Sie hatten die Geschütze doppelt geladen. Folglich wussten sie Bescheid.«

»Ich möchte den Bastard in die Finger bekommen, der sie informiert hat.«

Harper erwiderte nichts. Er wies nach vorn, und Sharpe sah einen Mann, der über den Schutt auf sie zutaumelte. Er trug den roten Besatz des 53. Bataillons, den Shropshires, und sein Gesicht war so rot vom Blut wie seine Uniform. Sharpe stand auf, schlang sein Gewehr über die Schulter und rief: »Hier! Hier herüber!«

Der Mann hörte es anscheinend nicht. Er wankte fast wie ein Betrunkener, taumelte über den Schutt. Sharpe und Harper rannten zu ihm. Der Mann stöhnte. Blut rann von seinem Kopf. »Ich kann nichts sehen!«, ächzte er.

»Du wirst wieder in Ordnung kommen!« Sharpe konnte das Gesicht des Mannes nicht erkennen, weil es blutüberströmt war. Der Mann hatte seine Muskete verloren. Er presste die Hände auf den Leib. Anscheinend hörte der Verwundete Sharpe, denn er wandte den blutüberströmten Kopf zu ihm, und dann fiel er in Sharpes Arme. Die Hände des Verwundeten lösten sich von seiner Jacke, und Blut sprudelte auf Sharpes Uniformrock und die Hose. »Ruhig, Junge, es kommt alles in Ordnung!«

Sie legten ihn hin, und der Mann begann zu würgen. Harper drehte den Verwundeten zur Seite und steckte ihm einen Finger in den Hals. Dann schüttelte er den Kopf, als er Sharpes fragenden Blick sah. Der Verwundete erbrach Blut, stöhnte und keuchte abermals, dass er nichts sehen könne. Sharpe öffnete seine Feldflasche, schüttete dem Verwundeten Wasser über die Augen, und das Blut, das ihm von einer Kugelwunde an der Stirn in die Augen gelaufen war, wurde langsam fortgespült. »Es wird schon wieder!«

Der Mann aus Shropshire schloss plötzlich die Augen, als ihn ein Schmerzkrampf schüttelte. Blut quoll aus seiner Magengegend. Harper zerrte an der Uniform des Mannes. »Gott schütze Irland!« Es war ein Wunder, dass der Mann noch lebte.

»Hier!« Sharpe band seine Offiziers-Schärpe ab, reichte sie Harper, und der Ire schob sie unter den Verwundeten, nahm die Enden, zog sie als primitiven Verband zusammen und verknotete sie.

Sharpe packte den Mann an den Beinen, Harper fasste ihn unter den Achseln, und sie hoben ihn an und schleppten ihn zurück zu den Häusern. Andere Männer humpelten über den Schutt zu den Häusern. Die Franzosen schossen nicht.

Sie legten den Mann behutsam auf der Straße ab, die jetzt wieder voller Männer war. Sharpe rief nach Sanitätern. Der Soldat kämpfte um sein Leben. Er atmete rasselnd. Sharpe hielt es für unwahrscheinlich, dass der Mann die Verwundungen überleben konnte. Von Neuem schrie er: »Sanitäter!«

Ein Offizier, dessen Uniform unbefleckt von Blut oder Staub war und dessen roter Uniformbesatz und die goldenen Tressen neu und makellos wirkten, schaute an Sharpe vorbei. »Dale. Ohne Muskete«, diktierte er einem Mann mit Brille.

»Was?« Sharpe wandte sich um und schaute den Lieutenant an. Harper verdrehte die Augen himmelwärts und blickte dann zu Sergeant McGovern. Die beiden Sergeants grinsten. Sie kannten Sharpe und wussten, wie es war, wenn er zornig wurde.

»Überprüfung der Ausrüstung.« Der Lieutenant schaute auf Sharpes Gewehr, dann auf den schweren Säbel und schließlich auf die Schulter des Schützen-Offiziers. »Wenn Sie mich entschuldigen, Sir.«

»Nein!« Sharpe nickte zu dem Verwundeten hin. »Wollen Sie ihn etwa melden?«

Der Lieutenant sah sich nach einem Ausweg oder Unterstützung um und seufzte. »Er hat seine Muskete verloren, Sir.«

»Sie wurde von den Franzosen funktionsunfähig geschossen«, sagte Sharpe mit ruhiger Stimme.

»Ich bin sicher, das werden Sie schriftlich bestätigen, Sir.«

»Nein. *Sie* werden das schriftlich festhalten. Sie waren doch dort draußen, oder?«

Der Lieutenant schluckte nervös. »Nein, Sir.«

»Warum nicht?«

»Sir! Ich hatte den Befehl hierzubleiben, Sir!«

»Und niemand befahl Ihnen, den Männern, die dort kämpften, später das Leben schwer zu machen, oder? An wie vielen Schlachten haben Sie teilgenommen, Lieutenant?«

Der Lieutenant schaute in die Runde der grimmigen, interessierten Mienen. Er zuckte mit den Schultern. »Sir?«

Sharpe nahm dem Corporal, der als Schreiber fungierte, den Notizblock aus der Hand. »Sie schreiben zu allem *zerstört vom Feind*, verstanden? Zu allem. Einschließlich der Stiefel, die sie in der vergangenen Woche verloren.«

»Jawohl, Sir.« Der Lieutenant nahm den Notizblock von Sharpe entgegen und reichte ihn dem Schreiber. »Sie haben es gehört, Bates. Zerstört vom Feind.« Dann zog sich der Lieutenant zurück.

Sharpe schaute ihm nach. Sein Zorn war noch nicht verflogen, und er hatte den Wunsch, auf irgendetwas einzuschlagen, weil die Männer durch Verrat ums Leben gekommen waren. Die Franzosen waren gewarnt und bereit gewesen, und gute Männer waren geopfert worden. Wieder schrie er: »Sanitäter!«

Zwei Männer der Musikkapelle, die auf dem Schlachtfeld als Sanitäter fungierten, eilten herbei und kauerten sich zu dem verwundeten Dale. Sie hoben ihn schwerfällig auf eine Trage. Sharpe hielt einen der Männer an, als sie den Verwundeten wegbringen wollten. »Wo ist das Lazarett?«

»In der irischen Schule, Sir.«

»Kümmern Sie sich um ihn.«

Der Mann zuckte mit den Schultern. »Jawohl, Sir.«

Armer Dale, dachte Sharpe, in seinem ersten Kampf verraten. Wenn er überlebte, würde er als Invalide aus der Armee ausscheiden. Er würde nach Lissabon geschickt werden, und dort konnte er, zu nichts mehr tauglich, auf den Kais herumliegen, bis irgendwelche Bürokraten kontrolliert hatten, dass er für all seine Ausrüstung Rechenschaft abgelegt hatte. Alles, was fehlte, würde von seinem schäbigen Sold abgezogen werden, und erst wenn das Konto ausgeglichen war, würde er mit einem Krankentransport nach England verschifft werden. Dort auf dem Kai würde er zurückgelassen werden, die Armee hatte damit ihre Pflicht erfüllt, doch wenn er Glück hatte, erhielt er ein Reisedokument, das jedem Armenpfleger eine Rückzahlung versprach, der ihm auf dem Weg nach Hause etwas zu essen und zu trinken gab. Normalerweise ignorierten die Armenpfleger das Dokument, wiesen den Invaliden aus ihrem Bezirk und sagten ihm, er solle sonst

wo betteln gehen. Angesichts dessen war es für Dale vielleicht besser, wenn er starb.

Lieutenant Price salutierte und fragte vorsichtig, weil Sharpe zornig war: »Wegtreten, Sir?«

»Wegtreten und betrinken, Lieutenant.«

Price grinste erleichtert. »Jawohl, Sir. Wann wird morgen angetreten?«

»Spät. Neun Uhr.«

Harper spürte, dass Sharpe Mühe hatte, seine Wut zu unterdrücken, aber er fürchtete nicht den Zorn seines Captains. Er blickte auf Sharpes Uniform und sagte: »Sie haben nicht vor, heute Abend an einem formellen Dinner teilzunehmen, Sir?«

Die Uniform war von Dales Blut befleckt, das sich dunkel von dem Grün abhob, und Sharpe fluchte. Er versuchte vergebens, es abzuwischen. Er hatte zum Palacio Casares gehen wollen. Dann dachte er daran, dass sich die Marquesa eine Schlacht gewünscht und sie bekommen hatte, und jetzt konnte sie mal sehen, wie ein richtiger Soldat im Gegensatz zu den mit Gold und Silber behängten Leuten aussah, die sich als Kämpfer bezeichneten. Harpers Uniform war ebenfalls blutbesudelt, aber auf Harper wartete Isabella. Plötzlich hatte Sharpe es satt, allein zu sein. Er wollte die Frau mit dem goldfarbenen Haar haben, und sein Zorn war so groß, dass er ihn dazu trieb, in ihren Palast zu gehen und zu sehen, was geschehen würde. Er schaute den irischen Sergeant an. »Wir sehen uns morgen früh.«

»Jawohl, Sir.«

Harper schaute Sharpe nach und atmete tief durch. »Da wird jemand Schwierigkeiten bekommen.«

Lieutenant Price blickte den irischen Hünen an. »Sollten wir ihn begleiten?«

»Nein, Sir. Ich nehme an, der hat Lust auf einen Kampf. Dieser Lieutenant gab ihm keinen triftigen Grund, und so sucht er sich einen anderen.« Harper grinste. »Er wird in ein paar Stunden zurück sein, Sir. Lassen Sie ihn sich abkühlen.« Harper hob seine Feldflasche an. »Auf eine glückliche Nacht, Sir. Auf eine glückliche, verdammte Nacht.«

KAPITEL 8

Sharpes Entschlossenheit, zur Marquesa zu gehen, geriet ins Wanken, als er sich dem Palacio Casares näherte. Er hatte jedoch Harper gesagt, dass er nicht vor dem Morgen zurück sein würde, und er konnte es nicht ertragen, sich früh und wie ein Hund mit eingezogenem Schwanz zurückzuschleichen. Aber bei jedem Schritt wuchs seine Sorge wegen der Verfassung seiner Uniform.

Die Straßen waren noch voller Männer der Leichten Kompanie, die darauf warteten, entlassen zu werden, während die letzten Anwesenheitsappelle stattfanden. Die Verwundeten wurden auf Tragen und mit Karren zum behelfsmäßigen Lazarett transportiert, und viele der Toten lagen noch draußen vor den Festungen. Die Männer, die unverwundet überlebt hatten, standen deprimiert und mit zornigen Mienen da, und die Bürger von Salamanca eilten in die Schatten, wichen ihren Blicken aus und hofften, die Soldaten würden nicht ihren Zorn an hilflosen Zivilisten auslassen.

Das Portal des Palacio Casares stand weit offen, und viele Fackeln spendeten Licht. Sharpe hielt sich wie die furchtsamen Bürger im Schatten auf der anderen Straßenseite. Er lehnte sich an die Wand und zupfte seinen blutigen Uniformrock zurecht. Er öffnete die oberen Knöpfe und versuchte den Kragen zu glätten, der längst nicht mehr steif war.

Er wollte Helena sehen.

Kerzenschein wies den Weg in die Eingangshalle. Das Licht wurde gespalten von der Fontäne des Springbrunnens inmitten des Patios. Der Springbrunnen war von britischen Offizieren umgeben, die frische Luft

schöpften oder eine Zigarre rauchten oder miteinander plauderten. Die Niederlage hatte anscheinend keinen Einfluss auf die Feier gehabt. Der Hof war gesäumt von Licht, die sonst verhängten Fenster waren von Kerzenschein erhellt, und Musik klang leise auf die Straße hinaus. Es waren keine Soldatenlieder und keine laute Musik, die man in Soldatenkneipen hörte, sondern dezente, romantische Musik, wie sie von Reichen im Schein kristallener Kronleuchter bevorzugt wurde.

Sharpe machte sich keine Illusionen. Wenn er die Straße überqueren, durch das Portal und über den Hof zur Eingangshalle gehen würde, dann würde er sich so fremd und fehl am Platze fühlen, als wäre er an den Hof des Tatarenkönigs geraten. Das Haus war festlich beleuchtet, die Reichen waren versammelt, und es hatte den Anschein, als hätte es nie die Toten gegeben, die von Kartätschenfeuer zerfetzt nur ein paar Hundert Yards entfernt lagen.

»Richard! Beim Stuhlgang aller lebenden Heiligen! Sind Sie das?«

Lord Spears war beim Portal aufgetaucht. Er hielt eine Zigarre in der Hand und winkte. »Richard Sharpe! Kommen Sie, ich bin ein Hund, der nicht beißt!«

Sharpe lächelte trotz seiner schlechten Stimmung und überquerte die Straße. »Mylord.«

»Hören Sie mit dem verdammten ›Mylord‹ auf! Das klingt ja, als wären Sie ein Verkäufer, der einem was Mieses andrehen will! Meine Freunde nennen mich Jack, und wie mich meine Feinde nennen, möchte ich lieber nicht aufzählen. Kommen Sie herein. Sie sind eingeladen. Nicht, dass das viel ändert, denn jeder verdammte Hurensohn der Stadt ist hier.«

Sharpe wies auf seine Uniform. »Ich bin kaum in der richtigen Verfassung.«

»O Mann, was ist eine richtige Verfassung? Ich bin besoffen wie ein Erzbischof, das ist *meine* Verfassung.«

Sharpe sah, dass Spears leicht schwankte. Der Kavallerist klemmte die Zigarre zwischen die Zähne, hakte sich mit dem freien Arm bei Sharpe ein und führte ihn in den Hof des Palasts. Er stoppte im Lichtschein, drehte Sharpe herum und musterte ihn von unten bis oben. »Sie sollten Ihren Schneider wechseln, Richard. Der Kerl bringt Sie noch an den Bettelstab.« Er grinste. »Ein bisschen Blut, das ist alles. Kommen Sie.« Er warf die Zigarre ins Brunnenbecken, schöpfte Wasser mit der unversehrten Hand, klatschte es auf Sharpes Uniform und versuchte, das Blut abzuwaschen. »Wie war es dort draußen?«

»Blutig.«

»So habe ich das auch gesehen.« Spears ließ sich auf ein Knie nieder und klopfte Staub aus Sharpes Hose. »Es kostete mich eine volle Geldbörse.«

»Wieso?«

Spears blickte auf und grinste. »Ich hatte hundert darauf gewettet, dass Sie noch vor Mitternacht in den Festungen sind. Die Guineas sind futsch.«

Spears richtete sich auf und musterte sein Werk.

»Hundert Guineas?«, fragte Sharpe. »Die passen nicht in eine Geldbörse.«

Lord Spears zuckte mit den Schultern. »Man muss den Schein wahren. Wenn die Leute annehmen, dass ich pleite bin wie eine jungfräuliche Hure, dann wäre ich erledigt.«

»Und – sind Sie pleite?«

Spears nickte. »Bin ich, bin ich. Und ich habe nicht mal die Mittel, um den Verlust wettzumachen.« Er neigte den Kopf zur Seite und musterte Sharpe immer noch. »Nicht schlecht, Richard, nicht schlecht. Die Waffen geben dem Ganzen noch eine harte Note, aber ich glaube, wir können das alles noch verbessern.« Er schaute sich um und

entdeckte Sir Robin Callard, der volltrunken gegen einen Blumenkübel gesunken war. Spears lachte leise. »Robin Callard, wie er leibt und lebt. Der konnte noch nie was vertragen und bei sich behalten.« Er ging voran zu dem Stabsoffizier. »Ich war zusammen auf der Schule mit diesem kleinen Schwein. Er pisste stets ins Bett.« Spears neigte sich zu Callard hinab und rüttelte ihn. »Robin? Hörst du mich, du alter Bettnässer?«

Callard würgte, neigte sich vornüber, und Spears klemmte den Kopf des Betrunkenen zwischen seine Knie. Dann zog er ihm den pelzbesetzten Kavalleriemantel von den Schultern und zerrte an dem Halstuch. Es war mit einer Nadel festgesteckt. Callards Kopf ruckte hin und her, er protestierte trunken, aber Spears drückte den Kopf wieder hinab, zerrte stärker, und das Halstuch löste sich. Spears gab Callard frei, und Sir Robin plumpste vornüber und lallte etwas Unverständliches. Spears ging zu Sharpe zurück und überreichte ihm die Sachen. »Hier, tragen Sie das.«

»Und was ist mit ihm?«

»Der kann mit dem Mond schlafen. Sie tragen die Sachen, Richard, und werfen sie morgen weg. Wenn der kleine Scheißer aufwacht und sie wiederhaben will, dann schmeißen wir ihn kopfüber in die Latrine. Da wird er sich wie zu Hause fühlen.«

Sharpe band das Halstuch um und steckte es in den Kragen. Dann hängte er sich den dunkelroten, mit schwarzem Pelz besetzten Kavalleriemantel um, sodass der Ärmel locker an seiner linken Seite hing. Spears grinste über die Wirkung und lachte, als Sharpe das Gewehr am Riemen über das dekorative Kleidungsstück schwang. »Sie sehen hinreißend aus. Sollen wir gehen und uns etwas zum Hinreißen suchen?«

Die Halle war voller Offiziere und Bürger der Stadt. Spears bahnte sich einen Weg, rief Freunden etwas zu und

winkte wahllos. Er schaute über die Schulter zu Sharpe. »Schon was gegessen?«

»Nein.«

»Dann auf zum Festbankett!«

Sie gelangten in einen großen Saal. Er war von Tausenden Kerzen erhellt, und an den Wänden hingen große dunkle Ölgemälde, die Männer in feierlicher Rüstung zeigten. Ein langer Tisch stand an einer der Seitenwände, gedeckt mit einem weißen Tischtuch und Platten voller kulinarischer Köstlichkeiten. Die Hälfte davon kannte Sharpe nicht. Kleine Vögel, braun gebraten und mit klarer Sauce, und daneben eine Platte mit fremden Früchten, fantastisch mit Palmwedeln dekoriert und mit Eis gekühlt, das von schwitzenden Kellnern ständig ersetzt wurde, die an dem langen Tisch auf- und abwieselten. Sharpe nahm ein Stück Gänsebrust. Als er es aß, stellte er fest, wie hungrig er war. Er nahm sich noch ein Stück und beobachtete beim Essen die fremden Menschen.

Die Hälfte der Gäste waren Offiziere, Briten, Deutsche, Spanier und Portugiesen, und die Farben ihrer Uniformen umfassten die ganze Palette eines Malers. Die anderen Gäste waren Zivilisten, elegant und dunkel gekleidet. Sharpe schätzte, dass die Männer im Verhältnis zu den Frauen in fünffacher Überzahl waren. Und im Verhältnis zu den schönen Frauen waren sie in hundertfacher Überzahl.

Eine Gruppe britischer Dragoner-Offiziere hatte am fernen Ende des Saals ein eigenes Spiel erfunden. Sie warfen Brötchen wie Haubitzengeschosse hoch über die Menge hinweg, sodass sie wahllos zwischen eine nüchterne Gruppe Spanier einschlugen, die so taten, als wäre die Brötchen-Kanonade nur ein Produkt ihrer Fantasie. Spears feuerte sie mit Rufen an, korrigierte ihre Zielrichtung, zählte die Treffer auf, und dann, begeistert von dem Spiel, warf er ein ganzes gebratenes Hühnchen einem aus der Gruppe zu. Sie riefen im Chor den Feuerbefehl. Das

Hühnchen segelte dann durch die Luft, drehte sich dabei, und Bratensaft tropfte, und dann klatschte es hinunter und landete auf der Mantilla und der sorgfältig hergerichteten Haarfülle einer spanischen Matrone. Sie zuckte zusammen und schwankte leicht, während die Dragoner Hochrufe ausstießen und die Begleiter der Matrone stumm und offenen Mundes auf die ruinierte Perücke starrten, die verrutscht war und den Blick auf das graue Haar darunter freigab. Einer der Männer überwand seine Überraschung, bückte sich, riss einen Flügel vom Hühnchen und begann zu mampfen.

Spears winkte Sharpe zu. »Na, ist das ein Spaß, Richard?«

Sharpe bahnte sich einen Weg durch die Menge. »Ist der General hier?«

»Was denken Sie denn?« Spears wies auf die Kavallerie-Offiziere. »Das würden sie nicht wagen, wenn er hier wäre. Nein, es heißt, dass er nicht kommt. Er leckt sozusagen seine Wunden.«

Spears rief gegen den Lärm der vielen Gäste an.

Sharpe wurde den Kavallerie-Offizieren vorgestellt, eine Fülle von Namen, Jovialität und Gesichtern, die er nicht in Erinnerung behielt, und dann schob Spears ihn durch eine Tür zurück in die Halle und eine Treppe hinauf, die links und rechts von einer Statue hinaufführte. Die Statue, eine schickliche Maid, die einen Wasserkrug hielt, war mit einem britischen Tschako gekrönt.

Sharpe hatte angenommen, der Saal mit dem Büfett wäre der Hauptraum des Palasts, doch oben angelangt, wurde er durch eine Tür und in einen anderen Saal geschoben, dessen Anblick ihm den Atem verschlug. Der Saal hatte die Größe einer Exerzierhalle der Kavallerie. Riesige Gemälde hingen an den Wänden. Die Decke war kunstvolle Stuckarbeit. Große Kronleuchter hingen herab, jeder ein winziges Universum von Kerzen, und das Kristall glitzerte und funkelte über den Uniformen der Offiziere, über Silber

und Gold, über Tressen und Litzen und über den Kleidern und Juwelen der Frauen.

»Jesus!«, entfuhr es Sharpe.

»*Er* ließ sich entschuldigen.« Spears grinste Sharpe an. »Gefällt es Ihnen?«

»Es ist unglaublich!«

»Sie heiratete einen der reichsten Teufel von Spanien, und den langweiligsten.« Spears verneigte sich plötzlich vor einem Zivilisten in mittlerem Alter. »Mylord!«

Der Zivilist nickte Spears ernst zu. »Mylord.« Er war Engländer, ein dicker Mann mit pausbäckigem Gesicht, das jetzt Ärger verriet. Er musterte Sharpe von oben bis unten durch ein Monokel. Sharpes Uniform war immer noch nass von Wasser und Blut.

»Wer sind Sie?«

Spears trat vor Sharpe. »Das ist Callard, Mylord. Sie erinnern sich an ihn?«

Seine Lordschaft winkte Spears zur Seite. »Wir müssen Wert auf eine gepflegte Erscheinung legen, Callard, und Sie sind ein Schandfleck. Ziehen Sie sich zurück und wechseln Sie die Kleidung.«

Sharpe lächelte. »Ich trete dir in deinen fetten Arsch, wenn du ihn nicht in zwei Sekunden wegbewegt hast.« Das Lächeln verbarg den wilden Zorn, der in Sharpe aufgewallt war. Einen Augenblick lang sah es aus, als wolle der dicke Mann protestieren, doch dann flüchtete er, und sein Hintern schien empört – oder aus Angst vor Sharpes Tritt – hin- und herzuwackeln. Sharpe blieb ärgerlich zurück, und Lord Spears konnte sich vor Lachen kaum halten.

»Mann, Sie sind köstlich, Sharpe. Wissen Sie, wer das war?«

»Es juckt mich nicht im Geringsten.«

»Das habe ich bemerkt. Es ist Lord Benfleet. Einer unserer Politiker, der hergekommen ist, um den Kanaken

ein bisschen das Rückgrat zu stärken. Sein Spitzname, der Ihnen gefallen wird, ist Lord Bumfleet. Kommen Sie.« Er ergriff Sharpe am Ellbogen und führte ihn weiter. »Wen kennen wir hier? Wen können Sie sonst noch aus der Fassung bringen?«

Eine Kapelle spielte auf einem Podium, das unter einem großen Bogen mit goldenen Verzierungen stand. Die Musikanten trugen Perücken, hielten die Köpfe gesenkt und spielten eifrig für die Tanzenden, die sich auf der Tanzfläche drängten. Unter den Leuten, die an den Rändern der Tanzfläche standen, sah Sharpe schwarz gewandete Geistliche, deren Gesichter vom Trinken und guten Essen gerötet waren. Ein Gesicht war nicht gerötet. Sharpe sah die buschigen Augenbrauen und erkannte den Mann, der ihm quer durch den Saal zuwinkte. Spears sah die Geste. »Sie kennen ihn?«

»Curtis. Er ist hier Universitätsprofessor.«

»Er ist ein verdammter Verräter.«

»Was?« Sharpe schaute den plötzlich ernsten Spears überrascht an. »Ein Verräter?«

»Verdammter Ire. Gott weiß, Richard, einige der Iren sind in Ordnung, aber bei einigen von ihnen dreht sich mir der Magen um. Wie bei diesem.«

»Warum?«

»Er kämpfte gegen uns, wussten Sie das? Als die Spanier aufseiten der Franzosen waren, war er Kaplan auf einem Marineschiff. Sofort als er erfuhr, dass sie gegen die Engländer kämpfen würden, meldete er sich freiwillig. Er prahlt sogar noch damit!«

»Woher wissen Sie das?«

»Weil General Wellington eines Abends viele sogenannte prominente Bürger zum Abendessen einlud, darunter Seine verdammte irische Eminenz. Als sie beisammen saßen

plauderten sie über das exzellente Essen. Und später über andere Dinge. Curtis hätte erschossen werden sollen.«

Sharpe schaute über die Tänzer hinweg zu Curtis, der jetzt einem spanischen Offizier zuhörte, der mit ihm sprach. Der Ire tauchte anscheinend unerwartet und an den ausgefallensten Orten auf. Er hatte die Zivilisten gestoppt, die auf Leroux gefeuert hatten, und erst heute Abend hatte er Harper gesagt, dass er über den bevorstehenden Angriff Bescheid wusste. Ein Ire, der nichts für die Engländer übrig hatte. Sharpe verdrängte den Gedanken. Er sah schon überall Spione, doch seine eigentliche Mission bestand darin, Leroux vernichtend zu besiegen.

Sharpe fühlte sich hier nicht wohl. Dies war nicht seine Welt. Die Musiker, die eine kurze Pause eingelegt hatten, spielten wieder auf, und die Männer forderten die Damen zum Tanz auf und führten sie zur Tanzfläche. Lord Spears grinste Sharpe an. »Tanzen Sie?«

»Nein.«

»Das hatte ich mir fast gedacht. Es ist ganz einfach, Richard. Sie bewegen die Füße, geben vor, zu wissen, was Sie tun, und dabei umfassen Sie die schlanke Taille der Dame und drücken sie an sich. Den Unterleib fest an ihre Lenden. Eine Runde auf der Tanzfläche, und Sie werden wissen, ob Sie Glück bei der Dame haben. Sie sollten es versuchen!« Er wandte sich ab und verschwand in der Menge.

Sharpe nahm von einem Kellner, der mit einem Tablett mit gefüllten Weingläsern die Runde machte, ein Glas Wein entgegen und zog sich in eine Ecke zurück, wo er in Ruhe den Wein trinken konnte.

Er war hier fehl am Platze. Es lag nicht nur an der Kleidung. Jeder konnte sich von einem Schneider wie ein Lord kleiden lassen, doch es war nicht nur eine Frage des Geldes. Wie lernte man, von einem Dutzend Messern und Gabeln das richtige Besteck für die jeweilige Speise

auszuwählen? Oder richtiges Tanzen? Oder leichte Konversation mit einer Marquesa, das Scherzen mit einem Bischof oder sogar, einem Butler Anweisungen zu geben? Wie lernte man das? Es hieß, es sei jedem mit der Geburt gegeben, von Gott bestimmt, doch Emporkömmlinge wie Napoleon Bonaparte waren aus niederen Kreisen bis zur prunkvollen Spitze des reichsten Landes der Erde aufgestiegen. Sharpe hatte einst Major Leroy, den loyalen Amerikaner, gefragt, ob es keine gesellschaftlichen Unterschiede in den jungen Vereinigten Staaten gab, doch der Major hatte gelacht, ein Stück Tabak vom Stumpen ausgespuckt und feierlich erklärt: »Wir halten es für selbstverständlich, dass alle Menschen gleich sind. Sie wissen, was das ist?«

»Nein.«

»Die Unabhängigkeitserklärung der Rebellen.« Leroy hatte wieder einen Tabakkrümel ausgespuckt. »Die Hälfte der Bastarde, die das unterzeichneten, hielten Sklaven, und die andere Hälfte wäre lieber meilenweit davongerannt, als einem Schlachter die Hand zu schütteln. Nein. Ich gebe ihnen fünfzig Jahre, und sie alle werden Titel haben wollen. Barone von Boston und Herzoge von New York. So wird es sein.«

Sharpe, jetzt im Schein der Kronleuchter und unzähliger Kerzen, nahm an, dass Leroy recht hatte. Wenn man jede Person in diesem Saal nahm und ähnlich wie Robinson Crusoe auf einer einsamen Insel zurückließ, dann würden binnen eines Jahres ein Herzog und fünf Barone daraus werden, und die restlichen würden Leibeigene sein. Selbst die Franzosen hatten die Aristokratie zurückgebracht! Zuerst hatten sie den Adel ermordet wie die Eltern der Marquesa, und jetzt ernannte Bonaparte seine Marschälle zu Prinzen Sowieso und Herzogen Sowieso, und sein armer, ehrbarer Bruder war zum König von Spanien gemacht worden!

Sharpe schaute zu den schwitzenden Gesichtern über gestärkten Kragen, den fetten Offizieren in zu engen Uniformen, den albernen Kostümen der Frauen. Wenn man ihnen das Geld wegnahm, würden sie vermutlich wie jeder sonst aussehen, weichlicher vielleicht, schwammiger, aber das Geld und die Herkunft gaben ihnen etwas, an dem es ihm mangelte. Sicherheit? Ein leichteres Auftreten in der Gesellschaft der Reichen? Sollte ihm das etwas ausmachen? Wenn der Krieg vorüber war, konnte er die Armee verlassen, und Teresa hätte dann ein Heim für ihn in Casatejada zwischen den großen Feldern, die im Besitz ihrer Familie waren. Dann brauchte er nie mehr »Mylord« oder »Sir« zu sagen oder sich von einem eleganten Idioten herabgesetzt zu fühlen. In Sharpe wallte Zorn auf die Unfairness des Lebens auf und zugleich eine Entschlossenheit, dass man ihn eines Tages würde respektieren müssen. Zur Hölle mit ihnen allen!

»Richard! Wollen Sie gehen?«

Spears eilte von der Tanzfläche zu Sharpe und brachte eine kleine schwarzhaarige Frau mit stark geröteten Wangen mit. »Begrüßen Sie Maria.«

Sharpe verneigte sich leicht. »Señorita.«

»Wir sind förmlich, wie?« Spears zeigte sein typisches Grinsen. »Sie wollen doch nicht gehen, oder?«

»Doch.«

»Das können Sie nicht, mein lieber Freund! Wirklich nicht. Sie müssen zumindest die Marquesa begrüßen. Ihre zarte Hand an Ihre Lippen halten, etwas Charmantes murmeln und ihr ein Kompliment über ihr Kleid machen.«

»Richten Sie ihr von mir aus, dass sie wundervoll aussah.« Sharpe hatte sie in keinem der Räume gesehen, obwohl er Ausschau nach ihr gehalten hatte.

Spears sackte in gespielter Resignation zusammen. »Sind Sie ein dummer Hund, Richard? Sagen Sie mir nicht, dass

der Held von Talavera, der Eroberer von Badajoz in seine einsame Hundehütte zurückkriecht, um ein paar Gebete für lahme und herrenlose Köter zu sprechen! Amüsieren Sie sich!« Er wies auf das Mädchen. »Möchten Sie Maria? Sie ist vermutlich so sauber wie nur was. Wirklich! Sie können sie haben. Es sind noch jede Menge andere da.« Maria, die offenkundig kein Wort Englisch sprach und nichts verstand, schaute hingebungsvoll auf Spears markantes Gesicht.

Sharpe fragte sich, warum Spears so freundlich war. Vielleicht braucht Seine Lordschaft eine starke Hand, die ihn vor seinen Gläubigern schützte, denen er Wettgeld schuldete, oder vielleicht liebte er die Gesellschaft von Leuten aus niedrigeren Schichten, wie Sharpe es bei der Marquesa argwöhnte. Was immer es war, es war Sharpe gleichgültig. »Ich gehe. Es war ein langer Tag.«

Spears zuckte mit den Schultern. »Wenn Sie meinen, Richard, wenn Sie meinen. Ich habe es versucht.«

»Danke, Mylord.«

Sharpe warf einen letzten Blick in den Ballsaal, zu den eleganten Tänzern unter den gewaltigen Kronleuchtern, und er wusste, dass es dumm von ihm gewesen war, hierher zu gehen. Die Marquesa würde nicht seine Belohnung werden. Es war schon anmaßend von ihm gewesen, überhaupt in den Palast zu gehen.

Er nickte Spears zu, machte kehrt und ging aus dem Saal und die Treppe hinunter. Er verharrte kurz hinter der Statue mit dem britischen Tschako und schaute zu der kunstvoll verzierten Decke empor. Er konnte sich nicht vorstellen, jemals ein Hundertstel von einem Hundertstel all dieses Reichtums zu besitzen. Er würde zurückgehen und Harper davon erzählen.

»Señor?« Ein Diener war neben ihm aufgetaucht. Der Livrierte wirkte unnahbar und hochnäsig.

»Ja?«

»Diesen Weg, Señor.« Der Livrierte zupfte an Sharpes Ärmel und zog ihn auf einen riesigen Gobelin an der Wand zu.

Sharpe schüttelte ärgerlich die Hand ab, und dann sah er Erschrecken und tiefe Besorgnis in den Augen des Dieners.

»Señor! *Por favor!* Diesen Weg!« Plötzlich kam Sharpe in den Sinn, dass der Mann nur diese beiden englischen Wörter kannte, eine Formulierung, die ihm eingebläut worden war. Und nur eine Person gab in diesem Palast die Befehle: die Marquesa. Er folgte dem Mann zu dem Wandteppich. Der Diener blickte sich um und vergewisserte sich, dass niemand zuschaute. Dann hob er schnell eine Ecke des Wandteppichs an. Dahinter befand sich eine kleine Tür, die offen stand. »Señor?«

Der Mann sagte es drängend, fast flehend. Sharpe duckte sich in den Durchgang, und der Diener ließ den Wandteppich hinter ihm hinab.

Sharpe war allein, ganz allein in modriger Finsternis.

KAPITEL 9

Sharpe blieb still stehen. Er spürte einen kühlen Lufthauch auf einer Seite seines Gesichts. Die Geräusche der Feier wurden von dem dicken Wandteppich gedämpft. Er streckte langsam die linke Hand aus, ertastete die Tür und zog sie zu. Die Angeln waren gut geölt. Die Tür bewegte sich lautlos, und es klickte nur leise, als sie ins Schloss fiel. Sharpe lehnte sich gegen die Tür und wartete, bis sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten.

Er stand auf einem kleinen, viereckigen Treppenabsatz zwischen zwei Treppen. Zu seiner Rechten führten die Stufen hinab in tiefe Schwärze, und zu seiner Linken stiegen sie zu einem fahlen Viereck an, das der Nachthimmel hätte sein können, wenn es nicht seltsam gesprenkelt und ohne Sterne gewesen wäre. Sharpe wandte sich nach links zu dem kaum wahrnehmbaren helleren Schimmer und stieg langsam die Steintreppe hinauf. Er gelangte auf einen großen Balkon.

Jetzt erkannte er, warum keine Sterne zu sehen waren. Die offene Seite und das Dach des Balkons waren von einem Gitter voller Kletterpflanzen abgeschirmt, das dafür sorgte, dass es auf dem Balkon angenehm kühl war. Die Kletterpflanzen rankten an den Gitterstäben hoch, sodass breite Lücken dazwischen waren. Er ging zu dem nächsten Spalt und lehnte sich mit dem Tschako gegen das Gitter, damit er hindurchspähen konnte. Das Gitter bewegte sich. Er zuckte zurück, und dann erkannte er, dass die begrünte Gitterwand aus einer Reihe von Türen bestand, die geöffnet werden konnten, sodass die Sonne auf die Fliesen des Balkons fluten konnten. Unter ihm breitete sich die Stadt aus, fahles Mondlicht fiel auf Dachziegel und Stein, und das

Glühen von Kaminfeuern verlieh einigen der Gebäude einen rötlichen Schimmer.

Der Balkon war verlassen. Binsenmatten lagen in der Mitte und bildeten einen Pfad zwischen Kübeln mit Zierpflanzen und Steinbänken, die von steinernen geduckten Löwen gestützt wurden. Langsam ging Sharpe über den großen Balkon, und zu seiner Rechten nahm er sonderbar regelmäßig aufzuckenden Lichtschein wahr. Der Lichtschein kam anscheinend vom Boden des Balkons nahe der Wand des Palasts. Sharpe verharrte, bückte sich und sah, dass der Lichtschein aus einer Reihe winziger Fenster kam, die einen Blick in den Ballsaal darunter boten. Sie waren wie Gucklöcher. Jenseits der handflächengroßen Glasscheiben waren Schächte, die durch Stein und Putz gehen mussten, und jedes Fensterchen bot einen Ausblick auf einen kleinen Ausschnitt des riesigen Ballsaals.

Sharpe sah Lord Spears durch das Fensterchen. Spears hatte seinen Kavalleriemantel um Marias Schultern gelegt, und sein unversehrter Arm war irgendwo unter dem Mantel auf Marias Körper. Sharpe richtete sich auf und ging weiter.

Der Balkon bog nach rechts ab, und Sharpe blieb an der Ecke stehen. Die Binsenmatten waren jetzt mit Läufern belegt, und Sharpe sah Türen, die geschlossen und verriegelt waren und offenbar ins Innere des Palasts führten. Am fernen Ende, dicht vor einer kahlen Wand, stand ein Tisch mit Essen und Wein. Das Kristall und Porzellan reflektierten den Schein einer einzigen Kerze in einer Glaslampe, die in einer Nische der Wand stand. Nur zwei Sessel standen am Tisch, beide leer. Sharpes Gefühl signalisierte Gefahr. Er fragte sich, warum er zu etwas eingeladen worden war, was nach einer sehr intimen Feier aussah. Es ergab keinen Sinn, trotz Spears’ Erklärung, dass die Marquesa de Casares el Grande y Melida Sadaba

Richard Sharpe auf diesen privaten und luxuriösen Balkon eingeladen hatte.

Etwa auf halbem Weg zu dem gedeckten Tisch stand ein großes Fernrohr auf einem schweren eisernen Dreibein. Sharpe ging hin, öffnete die berankte Gittertür, die am nächsten war, und sah, wie er vermutet hatte, dass das Fernrohr auf das Schlachtfeld vor den Festungen gerichtet war. Mondschein fiel auf das Terrain, und die Festungen hoben sich dunkel vom Nachthimmel ab. Sharpe konnte deutlich die Schlucht erkennen, die zwischen der San-Vincente-Festung und den kleineren Festungen verlief. Der Hauch von rötlichem Feuerschein färbte die Dachkante im Hof der San-Vincente-Festung, und Sharpe wusste, dass die Franzosen ihren Sieg an den Feuern feierten, aber auch den nächsten Angriff befürchteten.

Es gab noch anderen Feuerschein, kleine Fackeln, die in der Hand gehalten wurden, während Männer auf dem Schlachtfeld vor den Festungen nach Verwundeten und Toten suchten. Die Franzosen ignorierten sie. Sharpe erschauerte plötzlich. Er erinnerte sich an das Verbrennen der Toten nach dem Angriff auf Badajoz, erst vor wenigen Wochen. Es hatte zu viele Leichen gegeben, um sie zu begraben. Man hatte sie aufgeschichtet mit Brennholz zwischen den nackten Toten und verbrannt. Es war ein grauenvoller Anblick gewesen.

Wie um die Erinnerung auszulöschen, zog Sharpe die Gittertür heftig zu, und es klickte laut.

»Was denken Sie?« Die Stimme der Marquesa klang belegt.

Sharpe wandte sich um. Die Marquesa stand am Tisch in der Nähe einer Tür, die sie lautlos geöffnet hatte. Eine Dienerin tauchte hinter ihr auf und hielt ihr eine Stola hin. Die Marquesa schüttelte den Kopf, und die Dienerin zog sich zurück und schloss die Tür so lautlos, wie sie geöffnet worden war.

Das Licht der Kerze fiel auf die Marquesa. Ihr Haar schimmerte golden, und ihr Kleid war schneeweiß. Es war schulterfrei, und er sehnte sich danach, ihre zarte, helle Haut zu berühren, denn sie war in diesem Palast voller unbezahlbarer und schöner Dinge das Perfekteste von allem.

Er fühlte sich verlegen. »Man sagte mir, ich soll Ihnen ein Kompliment über Ihr Kleid machen.«

»Über mein Kleid? Ich nehme an, das hat Jack Spears gesagt.«

»Ja, Señora.«

»Er hat mich nie darin gesehen.« Sie neigte sich über den Tisch, und Sharpe sah, dass sie eine dünne Zigarre nahm und an der Kerze anzündete. Er staunte. Er war daran gewöhnt, dass die Soldatenfrauen ihre kurzen Tonpfeifen rauchten, aber er hatte noch nie eine Frau mit einer Zigarre gesehen. Sie blies ein Rauchwölkchen aus, das zu der begrünten Gitterwand hinauftrieb. »Aber ich sah Sie, euch beide. Sie schauten finster in den Ballsaal, verabscheuten alles, und Jack überlegte, wo er ein leeres Schlafzimmer finden kann, um es mit diesem albernen Mädchen zu treiben. Rauchen Sie?«

»Manchmal. Jetzt nicht, danke.« Sharpe wies zu den Guckfensterchen. »Haben Sie uns dadurch gesehen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Der Palast ist voller solcher Gucklöcher, Captain. Regelrecht durchlöchert von Geheimgängen.«

Sie ging auf ihn zu, ihre nackten Füße verursachten keine Geräusche auf dem Läufer. Sharpe fand, dass ihre Stimme anders klang, als er sie in Erinnerung hatte. Dies war nicht die Frau, die auf dem Hügel bei San Christobal so aufgeregt und begeistert gewesen war. Heute Nacht sprach sie knapp, mit selbstsicherer Autorität, und alle Spuren der

großäugigen Naivität waren verschwunden. Sie setzte sich auf eine Bank mit Sitzkissen.

»Der Ururgroßvater meines Mannes erbaute diesen Palast, und er war ein misstrauischer Mann. Er heiratete eine jüngere Frau, eine in meinem Alter, und er befürchtete, sie würde ihm untreu sein. Und so baute er die Geheimgänge und die Gucklöcher zum Spionieren ein. Er folgte seiner jungen Frau durch den ganzen Palast, sie im Licht und er in der Dunkelheit, und er beobachtete alles, was sie tat.«

Sie erzählte es, als wäre es eine oft wiederholte Geschichte, von Interesse für den Zuhörer, doch langweilig für sie. Sie zuckte mit den Schultern, blies Rauch empor und sah Sharpe an. »Das ist die Geschichte.«

»Sah er etwas, das er nicht hätte sehen sollen?«

Sie lächelte. »Es heißt, sie entdeckte die Geheimgänge und Gucklöcher und heuerte zwei Maurer an. Eines Tages wartete sie, bis ihr Mann in einem langen Geheimgang war, der um die Bibliothek herumführte. Es gab nur einen Zugang zu diesem Schacht.« Ihre großen Augen glänzten im Kerzenschein. Sharpe war fasziniert von diesen schönen Augen, von ihrer makellosen Haut und den vollen Lippen. »Sie gab den Maurern ein Zeichen, und sie vernagelten den Zugang mit Brettern und mauerten ihn dann zu. Danach ließ sie es sich von den Dienern besorgen, von einem nach dem anderen, von zweien und wieder zweien, und die ganze Zeit konnten sie den Ehemann jenseits der Mauer schreien und kratzen hören. Sie sagte den Männern, es wären Ratten, und trieb sie an, weiterzumachen.« Die Marquesa zuckte mit den Schultern. »Das ist natürlich Unsinn, eine erfundene Geschichte. Der Stolz dieses Hauses würde es nicht erlauben, aber die Leute von Salamanca erzählen die Geschichte, und die Geheimgänge gibt es tatsächlich.«

»Eine harte Geschichte.«

»Ja. Und so geht sie weiter: Die untreue Frau starb, erwürgt vom Geist ihres Ehemanns, und es heißt, es wird das Schicksal jeder Herrin dieses Palasts sein, die ihren Ehemann betrügt.« Sie schaute bei diesen letzten Worten zu Sharpe auf, und es war eine sonderbare Feindseligkeit in ihrer Miene, vielleicht eine Herausforderung.

»Sie sagen, die Geschichte ist nicht wahr?«

Sie lächelte ein wenig schief und geheimnisvoll. »Wie taktlos von Ihnen, Captain Sharpe.« Sie sog an der Zigarre, die rötlich aufglühte. »Was hat Ihnen Lord Spears über mich erzählt?«

Sharpe war verblüfft über ihre direkte Frage, über die Erkenntnis, dass sie ihm förmlich befahl, zu antworten. Er schüttelte den Kopf. »Nichts.«

»Das passt überhaupt nicht zu Jack.« Sie sog wieder an der Zigarre. »Hat er Ihnen gesagt, dass ich ihn bat, Sie zu überreden, hierherzukommen?«

»Nein.«

»Ich habe ihn gebeten. Sind Sie nicht neugierig, warum?«

Er lehnte sich gegen den Rahmen der Gitterwand. »Ja, ich bin neugierig.«

»Gott sei Dank!« Ihre Stimme klang schroff. Sharpe fragte sich, welches Spiel sie trieb. Sie warf die Zigarre auf den gefliesten Boden des Balkons, und als sie aufprallte, sprühten Funken. »Was denken Sie sich denn so, Captain Sharpe?«

»Ich weiß nicht, warum ich hier bin, Señora.«

»Oh!« Es klang jetzt spöttisch. »Sie treffen mich allein an, ich ignoriere all meine Gäste, von den Regeln des Anstands ganz zu schweigen, da steht ein gedeckter Tisch mit Wein, und Sie denken sich nichts dabei?«

Sharpe mochte nicht mit sich spielen lassen. »Ich bin nur ein einfacher Soldat, Señora, unvertraut mit der Art und Weise der Leute, die über mir stehen.«

Die Marquesa lachte, und ihr Gesicht nahm plötzlich einen weicheren Zug an. »Sie sagen das mit so köstlicher Arroganz. Mache ich Sie verlegen?«

»Wenn es Sie erfreut – ja.«

Sie nickte. »Es erfreut mich. Sagen Sie mir jetzt, was Jack Spears Ihnen geflüstert hat?« Das klang nicht nach einer Frage, sondern wieder wie ein Befehl, als rede sie mit ihrem Kutscher.

Sharpe hatte ihre Spiele satt. Im gleichen schroffen Tonfall erwiderte er: »Er sagte mir, dass Sie einen schlechten Geschmack haben.«

Sie wurde sehr still und angespannt. Sie neigte sich auf der Bank vor, umklammerte die Kante, und Sharpe fragte sich, ob sie ihre Diener rufen und ihn hinauswerfen lassen würde. Dann lehnte sie sich zurück, entspannte sich und wies über den luxuriösen Balkon. »Ich dachte, ich hätte einen ziemlich guten Geschmack. Der arme Jack schließt von sich auf andere.« Der Klang ihrer Stimme hatte sich wieder verändert. Diesmal hatte sie mit sanfter Traurigkeit gesprochen. Sie erhob sich, ging zu der Gitterwand und öffnete eine der Türen. »Der Angriff heute Abend war ein Desaster.«

Das vorherige Thema wirkte vergessen, als hätte es nie existiert. Sharpe wandte sich ihr zu und sah sie an. »Ja.«

»Warum hat der General den Angriff befohlen? Die Sache war doch hoffnungslos.«

Sharpe war versucht zu sagen, dass sie eine Schlacht gewünscht, ja von Wellington fast erfleht hatte, aber weil sich diese Frau jetzt von einer so anderen Seite zeigte, wollte er sie nicht verärgern, nicht in diesem Augenblick. »Er ist immer ungeduldig bei Belagerungen. Er beendet sie gern.«

»Was viele Tote bedeutet?« Sie trommelte mit den Fingern einen schnellen Trommelwirbel auf den Rahmen der

Gitterwand.

»Ja.«

»Was geschieht jetzt?« Sie schaute zu den Festungen, und Sharpe starrte auf ihr Profil. Diese Frau war das Schönste, was er je gesehen hatte.

»Wir werden Schützengräben graben müssen. Jetzt muss alles ordentlich gemacht werden.«

»Wo?«

Er zuckte mit den Schultern. »Vielleicht in der Schlucht.«

»Zeigen Sie mir das.«

Er trat neben sie, nahm ihren Duft wahr, spürte ihre Nähe, und er fragte sich, ob sie seine Erregung bemerkte. Sein Blick schweifte über die silberne Spange in ihrem Haar, und dann riss er sich von ihrem Anblick los und wies zu der Schlucht. »Längs der rechten Seite, Ma'am, nahe bei der San-Vincente-Festung.«

Sie wandte ihm das Gesicht zu, nur eine Handbreite entfernt, und ihre blauen Augen glänzten im Mondschein, der Schatten unter ihre hohen Wangenknochen zauberte. »Wie lange wird das dauern?«

»Das kann in zwei Tagen erledigt sein.«

Sie sah ihm weiterhin in die Augen. Er nahm die Nähe ihres Körpers wahr, die nackten Schultern, die Schatten, die auf ihre zarte Haut fielen.

Sie wandte sich abrupt ab und ging zu dem Tisch. »Sie haben nichts gegessen.«

»Ein wenig, Señora.«

»Kommen Sie und setzen Sie sich. Schenken Sie Wein ein.«

Es gab gebratenes Rebhuhn, Wachteln, gefüllt mit Fleisch, Paprika, schmale Fruchtscheiben, Quitten, wie sie sagte, die in Sirup und Zucker eingelegt waren.

Sharpe lehnte sein Gewehr an die Wand und nahm Platz. Er rührte das Essen nicht an. Er schenkte der Marquesa Wein ein, füllte dann sein Glas, und sie schaute ihn mit der Andeutung eines Lächelns an und sagte in kühlem, neugierigem Tonfall: »Warum haben Sie mich eben nicht geküsst?«

Die Flasche in seiner Hand klirrte gegen sein Glas. Er stellte sie ab. »Ich wollte Sie nicht beleidigen.«

Sie hob eine Augenbraue. »Ist ein Kuss eine Beleidigung?«

»Wenn er nicht erwünscht ist.«

»Eine Frau muss also immer zeigen, dass sie geküsst werden will?«

Sharpe fühlte sich unbehaglich, fast verzweifelt, fehl am Platze in einer Welt, die er nicht verstand. Er versuchte, das Thema mit einem Schulterzucken abzutun. »Ich weiß nicht.«

»Und ob. Sie denken, dass eine Frau immer einen Mann einladen muss, nicht wahr? Und dann können Sie sich schuldlos fühlen.« Sharpe erwiderte nichts, und sie lachte. »Ich vergaß ganz, dass Sie ein einfacher Soldat sind, unvertraut mit der Art und Weise der Leute, die über Ihnen stehen.«

Sharpe schaute auf die Schönheit, die ihm am Tisch gegenübersaß, und er versuchte, sich einzureden, dass sie nur eine von vielen Frauen war und er ein Mann, und dass nicht mehr dabei im Spiel war. Er konnte sich verhalten, als wäre sie wie jede Frau, die er je kennengelernt hatte, aber es gelang ihm nicht, sich zu überzeugen. Dies war eine Marquesa, verwandt mit Kaisern, und er war Richard Sharpe, verwandt mit keinem außer seiner Tochter. Der Unterschied war wie eine Trennwand zwischen ihnen, die er nicht beiseiteschieben konnte. Andere konnten das vielleicht, er jedoch nicht.

»Stimmt, Señora. Ich verstehe nichts.«

Sie nahm eine weitere Zigarre aus dem Kästchen auf dem Tisch und neigte sich zu der Kerze in der Nische, um die Zigarre anzuzünden. Dann nahm sie wieder Platz und schaute auf die Zigarrenglut, als hätte sie sie noch nie gesehen. Als sie sprach, klang ihre Stimme wieder sanft. »Es tut mir leid, Captain Sharpe, ich wollte Sie nicht kränken.« Sie sah wieder zu ihm auf. »Wie viele Leute verstehen schon? Wie viele, glauben Sie, leben so wie ich? Einer von Hunderttausenden? Ich weiß es nicht.« Sie blickte von den dicken Läufern auf das Kristallgeschirr auf dem Tisch. »Sie glauben, ich bin reich, nicht wahr?« Sie lächelte vor sich hin. »Das bin ich. Aber ich spreche fünf Sprachen, Captain Sharpe, und von mir erwartet man nur, dass ich damit die täglichen Mahlzeiten bestelle. Ich sehe in den Spiegel und weiß genau, was Sie sehen. Ich öffne meine Türen, und all diese schmucken Stabsoffiziere strömen herein, und sie schmeicheln mir, lassen ihren ganzen Charme spielen, amüsieren mich, und sie alle wollen etwas von mir.« Sie lächelte ihn an, und er erwiderte das Lächeln. Sie zuckte mit den Schultern. »Ich weiß, was sie wollen. Dann sind da meine Bediensteten. Sie wollen, dass ich nachsichtig bin, wenig von ihnen fordere. Sie wollen mir mein Essen und mein Geld stehlen. Mein Beichtvater will, dass ich wie eine Nonne lebe und für seine Kirche spende, und mein Mann will, dass ich mit dem Segelschiff nach Südamerika komme. Jeder will etwas. Und nun will *ich* etwas.«

»Was?«

Sie zog an der Zigarre und sah ihn durch den Rauch an. »Ich will, dass Sie mir sagen, ob es eine Schlacht geben wird.«

Sharpe lachte. Er trank einen Schluck Wein. Hatte sie ihn auf diesen Balkon bestellt, damit er ihr etwas sagte, das ihr jeder Offizier, britisch oder spanisch, deutsch oder portugiesisch, erzählen konnte? Er sah sie an. Ihre Miene

war ernst und erwartungsvoll, und so nickte er. »Ja. Es muss eine geben. Wir sind nicht so weit marschiert, um nichts zu tun, und ich bezweifle, dass Marmont den Westen Spaniens aufgibt.«

Sie sprach mit Überlegung. »Warum hat Wellington dann gestern nicht angegriffen?«

Sharpe hatte fast vergessen, dass er erst gestern auf dem Hügelkamm die beiden Armeen beobachtet hatte. »Er wollte, dass Marmont *ihn* angreift.«

»Das weiß ich. Aber das tat Marmont nicht, und der General war in der Überzahl. Warum hat er also nicht angegriffen?«

Sharpe schnitt sich ein Stück Rebhuhnfleisch ab. Die Haut war knusprig gebraten und mit Honig verfeinert. Er wies zu dem Licht hinter den Guckfenstern. »Dort unten sind ein Dutzend Generäle, drei Dutzend Stabsoffiziere, und Sie fragen ausgerechnet mich? Warum?«

»Weil es mir Spaß macht!« Ihre Stimme klang plötzlich scharf. Sie legte eine Pause ein und rauchte. »Was denken Sie denn, warum? Wenn ich einen von ihnen frage, dann lächelt er höflich, spielt den Charmeur und sagt mir mit vielen Worten, dass ich mir nicht den Kopf über das Soldatenleben zerbrechen soll. Deshalb frage ich Sie. Warum hat Wellington nicht angegriffen?«

Sharpe lehnte sich zurück, atmete tief durch und sprach seine Gedanken aus. »Gestern hatten die Franzosen eine Ebene hinter ihrem Rücken. Marmont hätte sich endlos weit und geordnet zurückziehen können, und die Schlacht wäre bei Einbruch der Dunkelheit zu Ende gewesen. Es hätte, sagen wir mal, fünfhundert Tote auf jeder Seite gegeben. Wenn unsere Kavallerie besser gewesen wäre, vielleicht auch mehr, aber das hätte nichts entschieden. Die Armeen hätten wieder kämpfen müssen. Wellington will keine Reihe von kleinen Scharmützeln, die nichts entscheiden. Er will Marmont in eine Falle locken, ihn an

einem Ort festnageln, an dem es kein Entkommen gibt oder an dem er überrumpelt werden kann, und dann kann Wellington ihn vernichten.«

Sie beobachtete, dass Sharpes Gesicht die Leidenschaft widerspiegelte, die in ihm brannte, als er sich die entscheidende Schlacht vorstellte.

»Weiter.«

»Da gibt es nichts weiter. Wir nehmen die Festungen ein, und dann verfolgen wir Marmont.«

»Mögen Sie die Franzosen, Captain Sharpe?«

Das hielt er für eine sonderbare Frage, für eine falsche Formulierung. Sie meinte gewiss, ob er die Franzosen hasste. Er zuckte unentschlossen mit den Schultern. »Nein. Ich hasse sie nicht, wenn Sie das meinen.« Er lächelte. »Ich habe keinen Grund, sie zu hassen.«

»Trotzdem kämpfen Sie gegen sie?«

»Ich bin Soldat.« Es war nicht so einfach, wie es klang. Er war Soldat, weil er nichts anderes sein konnte. Er hatte in all den vergangenen Jahren festgestellt, dass er diese Arbeit tun konnte, und zwar gut, und nun vermochte er sich kein anderes Leben mehr vorzustellen.

Sie blickte ihn neugierig an. »Wofür kämpfen Sie?«

Er wusste nicht, was er darauf antworten sollte. Wenn er sagte: »Für England«, würde es aufgeblasen und bombastisch klingen, und Sharpe hatte den Verdacht, dass er genauso entschlossen und gut für Frankreich kämpfen würde, wenn er als Franzose geboren wäre. Für die Fahne? Vielleicht, denn sie war der Stolz des Soldaten, und Stolz ist wertvoll für einen Soldaten, aber er nahm an, die richtige Antwort war, dass er für sich selbst kämpfte, um zu verhindern, dass er zurück ins Nichts abglitt, wo er hergekommen war. Er schaute ihr in die Augen. »Für meine Freunde.« Es war die beste Antwort, die ihm einfiel. »Nur auf einem Schlachtfeld hat man wahre Freunde.«

Sie nickte, erhob sich und ging über den Balkon. Zigarrenrauch wehte hinter ihr her. »Was sagen Sie zu dem Vorwurf, dass Wellington nicht das Zeug für eine Angriffsschlacht hat, nur für eine Verteidigungsschlacht?«

»Assaye.«

Die Marquesa blieb stehen und wandte sich um. »Wo er einen Fluss durchquerte, obwohl ihm der Feind gegenüberstand?«

»Gestern wussten Sie nichts über Assaye.«

»Gestern war ich in der Öffentlichkeit.« Die Marquesa sog wieder an der Zigarre.

»Er kann angreifen.« Sharpe war beeindruckt von ihrer Intelligenz und ihrem Wissen, aber sie war ihm auch rätselhaft. Es war etwas Katzenhaftes an der Marquesa. Sie bewegte sich leise und geschmeidig, ein schöner Anblick, aber sie hatte Krallen, und jetzt wusste er, dass sie über die Intelligenz verfügte, sie geschickt einzusetzen. »Glauben Sie mir, Marquesa, er versteht es, anzugreifen.«

Sie nickte. »Ich glaube Ihnen. Danke, Captain Sharpe, das ist alles, was ich wissen wollte.«

»Alles?«

Sie ging zu der Gitterwand und öffnete ein Fenster darin. »Ich will wissen, ob die Franzosen nach Salamanca zurückkehren. Ich will wissen, ob Wellington kämpfen wird, um es zu verhindern. Sie haben mir gesagt, dass er kämpfen wird. Sie haben nicht geprahlt, nicht versucht, mich zu beeindrucken, sondern Sie gaben mir das, was ich wollte, eine professionelle Meinung. Ich danke Ihnen.«

Sharpe stand auf. Er war sich nicht sicher, ob der Besuch damit beendet und er entlassen war. Er ging auf sie zu. »Warum wollten Sie das wissen?«

»Ist das wichtig?« Sie schaute immer noch zu den Festungen.

»Ich bin neugierig.« Er blieb hinter ihr stehen. »Warum?«

Sie blickte über die Schulter zum Tisch. »Sie haben Ihre Muskete vergessen.«

»Es ist ein Gewehr. Warum?«

Sie drehte sich zu ihm um und schaute ihn abermals feindselig an. »Wie viele Männer haben Sie getötet?«

»Das weiß ich nicht.«

»Wirklich nicht?«

»Wirklich nicht. Ich bin seit neunzehn Jahren Soldat.«

»Haben Sie schon mal Angst gehabt?«

Er lächelte. »Natürlich. Immer. Es wird schlimmer, nicht besser.«

»Wie kommt das?«

»Ich weiß es nicht. Ich denke manchmal, je älter man wird, desto mehr hat man, für das man leben will.«

Sie lachte darüber. »Jede Frau wird Ihnen etwas anderes sagen.«

»Nein, nicht jede Frau. Vielleicht einige. Einige Männer ebenfalls.« Sharpe wies nach unten zu den fernen Geräuschen der Feier. »Kavallerie-Offiziere werden nicht gern alt.«

»Sie sind plötzlich sehr weise für einen einfachen Soldaten.« Die Marquesa verspottete ihn. Sie schob die Zigarre in den Mund, und Rauch schwebte zwischen ihnen.

Sie hatte noch nicht seine Frage beantwortet, und er verstand immer noch nicht, warum er auf diesen Balkon bestellt worden war, wo sich die Blätter der Kletterpflanzen in der Nachtbrise bewegten. »Sie hätten tausend Leuten in dieser Stadt die Fragen stellen können, die Sie mir gestellt haben, und Sie hätten die gleichen Antworten erhalten. Warum haben Sie ausgerechnet mich gefragt?«

»Das sagte ich schon.« Sie wies mit der Zigarre auf sein Gewehr. »Warum nehmen Sie jetzt nicht Ihr Gewehr und gehen?«

Sharpe sagte nichts. Reglos blieb er vor ihr stehen. Irgendwo in der Stadt wurden Stimmen laut, höchstwahrscheinlich gab es eine handfeste Auseinandersetzung betrunkener Soldaten, und ein Hund kläffte den Mond aus einer anderen Straße an. Sharpe sah, dass die Marquesa den Blick auf seine Wange heftete. »Was sind das für schwarze Flecken?«

Sharpe gewöhnte sich allmählich an ihre plötzlichen Fragen, die keine Beziehung zu der vorangegangenen Unterhaltung hatten. Es bereitete ihr anscheinend Spaß, ihn zu reizen, ihn fast an den Rand des Zorns zu treiben und ihn dann mit einer Nebensächlichkeit abzulenken. Er rieb über seine rechte Wange. »Pulverflecken, Marquesa. Das Schießpulver explodiert in der Pfanne und wirbelt etwas Pulver auf.«

»Haben Sie heute Abend jemanden getötet?«

»Nein, heute Abend nicht.«

Sie standen nur einen halben Schritt voneinander entfernt, und Sharpe wusste, dass jeder von ihnen auf Distanz hätte gehen können. Doch sie blieben, forderten einander heraus. Er wusste, dass sie ihn herausforderte, sie zu berühren, und er war plötzlich versucht, gegen die Regeln dieser Art von Duell zu verstoßen. Er war versucht, davonzugehen, sich zurückzuziehen, wie Marmont sich einfach von Wellingtons Armee zurückgezogen hatte, aber er konnte es nicht. Der sinnliche Mund, die Augen, die Linie ihres Halses, die Schatten auf der samtenen Haut über dem spitzenbesetzten weißen Kleid, all das nahm ihn gefangen.

Sie sah ihn mit ernster Miene an. »Was ist das für ein Gefühl? Einen Menschen zu töten?«

»Manchmal ein gutes, manchmal gar keins, und manchmal ein schlechtes.«

»Wann fühlt man sich schlecht?«

Er zuckte mit den Schultern. »Wenn das Töten unnötig ist.« Er schüttelte den Kopf in der Erinnerung an die Albträume. »Da war ein Mann bei Badajoz, ein französischer Artillerie-Offizier.«

Sie erwartete mehr. Sie neigte das Gesicht zur Seite. »Erzählen Sie weiter.«

»Der Kampf war vorüber. Wir hatten gesiegt. Ich nehme an, er wollte sich ergeben.«

»Und Sie haben ihn getötet?«

»Ja.«

»Wie?«

Er wies auf seinen großen Säbel. »Damit.« Es war nicht so einfach gewesen, wie es klang. Er hatte in seinem großen Zorn auf den Mann eingehackt, bis Harper ihn gestoppt hatte.

Die Marquesa wandte sich von ihm ab und schaute auf das kaum angerührte Essen auf dem Tisch. »Macht Ihnen das Töten Spaß? Ich glaube, ja.«

Er spürte, dass sein Puls zu rasen begann. Eine Mischung aus Furcht und Aufregung erfüllte ihn. Er schaute auf ihr Gesicht, ihr Profil, auf das ein Streifen Mondlicht fiel, und ihre Schönheit war so überwältigend, dass das Verlangen, sie zu berühren, übermächtig wurde. Fast unbewusst hob er langsam die Hand, umfasste ihr Kinn und drehte das Gesicht zu sich.

Sie schaute ihn ruhig und mit großen Augen an, dann trat sie zurück, und seine Hand hing in der Luft. Er kam sich wie ein Dummkopf vor. Ihre Miene war unfreundlich. »Macht Ihnen das Töten Spaß?«, wiederholte sie.

Sie hatte ihn zu dieser Berührung getrieben, damit sie sich zurückziehen und ihn zum Narren machen konnte. Sie hatte ihn herbestellt, um ihren kleinen Sieg zu bekommen, und Sharpe wusste, was eine Niederlage ist. Sharpe wandte sich ab, ging zu seinem Gewehr, schlang es sich

über die Schulter und schritt ohne ein Wort über den Balkon davon. Er schaute sie nicht an. Er ging an ihr vorbei und nahm den Rauch ihrer Zigarre wahr.

»Colonel Leroux macht das Töten Spaß, Captain.«

Als Sharpe den Namen hörte, blieb er unvermittelt stehen. Langsam wandte er sich um.

»Was wissen Sie über Leroux?«

Sie zuckte mit den Schultern. »Ich lebe in Salamanca. Die Franzosen waren in diesem Haus. Sie, Captain, haben den Auftrag, Leroux zu töten, nicht wahr?«

Sie sagte es wieder herausfordernd, beeindruckte ihn mit ihrem Wissen, und von Neuem hatte er das Gefühl, in ein Spiel verwickelt zu sein, dessen Regeln nur sie kannte. Er dachte an Leroux, der sich in einer der Festungen aufhielt, an den Kordon der Briten, an die Männer seiner Kompanie in ihren Quartieren. Er hatte eine einfache Mission, und er machte sie kompliziert.

»Gute Nacht, Ma'am. Danke für das Essen.«

»Captain?«

Er ging weiter. Er bog um die Ecke des Balkons, schritt vorbei an den Lichtern der Gucklöcher, und er fühlte sich wie befreit. Er würde Teresa treu sein, die ihn liebte. Er beschleunigte seine Schritte auf dem Weg zum Geheimgang.

»Captain!« Die Marquesa lief hinter ihm her, und ihre nackten Füße klatschten über die Binsenmatten. »Captain!« Sie holte ihn ein und hielt ihn am Ellbogen fest. »Warum gehen Sie weg?«

Sie hatte ihn schon zuvor gereizt, spöttisch gefragt, warum er sie nicht küsste, und sich zurückgezogen, als er sie berührt hatte. Jetzt hielt sie ihn am Arm fest und blickte ihn flehend an. Er hasste ihre Spiele.

»Gehen Sie zum Teufel, Ma'am.« Er legte den linken Arm um sie, hob sie halb an und küsste sie auf den Mund. Er

presste sie an sich und küsste sie hart, um sie zu demütigen, und als er sah, dass sie die Augen schloss, ließ er sie los. »Um Himmels willen! Ob mir das Töten Spaß macht? Was bin ich? Eine verdammte Trophäe für Ihre Wand? Ich werde mich betrinken, Ma'am, in irgendeiner Flohbude in dieser verdammten Stadt, und vielleicht nehme ich mir eine Hure. Die wird mir keine verdammten Fragen stellen. Gute Nacht!«

»Nein!« Sie hielt ihn wieder fest.

»Was wollen Sie? Mir Geld ersparen?« Er war so grob, weil er spürte, wie gekränkt er war. Sie war schöner, als er sich in seiner Fantasie eine Frau hätte vorstellen können.

»Nein.« Sie schüttelte den Kopf. »Ich will *Sie*, Captain, damit Sie mich vor Colonel Leroux retten.« Sie sagte es fast verbittert, und dann, als schäme sie sich des Kusses, wandte sie sich ruckartig ab und ging von ihm fort.

»Was haben Sie gesagt?«

Sie ging weiter, zurück zur Ecke und auf die ein wenig erhellte Seite des Balkons. Abermals hatte sie ihn überrascht, aber diesmal hatte er das Gefühl, dass es keines ihrer Spielchen war. Er folgte ihr.

Sie war beim Fernrohr stehen geblieben, und jetzt starrte sie durch die berankte Gitterwand. Sharpe lehnte sein Gewehr an die Wand und trat dicht hinter die Marquesa. »Sagen Sie mir, warum?«

»Ich habe Angst vor ihm.« Sie sah ihn nicht an.

»Warum?«

»Er wird mich töten.«

Es folgte Stille, und Sharpe hatte das Gefühl, auf einem dünnen Seil über einem tiefen Abgrund zu stehen. Eine falsche Bewegung, und er würde verloren sein, erledigt, und es war, als wäre er mit der schönen Marquesa allein hoch über der dunklen Nacht. Er sah den Schatten zwischen ihren Schulterblättern, der hinab in den

Spitzenausschnitt ihres Kleides verlief, und er fand, dass nichts auf dieser dunklen Erde so geheimnisvoll war wie eine schöne Frau.

»Er wird Sie töten?«, wiederholte er.

»Ja.«

Er hob langsam die Hand und strich leicht von ihrer Schulter hinab über ihre warme, weiche Haut, eine Berührung, die so sanft war, als wäre sie von einer Strähne ihres goldfarbenen Haars verursacht worden. Die Marquesa bewegte sich nicht.

»Warum wird er Sie töten?«

Langsam streichelte er mit der Fingerspitze weiter bis zum Spitzenbesatz des Kleides. Immer noch ließ sie ihn gewähren, und mit der anderen Hand strich er langsam über ihren Rücken hinauf bis zum Nacken. Sie hielt still.

»Sie nennen mich nicht mehr Señora oder Ma'am.«

»Warum wird er Sie töten, Ma'am?«

Seine Hand lag leicht auf ihrem Nacken, und er spürte ein paar Haare, die sich unter der silbernen Spange gelöst hatten. Langsam ließ er die Hand hinabgleiten und streichelte über ihren langen Hals. Sie drehte den Kopf zur Seite, und er zog die Hand ein wenig zurück, als befürchte er, etwas sehr Zerbrechliches zu beschädigen. Sie hielt in der Bewegung inne, wartete, bis er sie wieder berührte, und dann wandte sie sich ihm langsam zu. »Nennen Ihre Freunde Sie Dick?«

Er lächelte. »Seit vielen Jahren nicht mehr.« Er hielt die Hand still auf ihrer weichen Haut und wartete darauf, dass die Marquesa weitersprach. Sein Gefühl sagte ihm, dass sie wieder einmal unvermittelt eine nebensächliche Frage gestellt hatte, weil sie Zeit zum Nachdenken gewinnen wollte. Sie tat, als nehme sie seine Hand nicht wahr, aber er wusste, dass es nur gespielt war, denn sie wich kein

bisschen zurück. Sein Herz klopfte wie rasend. Ihre Blicke tauchten ineinander.

»Ich habe Angst vor Leroux«, sagte sie gepresst.

Er streichelte mit der Handfläche über ihren Nacken. Immer noch tat sie, als nehme sie es nicht wahr. »Warum?«

Sie wies über den Balkon. »Sie wissen, was das ist?«

Er hob kurz die Schultern. »Ein Balkon.«

Sekundenlang schwieg sie. Seine Hand war federleicht auf ihrem Nacken, und er sah, wie sich die Schatten auf ihrer Haut bewegten und sich ihr Busen unter den Atemzügen hob und senkte. Er glaubte, das heftige Pochen seines Herzens zu hören.

Sie leckte mit der Zungenspitze über ihre Lippen. »Ein Balkon, aber eine besondere Art Balkon. Von hier kann man sehr weit sehen, und er wurde genau dafür gebaut.« Ihr Blick war vertrauensvoll und ernst auf ihn gerichtet. Sie sprach einfach, wie zu einem Kind, damit er sie verstand. Wieder ein anderes Gesicht dieser bemerkenswerten Frau, die sich verändern kann wie die Farbe des Himmels, dachte Sharpe, aber eine innere Stimme sagte ihm, dass sie jetzt kein Spiel mehr mit ihm trieb. Wenn es die wahre Marquesa gab, dann war sie das jetzt.

»Man kann die Straßen über den Fluss sehen, und deshalb wurde dieser Balkon erbaut. Der Ururgroßvater meines Mannes wollte nicht nur im Palast spionieren. Er wollte seine Frau beobachten, wenn sie ausritt, und so ließ er diesen Balkon wie eine Art Wachturm erbauen. Sie sind nicht ungewöhnlich in Spanien, und es gibt diese begrünte Gitterwand aus einem besonderen Grund. Keiner kann hineinsehen, Mister Sharpe, aber wir können hinaussehen. Es ist ein ganz spezieller Balkon. Auf Spanisch heißt ein Balkon ›balcón‹, aber dies ist kein ›balcón‹. Wissen Sie, was es ist?«

Sharpes Hand ruhte bewegungslos auf ihrem Nacken. Er wusste die Antwort auf ihre Frage nicht, aber er konnte raten. Kein Balkon – ein Wachturm – Aussichtspunkt – das spanische Wort für Aussichtspunkt …

Es fiel ihm wie Schuppen von den Augen, als er es laut aussprach. »Mirador?«

Sie nickte. »El Mirador.« Sie schaute ihm ins Gesicht. Sie sah, dass ein Muskel an seiner Wange neben der Narbe zuckte. Seine Augen waren dunkel. Sie hob wie fragend eine Augenbraue. »Sie wissen Bescheid, nicht wahr?«

Er wagte kaum zu sprechen, zu atmen. Langsam streichelte er über ihren Nacken und den Rücken. Der Nachtwind spielte mit Blättern über ihnen.

Sie furchte leicht die Stirn. »Sie wissen es?«

»Ja, ich weiß es.«

Sie schloss die Augen, seufzte auf, und er zog sie an sich, und sie schmiegte sich bereitwillig an seine Brust. Ihr Haar war unter seinem Kinn, ihr Gesicht ruhte auf seiner groben Uniform, und ihre Stimme klang verzagt und flehend.

»Niemand darf es wissen, Richard, niemand. Sagen Sie keinem etwas davon, nicht einmal dem General! Keiner darf es erfahren. Versprechen Sie mir das?«

»Ich verspreche es.« Er hielt sie fest an sich und konnte es noch nicht fassen.

»Ich habe Angst.«

»Haben Sie mich deshalb herbestellt?«

»Ja. Aber ich wusste nicht, ob ich Ihnen vertrauen kann.«

»Sie können mir vertrauen.«

Sie hob den Kopf an und schaute zu ihm auf. Ihre Augen glänzten. »Ich fürchte mich vor ihm, Richard. Er tut Leuten Grauenvolles an. Ich wusste es nicht. Ich wusste nie, dass es so entsetzlich sein würde.«

»Ich weiß.« Er neigte sich vor, und sie sah ihm in die Augen und wich nicht zurück. Er küsste sie, und plötzlich schlang sie die Arme um ihn, klammerte sich an ihn und küsste ihn so heftig, als wolle sie seine Kraft in sich aufsaugen. Sharpe hielt ihren schlanken Körper in den Armen. Er dachte daran, was sein Feind dieser perfekten, schönen, einmaligen Frau antun würde, und er verabscheute sich, weil er ihr misstraut hatte, denn jetzt wusste er, dass sie tapferer war als er, dass sie ein einsames Leben in dem großen Palast geführt hatte, umgeben von Feinden, immer in Gefahr, immer einen schrecklichen Tod vor Augen.

El Mirador!

Er presste sie an sich und spürte durch die Spitze die Haken ihres Kleides, und er schob die Hand zwischen die Haken, fühlte ihre Haut, und er öffnete den ersten Haken, dann den zweiten, und sie barg das Gesicht an seiner Brust und klammerte sich immer noch an ihn. Er konnte nicht glauben, was geschah. Es kam ihm wie ein Traum vor, dass er, Richard Sharpe, in dieser Nacht hier war, auf dem *mirador,* mit dieser Frau. Er tastete weiter zum letzten Haken, mit einer Hand, die geübter im Laden von Waffen war, und er spürte, wie sich die schöne Marquesa, El Mirador, in seinen Armen versteifte. Er verharrte jäh.

Sie schaute zu ihm auf, musterte ihn, als suche sie in seiner Miene Anzeichen darauf, dass er sie wirklich vor Leroux’ Säbel und der Grausamkeit des Mannes bewahren konnte.

»Nenn mich Helena.«

»Helena?« In diesem Augenblick löste sich der Haken, den er schon fast geöffnet hatte. Sharpe spürte, wie das Kleid an ihr hinabglitt, und dann fühlte er die weiche, warme Haut, streichelte über Helenas Rücken und presste sie an sich.

Ihr Lächeln verschwand, und alle Schroffheit kehrte zurück. »Lass mich los!« Sie stieß es laut hervor, wie ein Befehl. »Lass mich los!«

Er war ein Narr gewesen! Sie hatte Schutz gewollt, nicht dies hier, und jetzt hatte er sie beleidigt, weil er sich etwas eingebildet hatte, das nicht geschehen würde. Er ließ sie los, und sie trat von ihm fort. Ihre Miene hatte sich wieder verändert. Sie lachte ihn an, lachte über seine Verwirrung, und sie hatte ihn von sich fort befohlen, damit sie das Kleid ganz von ihrem Körper gleiten lassen konnte. Federleicht und mit leisem Rascheln fiel es zu Boden. Sie hatte nichts unter dem Kleid an. Nackt trat sie wieder auf ihn zu. »Verzeih mir, Richard.«

Er nahm sie in die Arme, und sie presste den nackten Körper gegen seine Uniform, den Waffengurt, den Pulverbeutel. Sie umarmte Sharpe voller Leidenschaft, und er starrte zu dem dunklen Umriss der San-Vincente-Festung, und er schwor sich, dass der Feind niemals Hand an sie legen würde, niemals, so lange er noch atmen und den schweren Säbel anheben konnte, dessen Griff kalt an ihrer Seite war. Sie schlang ein Bein um ihn, hob sich an und küsste ihn wieder, und er vergaß alles. Die Kompanie, die Festungen, Teresa – all das verschwamm und verschwand in diesem Augenblick, bei dieser Verheißung, bei dieser Frau, die ihren eigenen einsamen Krieg gegen seine Feinde führte.

Sie ließ sich an ihm hinab auf den Boden und ergriff seine Hand. Ihre Miene war ernst und unschuldig. »Komm.«

Er folgte ihr gehorsam in die dunkle Nacht Salamancas.

TEIL II

MITTWOCH, 24. JUNI,
BIS
MITTWOCH, 8. JULI 1812

KAPITEL 10

Sharpe ärgerte sich über das schnelle Fortschreiten der Arbeit an dem Schützengraben, der in der Schlucht angelegt wurde. Er wusste, dass der zweite Angriff nahe bevorstand, wenn der Graben bis zur Mitte zwischen der San-Vincente- und San-Cayetano-Festung fertig war. Der zweite Sturmangriff konnte kaum scheitern. Der Munitionsvorrat für die Geschütze war aufgefrischt worden. Karren um Karren voller Munition hatte die San-Marta-Furt durchquert und war in die Stadt gerumpelt. Die Geschütze feuerten ständig auf die Festungen, und um es für die Franzosen schlimmer zu machen, erhitzten die Kanoniere die Kanonenkugeln, bis sie rot glühend waren, sodass Feuer entstanden, wenn die Kugeln in das alte Holz des ehemaligen Klosters schlugen. Die Franzosen versuchten verzweifelt, die Feuer unter Kontrolle zu bekommen.

Vier Nächte lang beobachtete Sharpe das Bombardement, jede Nacht vom *mirador* aus, und die rot glühenden Geschosse flogen durch die Dunkelheit und krachten in die bröckelnden Mauern der Festungen. Feuer loderten auf, wurden erstickt, entflammten von Neuem, und nur in den wenigen Morgenstunden gab es eine kurze Pause für die Verteidiger. In einigen Nächten hatte es für Sharpe den Anschein, dass niemand in den Festungen überleben konnte.

Pausenlos donnerten die Geschütze, schlugen die Geschosse ein, und Flammen und Rauch stiegen in den dunklen Himmel. Das Prasseln der Feuer konkurrierte mit dem Krachen der Gewehre der Schützen, die sich näher heranarbeiteten, und an jedem Morgen waren mehr

Beschädigungen an den Festungen zu erkennen. Weitere Schießscharten klafften nach dem Einschlag der Geschosse breit auf, und die Geschütze dahinter waren unbemannt, zerschmettert, nutzlos.

Wellington war in Eile. Er wollte die Festungen einnehmen, damit er nach Norden marschieren und Marmont verfolgen konnte.

Sharpe wusste, dass er nach Norden ziehen würde, wenn die Festungen fielen. Die Leichte Kompanie würde sich dem Regiment anschließen, und er würde Salamanca und die Marquesa, El Mirador, verlassen müssen. Jeder Moment, der durch ein langsameres Vordringen des Schützengrabens gewonnen wurde, war kostbar für Sharpe.

Er verließ den Palast jeden Morgen durch einen Geheimgang, der in eine Gasse neben den Stallungen führte, und kehrte jeden Nachmittag zurück, wenn Salamancas Siesta nur durch den regelmäßigen Kanonendonner gestört wurde.

Die Männer der Leichten Kompanie wunderten sich über Sharpe, am meisten Patrick Harper, aber Sharpe sagte nichts, und sie konnten nur rätseln, wohin ihr Captain jeden Tag und jede Nacht verschwand. Als er am ersten Morgen zu ihnen zurückkehrte, hatte er gebadet, und seine Uniform war gewaschen, geflickt und gebügelt, aber er gab keine Erklärung. Jeden Morgen exerzierte er mit der Kompanie, ließ sie ins Hinterland marschieren und machte mit ihnen Gefechtsübungen. Er forderte sie hart, denn er wollte verhindern, dass sie bei ihrem Aufenthalt in dieser Stadt mit ihren Annehmlichkeiten verweichlichten. Jeden Nachmittag entließ er sie vom Dienst und ging heimlich und vorsichtig zu der kleinen Tür in der Gasse bei den Ställen. Hinter der Tür führte eine Treppe hinauf zu dem privaten Obergeschoss, wo sich nur die Bediensteten aufhalten durften, denen die Marquesa vorbehaltlos vertraute, und

wo er tief in eine leidenschaftliche Affäre verstrickt war, was er fast noch nicht glauben konnte.

Er hatte seine Scheu vor ihr verloren. Sie war nicht mehr die Marquesa. Jetzt war sie El Mirador, und obwohl sie immer noch eine einzigartige Frau und Geliebte war, sah er in ihr auch eine Person, der er begeistert zuhörte. Sie erzählte von ihrem Leben, berichtete verbittert vom Tod ihrer Eltern.

»Sie waren nicht mal Franzosen, doch sie nahmen sie gefangen. Töteten sie. Dieser Abschaum!« Ihr Hass auf die Revolution war abgrundtief. Sharpe hatte sich Helenas Alter aus ihren Erzählungen zusammengereimt. Sie war zehn gewesen, als der Mob gekommen war und ihre Eltern umgebracht hatte. Jetzt musste sie achtundzwanzig sein, und in den Jahren dazwischen hatte sie die Streitkräfte einer Welt studiert, die ihren Eltern das Leben genommen hatte. Sie sprach zu ihm von Politik, von ihren Ambitionen, und sie zeigte ihm Briefe aus Deutschland, in denen es hieß, dass Napoleon eine große Armee zusammenzog, die ihrer Ansicht nach für den Einmarsch in Russland bestimmt war. Sie hatte auch Neuigkeiten, die über den Atlantik gekommen waren und von einer nahe bevorstehenden amerikanischen Invasion Kanadas berichteten. Sharpe, der auf dem Balkon saß und zuhörte, hatte das Gefühl, zu beobachten, wie eine ganze Welt in einen Strudel von Feuer und Kanonendonner gerissen wurde.

Helena sprach vor allem von Leroux, von seiner berüchtigten Grausamkeit und der Furcht, dass er entkommen würde. Sharpe lächelte. »Er kann nicht entkommen.«

»Warum nicht?«

Er wies zu den Festungen. »Das Gelände ist hermetisch abgeriegelt. Keiner kommt da heraus, nicht mal eine Ratte!«

Seine Überzeugung beruhte darauf, dass die Leichten Truppen, welche die belagerten Festungen umzingelt hielten, zu wachsam und zu dicht postiert waren, um Leroux entschlüpfen zu lassen. Wie Hogan gesagt hatte, würde Leroux versuchen, im Durcheinander eines erfolgreichen Angriffs zu flüchten. Sharpes Problem würde es sein, in diesem Chaos den Überblick zu behalten und den großen Franzosen wiederzuerkennen.

Helena zuckte mit den Schultern. »Er wird sich verkleiden.«

»Ich weiß. Aber er kann seine Größe nicht verbergen, und er hat eine Schwäche!«

»Eine Schwäche?« Helena sah ihn überrascht an.

»Der Säbel.« Sharpe lächelte. Er wusste, dass er recht hatte. »Er wird diesen Säbel nicht aufgeben, er ist wie ein Teil von ihm. Wenn ich einen großen Mann mit diesem Säbel sehe, dann kann er meinetwegen die Uniform eines britischen Divisionskommandeurs tragen. Dann ist es Leroux.«

»Das klingt, als wärst du dir deiner Sache sehr sicher.«

»Das bin ich.« Sharpe trank kühlen Weißwein und dachte an die Freude, diesen Säbel zu besitzen. Der Klingenthal-Säbel würde ihm binnen einer Woche gehören, aber das würde zugleich den Verlust dieser Frau bedeuten.

Der Verlust würde geheim bleiben, wie es sein musste, doch es gab Zeiten, an denen er kaum verbergen konnte, wie glücklich er war.

Er erinnerte sich an eine Szene im Morgengrauen …

Er überquerte die Plaza Mayor, um zu dem Quartier der Kompanie zu gehen, und plötzlich ertönte ein Ruf von einem der oberen Balkone. »Sharpe! Alter Gauner! Bleiben Sie da!«

Lord Spears winkte ihm, verschwand vom Balkon und tauchte bald darauf unter dem Säulengang auf. Er trat

gähnend ins Licht des beginnenden Tages, blieb stehen und musterte Sharpe. »Bei Gott, Richard, Sie sehen ja fast menschlich aus! Wie haben Sie das geschafft?«

»Ich habe soeben meine Uniform gesäubert.«

»Soeben die Uniform gesäubert!«, äffte Lord Spears ihn nach. Dann umkreiste er Sharpe und musterte ihn von oben bis unten. »Sie haben die Stiefel unter das Bett einer Dame gestellt, nicht wahr? Allmächtiger, meinen Sie, ich sehe eine Sünde nicht auf tausend Meilen? Wer ist die Süße?«

»Es gibt keine.« Sharpe grinste verlegen.

»Und Sie sind verdammt fröhlich am frühen Morgen. Wer ist die Dame?«

»Ich sagte schon, es gibt keine. Sie sind sehr früh auf.«

»Früh auf? Ich war überhaupt nicht im Bett. Ich war wieder den verdammten Karten verfallen. Soeben verlor ich die irischen Güter an irgendeinen Langweiler.«

»Wirklich?«

Spears lachte. »Wirklich. Das ist verdammt nicht lustig, ich weiß, aber was soll's.« Er zuckte mit den Schultern. »Mutter wird sich aufregen. Tut mir leid, Mutter.«

»Haben Sie noch etwas von dem Besitz übrig behalten?«

»Das Wittum.«

Er sah Sharpes fragenden Blick und erklärte: »Ein Haus, das der überlebenden Ehefrau zusteht. Außerdem ein paar Morgen Land in Hertfordshire. Ein Pferd. Den Degen. Den Familiennamen.« Er lachte wieder, hakte sich mit dem unversehrten Arm bei Sharpe ein und führte ihn über die Plaza. Seine Stimme klang ernst und drängend. »Bei wem waren Sie? Sie müssen bei irgendjemandem gewesen sein. Gestern Nacht waren Sie nicht in Ihrem Quartier, und Ihr Furcht erregender riesiger Sergeant wusste nicht, wo Sie waren. Also, wo waren Sie?«

»Nur unterwegs.«

»Halten Sie uns Spears für blöde? Für weltfremd? Meinen Sie, wir haben kein Verständnis für andere Schwerenöter?« Er blieb stehen, ließ Sharpe los und schnippte mit den Fingern. »Helena! Sie Bastard! Sie waren bei Helena!«

»Seien Sie nicht albern!«

»Albern? Quatsch. Sie ließ sich nicht bei ihrem Fest blicken, es hieß, sie sei erkrankt, und seither hat man sie nicht mehr gesehen. Und Sie auch nicht. Richard, Sie glücklicher Hurensohn! Geben Sie es zu!«

»Es stimmt nicht.« Selbst für Sharpe klang das wenig überzeugend.

»Es stimmt!« Spears grinste erfreut. »Also gut, wenn es nicht stimmt, bei wem waren Sie dann?«

»Ich habe schon gesagt, bei niemandem.«

Spears holte tief Luft und brüllte zu den Fenstern mit den geschlossenen Läden rings um die Plaza: »Guten Morgen, Salamanca! Ich habe etwas bekannt zu geben!« Er grinste Sharpe an. »Ich werde es allen verraten, Richard, es sei denn, Sie gestehen mir die Wahrheit.« Er holte abermals tief Luft.

Sharpe sagte hastig: »Dolores.«

»Dolores?« Spears' Grinsen wurde noch breiter.

»Sie ist die Tochter eines Flickschusters. Sie mag Schützen.«

Spears lachte. »Was Sie nicht sagen! Dolores, die Tochter des Flickschusters? Werden Sie mich mit ihr bekannt machen?«

»Sie ist sehr scheu.«

»Oh! Eine scheue Maid. Wie zur Hölle haben Sie die scheue Dolores dann kennengelernt?«

»Ich half ihr über die Straße.«

»Natürlich!« Spears spielte den völlig Gläubigen. »Sie waren unterwegs, um streunende Hunde zu füttern und

den Waisen zu helfen, richtig? Und so halfen Sie ihr einfach. Sie rutschte mit ihren Flickschusterschuhen auf dem Kopfsteinpflaster aus, nicht wahr?«

»Spotten Sie nicht. Sie hat nur ein Bein. Irgendein Bastard hatte zwei Zoll von ihrem Holzbein abgesägt.«

»Eine einbeinige Tochter eines Flickschusters? Das erspart ihrem Vater zweifellos allerhand Geld für den zweiten Schuh. Aber Sie sind ein Lügner, Sharpe.«

»Ich schwöre es.«

Spears holte tief Luft und brüllte von Neuem über den Platz: »Richard Sharpe hat Dolores gevögelt! Mit der einbeinigen Tochter des Flickschusters!« Er lachte schallend über seinen Scherz und verneigte sich vor einigen erstaunten Arbeitern, die Absperrungen entfernten, die für den Stierkampf am Vortag aufgestellt worden waren. Er hakte sich wieder bei Sharpe ein und senkte die Stimme. »Wie vögelt die Marquesa?«

»Woher soll ich das wissen? Ich habe sie nicht mehr gesehen, seit wir auf dem San-Christobal-Hügel waren.«

»Richard, Richard! Sie sind zu clever für mich. Ich wünschte, Sie würden es zugeben, selbst wenn es nicht stimmt. Es wäre ein köstlicher Skandal.«

»Das würde Sie nicht davon abhalten, es zu verbreiten.«

»Stimmt, aber keiner würde mir glauben.« Spears seufzte theatralisch. Dann wurde er plötzlich ernst. »Lassen Sie mich noch eine Frage stellen.«

»Nur zu.«

»Haben Sie von ›El Mirador‹ gehört?«

»El Mirador?« In seiner Überraschung blieb Sharpe stehen.

Spears verharrte ebenfalls. »Sie haben davon gehört, nicht wahr?«

»Nur den Namen.« Sharpe wünschte, er hätte seine Überraschung verbergen können.

»Den Namen? In welchem Zusammenhang?«

Sharpe überlegte schnell die Antwort. Es kam ihm in den Sinn, dass dies eine Art Probe sein konnte, arrangiert von der Marquesa, um festzustellen, ob er wirklich vertrauenswürdig war. Er erinnerte sich daran, dass ihre Existenz völlig geheim bleiben musste. Er zuckte mit den Schultern. »In keinem Zusammenhang. Ist das einer der Guerillaführer?«

»Wie El Empecinado?« Spears schüttelte den Kopf. »Nein, das ist kein Partisan, sondern ein Spion hier in Salamanca.«

»Einer von uns oder von ihnen?«

»Einer von uns.« Spears biss sich auf die Unterlippe. Dann wandte er sich heftig an Sharpe. »Denken Sie nach! Versuchen Sie sich zu erinnern! Wo haben Sie den Namen gehört?«

Sharpe war erstaunt von Spears' plötzlicher Leidenschaft, und dann hatte er eine Eingebung. »Erinnern Sie sich an Major Kearsey? Ich glaube, er erwähnte das, aber ich kann mich nicht erinnern, warum. Das ist zwei Jahre her.«

Spears fluchte. Kearsey war wie Lord Spears Erkundungsoffizier gewesen, aber er war tot, von den Mauern von Almeida gefegt worden, als Sharpe das Depot in die Luft gejagt hatte.

»Woher wissen Sie von diesem Spion?«, fragte Sharpe.

Spears zuckte mit den Schultern. »Als Erkundungsoffizier hört man Gerüchte.«

»Warum ist das jetzt so wichtig?«

»Das ist es nicht, aber ich möchte gern Bescheid wissen.« Er bewegte den Arm in der Schlinge. »Wenn das geheilt ist, werde ich wieder an die Arbeit gehen, und ich brauche überall Freunde.«

Sharpe schlenderte weiter. »Kaum in Salamanca. Die Franzosen sind abgezogen.«

Spears fiel neben Sharpe in Schritt. »Nur im Augenblick, Richard. Wir müssen zuerst Marmont besiegen, denn sonst werden wir uns mit eingezogenem Schwanz nach Portugal zurückziehen müssen.«

Er musterte Sharpe von der Seite. »Wenn Sie irgendetwas hören, sagen Sie es mir?«

»Über diesen El Mirador?«

»Ja.«

»Warum fragen Sie nicht Hogan?«

Spears gähnte. »Vielleicht werde ich das, vielleicht werde ich das.«

Am Mittag ging Sharpe zur Hauptbatterie und schaute zu, während die Kanoniere die Kanonenkugeln in ihren tragbaren Schmelzöfen erhitzten. Er wusste, dass der Angriff nahe bevorstehen musste, vielleicht sogar am nächsten Tag, und das würde seine Besuche im Palacio Casares beenden. Er wünschte, die Kanoniere wären nicht so fleißig.

Er sah zu, während sie die Blasebälge betätigten, die an einem Ende des Schmelzofens befestigt waren, und andere Männer die Kohlen aus dem Behälter am anderen Ende schaufelten. In der Mitte stand der gusseiserne Schmelzofen, glühend in der Mittagshitze, Flammen entwichen dem Fuß des Behälters, und Sharpe bewunderte die Männer, die in dieser Hitze arbeiten konnten. Es dauerte eine Viertelstunde, bis eine Achtzehn-Pfünder-Kugel rot glühend erhitzt war. Dann wurde die Kanonenkugel mit langen Zangen aus dem Schmelztiegel gezogen und vorsichtig auf den Eisenschlitten gerollt, der von zwei Männern zum Geschütz geschoben wurde. Der Lauf wurde mit Pulver geladen, dann mit einem dicken,

nassen Stoffpfropfen, der verhinderte, dass die glühende Kugel das Pulver zündete. Die Ladung wurde schnell in den Lauf gerammt, denn die Männer waren bedacht darauf, dass die Kugel rot glühend blieb, und dann donnerte die Kanone, und die Kugel hinterließ eine dünne Rauchspur in ihrer flachen Flugbahn zu den beschädigten französischen Festungen.

Kaum eine Waffe des Feindes antwortete. Beim nächsten Angriff würde es nur geringen Widerstand geben, darüber war sich Sharpe im Klaren. Er fragte sich, ob Leroux schon tot war, seine Leiche bei den anderen lag, die bei der Belagerung gefallen waren, und somit diese Kanoniere bereits seine Arbeit erledigt hatten.

Die Marquesa saß an einem kleinen Schreibtisch in ihrem Ankleideraum und schrieb etwas. Sie lächelte Sharpe an, als er eintrat. »Wie geht es voran?«

»Morgen ist es so weit.«

»Ganz sicher?«

»Nein.« Er konnte kaum sein Bedauern verbergen, doch er spürte, dass sie es teilte, und er wunderte sich darüber. »Der General wird morgen die Entscheidung treffen, aber er wird nicht zu warten brauchen. Es wird morgen losgehen.«

Die Marquesa legte die Feder hin, erhob sich und küsste ihn flüchtig auf die Wange. »Du wirst ihn also morgen schnappen?«

»Wenn er nicht bereits tot ist.«

Sie ging auf den Balkon hinaus und öffnete eine der Türen in der grün berankten Gitterwand. In der San-Vincente-Festung waren zwei Feuer zu sehen, blass im gleißenden Sonnenschein, und in der San-Cayetano-Festung rauchte es, wo ein Feuer von den Verteidigern gelöscht worden war.

Helena wandte sich zu Sharpe um. »Was wirst du mit ihm machen?«

»Wenn er keinen Widerstand leistet, ist er Gefangener.«

»Wirst du sein Ehrenwort akzeptieren?«

»Nein, nicht noch einmal. Er wird in Ketten gelegt. Leroux hat sein Ehrenwort gebrochen. Er wird weder ausgetauscht noch gut behandelt, sondern einfach nach England gebracht, in einen Kerker, und darin wird er bis zum Ende des Krieges gefangen gehalten.« Sharpe atmete tief durch. »Wer weiß? Vielleicht kann er als Mörder verurteilt werden, weil er Männer tötete, obwohl er sein Ehrenwort gegeben hatte.«

»Morgen bin ich also sicher?«

»Bis sie einen anderen schicken, um dich aufzuspüren.«

Sie nickte. Er war jetzt vertraut mit ihr, mit ihren Gesten, ihrem plötzlichen atemberaubenden Lächeln, und er hatte die kokette, Männer reizende Frau vergessen, die er auf dem Hügel bei San Christobal gesehen hatte. Das war ihr Gesicht in der Öffentlichkeit, hatte sie ihm gesagt, und er sah ihr wahres Gesicht, und er fragte sich, ob er sie wiedersehen würde, in der Zukunft, umschwärmt von kriecherischen Offizieren, wieder die kokette Frau, die Männer aufstachelte. Vermutlich würde er dann schrecklich eifersüchtig sein.

Sie lächelte ihn an. »Was wird aus dir, wenn deine Mission erledigt ist?«

»Ich werde mich der Armee anschließen.«

»Morgen?«

»Nein. Vielleicht Sonntag. Übermorgen. Wir marschieren nach Norden und zwingen Marmont zur Schlacht.«

»Und dann?«

»Wer weiß. Madrid vielleicht.«

Sie lächelte erneut. »Wir haben ein Haus in Madrid.«

»Ein Haus?«

»Es ist sehr klein. Nur sechzig Räume.« Sie lachte über ihn. »Du wirst sehr willkommen sein, aber leider hat es keinen geheimen Zugang.«

Es war unrealistisch, das wusste Sharpe. Sie hatten nie über ihren Ehemann oder über Teresa geredet. Sie waren heimliche Geliebte. Sharpe und die Marquesa, und sie würden ihr Verhältnis geheim halten müssen. Diese wenigen Tage und Nächte waren ihnen geschenkt worden, aber das Schicksal würde sie trennen. Er würde in eine Schlacht ziehen und sie in den geheimen Krieg mit Briefen und Codewörtern. Sie hatten noch diese gemeinsame Nacht, die morgige Schlacht und dann, wenn sie Glück hatten, noch eine weitere Nacht, die letzte, und danach waren sie in der Hand des Schicksals.

Sie wandte sich um und schaute noch einmal zu den Festungen. »Wirst du morgen kämpfen?«

»Ja.«

»Dann kann ich dich sehen.« Sie wies auf das Fernrohr auf dem schweren Dreibein. »Ich werde dich beobachten.«

»Ich werde versuchen, mich deshalb nicht zu irgendetwas Unbesonnenem hinreißen zu lassen.«

Sie lächelte. »Bleib besonnen. Ich will dich morgen.«

»Ich kann dir Leroux in Ketten bringen.«

Sie lachte, und es klang eine Spur traurig. »Tu das nicht. Denk daran, dass er noch nicht wissen darf, wer El Mirador ist. Er könnte es erraten und vielleicht entkommen.«

»Er wird nicht entkommen.«

Sie nickte. Dann ergriff sie seine Hand und führte ihn in den Schatten des Palastes. Er zog eine Bastmatte am Fenster herunter, damit kein Sonnenschein hereinfiel, und wandte sich zu Helena um. Die Marquesa lag auf dem Bett mit dem schwarzen Himmel. Sie sah wunderschön aus, und ihre helle Haut schimmerte wie Alabaster im Halbdunkel.

Sie lächelte. »Du kannst die Stiefel ausziehen, Captain Sharpe. Es ist Siesta.«

»Sehr wohl, Señora.«

Später an diesem Nachmittag, als sie schlief, hielt er sie im Arm, und sie schien bei jedem Donnern der Kanonen zusammenzuzucken. Er küsste ihre Stirn, strich zärtlich das goldene Haar zurück, und sie öffnete schläfrig die Augen und schmiegte sich enger an ihn. Sie war nur halb wach. »Ich werde dich vermissen, Richard«, murmelte sie. »Du wirst mir fehlen, so sehr fehlen.«

Er tröstete sie, wie er ein Kind getröstet hätte, und er wusste, dass sie ihm ebenfalls fehlen würde, aber das Schicksal war unaufhaltsam. Draußen, jenseits des verhangenen Fensters, jenseits der Gitterwand auf dem Balkon, beschleunigten die Geschütze ihrer beider Schicksal, und sie klammerten sich aneinander, als wollten sie sich diese Vereinigung ihrer Körper in ihrer Erinnerung einprägen. Für immer.

KAPITEL 11

»Wo zur Hölle warst du?« Hogan schwitzte in der Hitze und war ärgerlich.

»Hier, Sir.«

»Ich habe dich gestern Nacht gesucht, verdammt, Richard! Du könntest wenigstens die Leute wissen lassen, wo du bist! Angenommen, es wäre etwas Wichtiges gewesen!«

»War es das?«

»Zufällig nicht«, räumte Hogan widerwillig ein. »Patrick Harper sagte, er hätte gehört, du wärst bei der Tochter irgendeines Flickschusters. Einer Doris oder so, und sie hätte keine Beine.«

»Jawohl.«

Hogan öffnete seine Schnupftabakdose. »Verdammt, Richard, deine Ehe ist deine Sache, aber du könntest dich glücklich preisen, dass du Teresa hast.« Er schnupfte heftig, um seine Gefühle zu verbergen. Sharpe wartete auf das Niesen, es kam, und Hogan schüttelte den Kopf. »Hölle und Verdammnis, ich werde ihr bestimmt nichts sagen.«

»Da ist nichts zu sagen, Michael.«

»Das hoffe ich, Richard, das hoffe ich.« Hogan legte eine Pause ein und lauschte dem Zischen, als eine rot glühende Kanonenkugel auf den nassen Stoffpfropfen gerammt wurde. Dann donnerte die Kanone, das Krachen hallte von den Häusern wider, und ätzender Rauch trieb zu den beiden Offizieren herüber. »Hast du etwas von Teresa gehört, Richard?«

»Seit einem Monat nichts mehr.«

»Sie ist Caffarellis Männern gefolgt. Ramon schrieb mir.« Ramon war ihr Bruder. »Dein Kind ist gesund und munter in Casatejada.«

»Das ist gut.« Sharpe war sich nicht sicher, ob Hogan versuchte, Schuldgefühle in ihm zu wecken. Vielleicht sollte er sich schuldig fühlen, doch das war nicht der Fall. Die Affäre mit der Marquesa war nur eine vorübergehende, ihre Liebe war auf so kurze Zeit beschränkt, dass sie irgendwie keine Auswirkungen auf seine Langzeitpläne hatte. Und er konnte sich nicht schuldig fühlen, weil er El Mirador beschützte. Es war seine Mission.

Hogan warf einen Blick zu Sharpes Kompanie, die in der Straße angetreten war, und grunzte, dass sie einen guten Eindruck machte. Sharpe stimmte ihm zu. »Die Ruhepause hat den Männern gefallen.«

»Sie wissen, was zu tun ist?«

Sharpe nickte. »Alles klar.«

Hogan wischte sich über die Stirn. Die Mittagssonne brannte auf die Stadt nieder. Er wiederholte seine Befehle trotz Sharpes Antwort.

»Halte dich hinter dem Angriff, Richard. Und keiner wird rausgelassen, verstanden? Keiner, bevor du nicht sein Gesicht gesehen hast, und wenn du den Bastard gefunden hast, bringst du ihn zu mir. Wenn ich nicht hier bin, werde ich im Hauptquartier sein.«

»In Ordnung.«

Die Kompanie marschierte in den neu angelegten Schützengraben, der die Schlucht hinab auf den Rio Tormes zu verlief. Oberhalb der Schlucht donnerten immer noch die Geschütze, schlugen Kanonenkugeln in die Festungen, und die angreifenden Truppen waren heiter und zuversichtlich. Diesmal konnten sie nicht scheitern. Die San-Cayetano-Festung war so stark beschädigt worden, dass eine ganze Mauer fehlte, und diese Festung würde als

Erste angegriffen werden. Es würde ein Sturmangriff bei Tageslicht werden, gleich nach dem Donnern der Belagerungsgeschütze, und die Soldaten freuten sich darüber, dass die französischen Geschütze meistens schwiegen. Ein Lieutenant der Schützen führte das Himmelfahrtskommando, aber weder er noch seine Männer wirkten angespannt und hoffnungslos wie andere vor dem tödlichen Angriff. Ein Himmelfahrtskommando erwartete den Tod. Seine Aufgabe war es, das feindliche Feuer auf sich zu ziehen, damit die Verteidiger ihre Waffen leerten, bevor der Hauptangriff durch die Bresche erfolgte. Die Freiwilligen grinsten Sharpe an. Sie erkannten ihn und beneideten ihn um das von Lorbeer umkränzte Abzeichen auf seinem Arm. »Es wird nicht wie in Badajoz sein, Sir.«

»Nein, ihr werdet durchkommen.«

Sharpe sah am fernen Ende der Schlucht das silberne Wasser des Rio Tormes, der zum fernen Meer floss. Seine Männer hatten an den langen, erholsamen Nachmittagen im Fluss geangelt, und sie würden den Fisch vermissen. Sharpe sah Harper zum Wasser starren. »Sergeant?«

»Sir?«

»Was höre ich da über Doris? Was sagtest du zu Major Hogan?«

»Doris, Sir?« Harper setzte eine Unschuldsmiene auf. Dann spürte er, dass Sharpe nicht wütend war. »Sie meinen Dolores, Sir. Darüber kann ich etwas gesagt haben.«

»Wie hast du davon erfahren?«

Harper überprüfte sein siebenläufiges Salvengewehr. »Ich, Sir? Ich glaube, Lord Spears suchte Sie mal. Er hat das vielleicht erwähnt.« Er grinste Sharpe verschwörerisch an. »Ein Mädchen ohne Beine, hörte ich, Sir.«

»Da hörtest du falsch. Es stimmt nicht.«

»Natürlich nicht, Sir.« Harper pfiff tonlos vor sich hin und blickte zum wolkenlosen Himmel empor.

Im Schützengraben entstand Bewegung. Männer erhoben sich und pflanzten lange Bajonette auf Musketen. Sharpe bemerkte, dass die Kanonade aufgehört hatte. Dies war der Augenblick des Angriffs, doch er hatte nichts von der Spannung der vorangegangenen Attacke, als diese Bataillone dem tödlichen Geschützfeuer der Franzosen ausgesetzt gewesen waren. Heute würde es leicht sein, das sagte ihnen ihr Gefühl, denn der ständige Beschuss mit glühenden Kanonenkugeln hatte die Festungen für die Besatzungen in eine Hölle verwandelt.

Der Lieutenant der Schützen zog seinen Degen, gab seinem Himmelfahrtskommando das Signal und kletterte aus dem Schützengraben. Als er oben war und kein Feuer vom Feind kam, verharrte er. Er wies seine Männer mit einer Geste an, unten zu bleiben. »Stopp! Stopp!«

»Was zum Teufel ist los?« Ein Lieutenant-Colonel bahnte sich einen Weg durch den Schützengraben. Um den Hals trug er eine lederne Binde, und sein Gesicht war rot und glänzte schweißnass in der Hitze. »Vorwärts, Mann!«

»Sie kapitulieren, Sir. Eine weiße Fahne!«

»Großer Gott!« Der Lieutenant-Colonel kletterte aus dem Schützengraben und starrte zur San-Cayetano- und zur San-Vincente-Festung hinüber.

Die britischen Soldaten im Schützengraben verhöhnten die Franzosen und riefen Beleidigungen. »Kämpft, ihr Scheißer! Habt ihr Muffensausen?«

Der Lieutenant-Colonel schnauzte sie an. »Ruhe! Ruhe!«

Nur die San-Cayetano-Festung zeigte eine weiße Fahne, bei den anderen Festungen tat sich nichts, und keine Verteidiger waren zu sehen. Sharpe fragte sich, ob das ein Trick war, irgendein raffinierter Plan von Leroux, um die Freiheit zu erlangen, aber er fand keine Antwort. Ob sie nun im Kampf besiegt wurden oder sich ergaben, die Franzosen würden so oder so der Gnade der Sieger

ausgeliefert sein, und Sharpe konnte immer noch ihre Reihen nach dem großen Mann mit den blassgrauen kalten Augen und dem Klingenthal-Säbel absuchen.

Die Kompanie blieb im Schützengraben. Gerüchte breiteten sich aus, dass die Franzosen nur ihre Verwundeten hinausschicken wollten. Dann hieß es, dass der Feind Zeit gewinnen wollte, um die Kapitulation auszuhandeln. Einige der Männer dösten, einige schnarchten sogar, und die Stille des Nachmittags ohne den Kanonendonner wirkte bemerkenswert friedlich auf Sharpe. Er schaute nach links und sah über den Dächern die grüne Gitterwand des Balkons der Marquesa. Er glaubte ein dunkles Loch in dem Grün zu sehen. Dort würde die Marquesa durch das Fernrohr beobachten. Er wünschte, dieser Nachmittag wäre vorüber, die Gefangenen wären weggebracht und Leroux wäre sicher angekettet im Hauptquartier. Dann konnte er durch den Geheimgang zur Marquesa gehen und die letzte Nacht in Salamanca und im Palacio Casares verbringen.

Ein Französisch sprechender Offizier stieg mit einem Sprachrohr aus dem Schützengraben und rief etwas zur San-Cayetano-Festung hinüber. Grobe Übersetzungen wurden im Schützengraben verbreitet. Die Franzosen wollten Befehle vom Kommandanten der San-Vincente-Festung einholen, aber Wellington versagte ihnen das. Die Briten würden in fünf Minuten angreifen, und die Garnison hatte die Wahl zu kämpfen oder zu kapitulieren.

Wie um der Botschaft Nachdruck zu verleihen, donnerten die britischen Achtzehn-Pfünder eine letzte Salve, und Sharpe sah Flammen auflodern und hörte das Prasseln von Feuer in der San-Vincente-Festung. Der Offizier der San-Cayetano-Festung schrie herüber, der französischkundige britische Offizier schrie zurück, und dann kam ein anderer Bote durch den Schützengraben und rief einen Befehl zu dem Mann mit dem Sprechrohr hinauf. Der Befehl war

deutlich im Schützengraben zu hören. Der Feind hatte genug Zeit mit Rederei verschwendet. Er sollte die weiße Fahne entfernen, weil jetzt der Angriff erfolgte. Das wurde auf Französisch weitergegeben. Der Lieutenant-Colonel zog seinen Degen, wandte sich zum Schützengraben um, in dem sich die Männer drängten, und gab den Befehl zum Angriff.

Sie brachen in Hurrageschrei aus. Ihre Bajonette waren aufgepflanzt, die Männer wollten Rache für ihre gefallenen und verwundeten Kameraden, und sie stiegen aus dem Schützengraben und stürmten den Hang der Schlucht hinauf. Sie ignorierten die Männer des Himmelfahrtskommandos, die nun einfach ein Teil des Hauptangriffs waren, und Sharpe stürmte mit ihnen. Die Franzosen feuerten nicht aus den Schießscharten. Aus der San-Vincente-Festung loderten Flammen. Die Kanoniere in der größten der französischen Festungen bekämpften das Feuer, bedienten nicht die Geschütze, und der Angriff blieb unbehelligt von Kartätschenfeuer.

Die weiße Fahne war von der San-Cayetano-Festung verschwunden, zurückgezogen in die zusammengeschossene Verteidigungsanlage, und an ihrer Stelle war jetzt ein Glied französischer Infanteristen aufgetaucht. Die Uniformen des Feindes waren verdreckt, vom Rauch geschwärzt und staubbedeckt. Die Männer legten ihre Musketen auf die Angreifer an. Sie tauschten Blicke, nicht sicher, ob sie nun kapituliert hatten oder nicht, aber beim Anblick der Angreifer entschlossen sie sich.

Sie feuerten.

Es war eine kleine Salve, kaum wirksam, und sie verwundete nur eine Hand voll Männer und spornte die anderen nur noch mehr an. Mit Hurrageschrei gelangten die ersten Rotröcke in den Festungsgraben, der halb mit Schutt von den zerschossenen Mauern gefüllt war, und dann kletterten sie durch die Bresche auf die Festung zu.

Die Franzosen hatten keinen Kampfgeist mehr. Die Infanteristen warfen ihre Musketen fort, bevor die Angreifer heran waren. Sie wurden ignoriert, zur Seite gestoßen, und die Briten strömten ins Innere des einstigen Klosters, das in eine Festung umgewandelt worden war. Rauch im Gebäude zeigte noch, wo die Feuer gebrannt hatten, und jetzt war es erfüllt von den Jubelschreien der Briten, die nun Beute machen wollten. Sharpe stand am Rand des Glacis und schaute zurück. Sergeant McGovern und seine Männer waren dort, wo sie sein sollten. Sharpe hielt die Hände als Trichter an den Mund und schrie: »Jeden anhalten, der raus will! Verstanden?«

»Jawohl, Sir!«

Sharpe grinste Harper an. »Gehen wir auf die Jagd.« Er zog seinen Säbel, fragte sich, ob er ihn zum letzten Mal benutzen würde, und sprang in den Graben. Der Aufstieg in die Festung war leicht, weil die Mauer des ehemaligen Klosters eingestürzt und in den Graben gefallen war. Sharpe hetzte über die Steine hinauf und hoffte verzweifelt, dass Leroux in diesem ersten Gebäude sein würde. Er konnte in jeder der drei Festungen sein. Die Franzosen hatten wegen des Rings der Leichten Kompanien die Festungen nicht verlassen können, aber es war nicht möglich gewesen, Bewegungen zwischen den drei Gebäuden im Dunkel der Nacht zu verhindern.

»Gott schütze Irland!«

Harper blieb oben stehen. Die San-Cayetano-Festung ähnelte einer Leichenhalle, deren Tote zerschmettert und verbrannt waren. Die unverwundeten Gefangenen wurden im Innenhof zusammengetrieben, aber auf den Mauern, auf Feuertreppen und neben Geschützen blieben grausige Überreste der Garnison zurück.

Als die Angreifer das Grauen sahen, wurde ihr Verlangen nach Rache gedämpft. Die Rotröcke knieten bei den Verwundeten, gaben ihnen Wasser, und jeder Soldat konnte

sich vorstellen, wie schrecklich die letzten Stunden, der ständige Beschuss und die Feuer in der Festung gewesen waren.

Ein Mann lag nahe der Bresche auf einer Trage. Sharpe nahm an, dass er dorthin gebracht worden war, damit er schnell ins Hospital transportiert werden konnte. Der schreiende, schrecklich zugerichtete Mann schien all das Leiden in der Garnison in sich zu vereinigen. Er war ein Artillerie-Offizier, und beim Anblick der schlichten blauen Uniform erinnerte sich Sharpe an den Mann, den er in Badajoz getötet hatte.

Dieser Mann hier würde nicht mehr lange leben. Sein Gesicht war halb mit Blut bedeckt, eine formlose Masse, wo sein rechtes Auge gewesen war, und anscheinend war sein Bauch von einem Stein- oder Holzsplitter aufgerissen worden. Zwischen all dem Blut waren seine Gedärme zu sehen. Er krümmte sich, schrie und rief um Hilfe, und selbst die Männer, die an Leiden und Tod gewohnt waren, fanden die Qual des Mannes unerträglich und machten einen weiten Bogen um den Verwundeten, um nicht das Grauenvolle sehen zu müssen.

Zwischen den Schreien keuchte und stöhnte und weinte der Mann. Zwei französische Infanteristen, die unverwundet waren, hockten entsetzt neben dem Offizier. Einer hielt seine Hand. Der andere versuchte die schreckliche blaurote Wunde zuzuhalten und das Blut zu stoppen, das die Uniform besudelt hatte, wo sie nicht vom Feuer angesengt worden war.

Sharpe schaute zu dem Artillerie-Offizier. »Ihm wird nicht mehr zu helfen sein.«

»Und einem Dutzend anderer, Sir.« Harper nickte zu anderen Franzosen hin, die fast ebenso schlimm verwundet waren. Einige hatten Verbrennungen, und ihre Gesichter waren kaum noch zu erkennen.

Sharpe kletterte zurück vor die Bresche und rief McGovern zu: »Die Verwundeten werden rausgebracht. Lass sie durch!«

Es standen bereits Karren beim Graben neben der Hauptbatterie, mit denen die verwundeten Franzosen ins Hospital gebracht werden sollten. Sharpe überprüfte einen nach dem anderen, und dann schaute er sich die Gefangenen im Hof an.

Leroux war nicht dabei.

Irgendwie überraschte Sharpe das nicht. Er rechnete damit, dass Leroux in der Hauptfestung San Vincente war, und er beeilte sich bei der Durchsuchung der San-Cayetano-Festung, denn er wusste, dass der Angriff auf die anderen Festungen bald beginnen musste. Er rannte Treppen in dem ehemaligen Kloster hinauf, trat Türen von leeren Räumen auf, hustete, wenn er über einen von Rauch erfüllten Gang hastete, um in Räumen nachzusehen, die vom Feuer bedroht waren. So sehr er auch suchte, die Festung war verlassen. Die Franzosen waren unten als Gefangene, und die einzigen Männer in den oberen Räumen waren britische Soldaten, die den Besitz der besiegten Franzosen durchsuchten. Selbst diese Männer schaute sich Sharpe sorgfältig an, denn es war nicht ausgeschlossen, dass sich Leroux mit einer britischen Uniform verkleidet hatte, doch Leroux war nicht da.

Ein Ruf ertönte von unten, und Sharpe lief zum letzten Raum, den er noch nicht durchsucht hatte. Er war leer wie die anderen bis auf ein Fernrohr, das wie das der Marquesa auf einem Dreibein stand. Ein kleiner walisischer Soldat mühte sich ab, das schwere Dreibein anzuheben.

»Lass das!«, rief Sharpe.

Der Mann blickte beleidigt drein. »Verzeihung, Sir.«

Sharpe sah die Spuren des Dreibeins auf dem Holzboden, und er stellte das Fernrohr sorgfältig wieder auf die alten

Abdrücke. Er nahm an, dass das Fernrohr vielleicht für den Empfang von Botschaften benutzt worden war, als die französische Armee nahe bei der Stadt gewesen war, aber er konnte sich dessen nicht sicher sein. Er spähte durch das Glas, sah freien Himmel, und er senkte das Fernrohr hinab. Jetzt blickte er durch ein winziges Fenster. Jeder, der das Fernrohr nach den Dreibeinspuren in dieser Position benutzte, konnte kaum etwas durch das kleine Fenster sehen. Ein Stück Himmel und dann, als er es genau auf das Fenster ausgerichtet hatte, ein kleines dunkles Viereck und einen Lichtkreis. Die von Messing umgebene Linse vom Fernrohr der Marquesa!

Sharpe lächelte. Jemand hatte versucht, die Marquesa auf ihrem Balkon zu beobachten, und das konnte man ihm nicht verdenken, denn es musste die Hölle gewesen sein, in dieser kleinen Festung festzusitzen. Irgendein Offizier hatte das Fernrohr aufgestellt, weit genug vom Fenster fort, damit das Glas kein verräterisches Licht reflektierte, und dann hatte er gehofft, einen Blick auf die perfekte Schönheit der Marquesa zu erhaschen.

Sharpe blieb einen Augenblick lang, spähte durch das Fernrohr und hoffte, die Marquesa zu sehen, aber sie zeigte sich nicht. Er erinnerte sich an den Ruf von unten und wies auf das Fernrohr.

»Sie können es haben, Soldat.«

Dann rannte er die Treppe hinunter. Harper stieß zu ihm. Er hatte die Festung noch einmal durchsucht. Mit dem Ruf hatte jemand die Entdeckung des französischen Munitionsdepots gemeldet. Das Gebäude schwelte, und unter ihren Füßen konnten die Pulverfässer explodieren und sie zerfetzen. Ein britischer Offizier hatte eine Männerkette zusammengestellt, die Munitionsfässer wurden aus dem Depot gehoben, über den Hof getragen und im Festungsgraben gestapelt. Sharpe schob sich an der

Kette der Männer vorbei, ignorierte die Proteste und zwängte sich in den Keller.

Leroux war nicht da.

Die Besatzungen der beiden anderen Festungen hatten immer noch nicht kapituliert, doch die Briten bewegten sich ziemlich offen und unbesorgt außerhalb der San-Cayetano-Festung. Keine französischen Geschütze donnerten, kein Kartätschenfeuer erfüllte die Luft. Sergeant Huckfield war mit seinen Männern zu McGoverns Trupp gestoßen, und die beiden Sergeants salutierten, als Sharpe aus der Bresche kam. McGovern schüttelte verdrossen den Kopf. »Kein Anzeichen auf Leroux, Sir?«

»Nein.« Sharpe schob seinen Säbel in die Scheide.

Lieutenant Price wartete im Festungsgraben darauf, zur San-Vincente-Festung zu gehen, und Sharpe dachte an den langen Nachmittag, der vor ihm lag. Er wollte zurück zur Marquesa, wollte seine Mission hinter sich haben, und er ärgerte sich über die lange Suche in der Hitze. Er sah Huckfield an. »Führen Sie Ihre Männer zur La Merced und warten Sie dort.« Er erwartete nicht, dass Leroux in der kleinsten der drei Festungen war, aber sie musste gesichert werden. Er wandte sich an McGovern. »Lassen Sie vier Ihrer Männer hier, nur für den Fall, dass Leroux sich versteckt hält. Die übrigen zur großen Festung.«

»Sir. Mir wären sechs Mann lieber.«

»Dann sechs.« Sharpe konnte sich vorstellen, was geschehen würde, wenn Leroux ein Versteck in den rauchenden Ruinen gefunden hatte und sich den Fluchtweg freischoss, wenn nur noch ein paar Posten hier waren. »Und Sie bleiben auch hier, Mac.«

»Sir.« McGovern nickte ernst.

Es war unerträglich heiß. Sharpe nahm seinen Tschako ab und wischte sich den Schweiß vom Gesicht. Sein Uniformrock war aufgeknöpft. Sharpe kletterte den Hang

in die Schlucht hinab und spähte zur San-Vincente-Festung hinauf. Er sah, dass die portugiesischen Soldaten mit dem Aufstieg zu der großen, brennenden Festung begannen. Die französischen Bastarde sollten sich schnell ergeben, dachte er, und er beeilte sich. Schweiß tränkte das neue, feine Leinenhemd, das die Marquesa ihm geschenkt hatte. Er würde im Palast baden müssen, und er erinnerte sich an den unglaublichen Luxus der riesigen Wanne, die von Dienern mit heißem Wasser gefüllt wurde. Er lächelte in der Erinnerung, und Patrick Harper fragte sich, was sein Captain dachte.

Die Portugiesen stießen auf keinen Widerstand. Die kleinen Gestalten sprangen in den Graben, kletterten durch die Kanonenstellungen, und keine Musketen wurden abgefeuert. Die Franzosen hatten genug vom Kampf.

Sharpe schaute zu seinen Männern. »Vorwärts!«

Nahe der großen Festung war es noch heißer durch die Feuer, die unbekämpft in der Festung loderten. Einige Franzosen sprangen bereits von den Mauern, und die Portugiesen kümmerten sich nicht um diese Männer. Price führte seinen Trupp, um den Franzosen den Weg abzuschneiden. Sharpe hetzte über das Glacis hinauf. Glühende Hitze schlug ihm entgegen. Er führte Harpers Truppe in die große Festung und sah das gleiche Bild wie zuvor. Die Verwundeten brauchten Behandlung, die Lebenden ergaben sich, die Toten stanken zwischen eingestürzten Wänden und brennenden Balken. Die Portugiesen schafften bereits die Pulverfässer aus den Kellern, rollten die Fässer in Sicherheit, während andere Männer Gefangene zusammentrieben und den Besitz der Franzosen plünderten.

Es gab kein Anzeichen auf Leroux.

Drei auffallend große Franzosen wurden aus den Gliedern der Gefangenen gezerrt, und Sharpe musterte die Männer, verglich ihre Gesichter mit dem Bild aus der Erinnerung,

doch keiner war Leroux. Einer hatte eine Hasenscharte, und Sharpe konnte sich nicht vorstellen, dass der Colonel der Kaiserlichen Garde diese Entstellung vortäuschte, einer war zu alt, und der Dritte war ein Einfaltspinsel, der Sharpe mit dümmlicher Miene angrinste. Nein, auch das war nicht Leroux.

Sharpe schaute zu den brennenden Gebäuden und sah dann Harper an. »Wir werden suchen müssen.«

Sie suchten. Sie schauten in jeden Raum, der noch betreten werden konnte, und versuchten sogar in die brennenden Räume zu sehen, in denen niemand überleben konnte. Einmal verharrte Sharpe am Rand eines eingebrochenen Bodens und starrte hoffnungslos auf ein tosendes Feuer, das aufwärts loderte. Und er hörte das Bersten und Aufprallen großer Balken und wusste, dass kein Mensch in dieser Feuerhölle überleben konnte. Er legte die Hand auf den Pulverbeutel, und das Leder war fast zu heiß, um es zu berühren. Er kehrte schnell zurück in der plötzlichen Furcht, seine Gewehrmunition könnte explodieren. Zweifel und Enttäuschung erfüllten ihn. Er war in Schweiß gebadet, beschmutzt und vom Rauch geschwärzt, und immer noch brannte die Sonne auf die Festung, und er verfluchte Leroux.

Price keuchte in der Hitze: »Ich habe ihn nicht gesehen, Sir.«

Sharpe wies auf eine separate Gruppe der Gefangenen. »Was sind das für Männer?«

»Verwundete, Sir.«

Sharpe schaute sich die Verwundeten an. Er ließ sogar einen Mann einen blutigen Verband vom Kopf abwickeln und bereute es dann. Der Mann war schrecklich verbrannt, und es war nicht Leroux. Sharpe schaute zum Glacis. »Wie viele Gefangene?«

»Vierhundert hier, Sir. Mindestens.«

»Überprüft sie noch einmal!« Sie marschierten an den Gliedern entlang, blieben bei jedem Mann stehen, und die französischen Gefangenen sahen sie matt und apathisch an. Einige der Gefangenen waren groß, und sie wurden aus dem Glied gezerrt und zu einer Gruppe zusammengetrieben, aber es war hoffnungslos. Einige hatten keine Zähne, andere hatten das falsche Alter, einige ähnelten schwach Leroux, waren es jedoch nicht.

»Patrick!«, sagte Sharpe zu Harper.

»Sir?«

»Such diesen Offizier, der Französisch spricht. Bitte ihn, zu mir zu kommen.«

Der Offizier kam und half gern. Er befragte Gefangene, ob sie Colonel Leroux oder Capitaine Delmas gesehen hätten. Die meisten zuckten mit den Schultern, aber einige boten Hilfe an und sagten, sie erinnerten sich an einen Capitaine Delmas, der so gut bei Austerlitz gekämpft hatte, und einer entsann sich an einen Leroux, der bei der Stadtgarde von Pau gewesen war. Die Sonne sengte herab auf die glühenden Trümmer, und Schweiß sickerte in die Augen von Sharpes Männern und brannte, und es war, als wäre Leroux vom Erdboden verschluckt.

»Sir?« Harper wies zur La-Merced-Festung. »Die kleine ist eingenommen.«

Sie durchquerten die Schlucht von Neuem, und nachdem sich die Besatzung der dritten Festung ebenfalls ergeben hatte, durften die Verwundeten der San-Cayetano- und San-Vincente-Festung durch den Graben gebracht werden. Sharpe fragte sich, wie viele während des Wartens in der glühenden Sonne gestorben waren. Der Artillerie-Offizier, dessen Bauch von einem herumfliegenden Splitter aufgerissen worden war, lebte immer noch. Sein Gesicht, eine blutige Masse, wo ein Auge gewesen war, ruckte hin und her, und Sharpe sah, dass Harper sein Kruzifix berührte, als er zuschaute, während die Trage mit dem

Schwerverwundeten zu den wartenden Karren gebracht wurde. Gott erlöse den armen Mann von seinen Qualen, dachte Sharpe, und dann machte er sich mit seinen Männern auf den Weg zur La-Merced-Festung.

Leroux war nicht dort. Leroux war in keiner der Festungen. Sharpe und Harper gingen wieder den weiten Weg zur San-Vincente-Festung und überprüften noch einmal die Gefangenen auf dem Glacis. Leroux war nicht darunter. So sehr Sharpe auch betete, er fand kein Gesicht, das zu dem des französischen Colonel passte. Verzweifelt und enttäuscht sah er den Offizier an, der Französisch sprach. »Jemand *muss* wissen, wo Leroux ist!«

Der Lieutenant-Colonel war ungeduldig. Er wollte die Gefangenen wegbringen lassen, damit seine Männer sie nicht mehr in der Hitze bewachen mussten, aber Sharpe schritt hartnäckig von Neuem die Glieder ab. Er wischte sich Schweiß aus den Augen, musterte sorgfältig die Gesichter der Gefangenen, aber er wusste, dass es zu nichts führen würde. Widerstrebend nickte er dem Lieutenant-Colonel zu. »Ich bin fertig, Sir.«

Er war noch nicht fertig. Er durchsuchte das brennende ehemalige Kloster abermals, ging hinab in die Kühle des riesigen Kellers, der als Munitionsdepot gedient hatte, aber es gab keine Anzeichen Leroux.

Es war Harper, der schließlich zugab, was Sharpe sich nicht eingestehen wollte. »Er ist nicht hier, Sir.«

Sharpe nickte. Aber er würde nicht aufgeben. Wenn Leroux entkommen war, und Sharpe konnte sich beim besten Willen nicht vorstellen, wie das möglich war, dann war die Marquesa in Gefahr. Es mochte Tage oder Wochen oder auch nur Stunden dauern, bis der Franzose zuschlug, aber er würde es tun. Vor seinem geistigen Auge sah Sharpe die Marquesa in der Gewalt des Franzosen, ihren schönen Körper den Grausamkeiten ausgesetzt, und er hackte mit seinem Säbel auf ein Regal ein, als könnte sich

dahinter ein Geheimfach befinden, in dem sich Leroux versteckte. Er bezwang seinen Zorn. »Seht euch die Toten an.« Es war möglich, dass Leroux unter den Toten war, aber Sharpe bezweifelte, dass sich der gerissene Colonel dem Artilleriefeuer ausgesetzt hatte. Dennoch ließ er die Toten überprüfen.

Die Leichen stanken. Einige lagen seit zwei Tagen unbestattet in der Hitze. Sharpe sah sich trotzdem jeden Toten genau an.

Leroux war nicht dabei.

Sharpe ging wieder hinaus aufs Glacis und starrte zu den beiden anderen Festungen. La Merced war leer, die Besatzung marschierte in die Gefangenschaft, und nur McGovern mit seinen paar Feldposten stand auf Wache bei der San-Cayetano-Festung. Sharpe blickte zu Harpers Trupp. Die Männer waren erschöpft, und er gab ihnen mit einer Geste zu verstehen, dass sie sich hinsetzen sollten. Dann zog er seinen Uniformrock aus und überreichte ihn Lieutenant Price. »Ich sehe mich noch einmal in San Cayetano um.«

»Jawohl, Sir.« Price war mit einer Staubschicht bedeckt, durch die der Schweiß Furchen gegraben hatte.

Harper begleitete Sharpe, und zum vierten Mal kletterten sie die Schlucht hinauf zu der Festung, die als Erste gefallen war. Sergeant McGovern hatte nichts gesehen. Seine Männer hatten die Festung noch einmal durchsucht, aber er schwor, dass sie leer war.

Sharpe nickte. »Gehen Sie zurück zu Lieutenant Price, Mac.«

Die La-Merced-Festung hatte wenig von der Kanonade abbekommen, und es gab keine Leichen in der kleinsten Festung. So blieb nur die Hoffnung, dass Leroux bei den Toten in der San-Cayetano-Festung war. Sharpe und Harper gingen langsam in den grauenerregenden Hof und

schauten auf den grausigen Stapel. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als Leiche für Leiche zu überprüfen.

Sharpe schaute sich jedes Gesicht genau an und sah nur Fremde. Dann ging er hinauf zu einer der weniger beschädigten Brüstungen und spähte mit Harper über den Fluss. Die grünen Hügel waren blass im Sonnenschein. Sharpe schaute auf seine Hände, die mit Dreck und Blut der Leichen bedeckt waren, und er fluchte laut.

Harper bot ihm schweigend die Feldflasche an. Er ahnte, was Sharpe dachte: dass die Leichte Kompanie einen bequemen Dienst geschoben hatte, bei dem sie die Tage am Fluss und die Nächte in Kneipen verbracht hatte, und dann hatten sie bei der einzigen Aufgabe versagt, die man ihnen aufgetragen hatte.

Huckfields Männer traten in Reihe unter der Brüstung an, und der Sergeant schaute zu Sharpe hinauf und bot Hilfe an. Sharpe schüttelte den Kopf. »Hier ist nichts. Marschiert weiter. Wir kommen gleich nach.«

»Was nun, Sir?« Harper setzte sich auf die Brüstung.

»Ich weiß es nicht.« Sharpe blickte zu der kleinen Festung, La Merced, und überlegte, ob er sie noch einmal durchsuchen sollte, aber er wusste, dass sie leer war. Er konnte warten, bis die Feuer in der San-Vincente-Festung heruntergebrannt waren, und dann in der Asche nach einer Leiche suchen. Bei Gott! Das würde er tun! Und er würde die verdammten Klostergebäude abreißen, Stein für Stein, bis er den Franzosen gefunden hatte! Sein neues Hemd war verdreckt und stank und klebte schweißnass auf seiner Brust. Er dachte an die Marquesa, an die Kühle in ihren Gemächern, an das Bad, das auf ihn wartete, und an den kalten Wein auf dem Balkon, die heißen Stunden auf ihrem Bett.

»Er kann nicht entkommen sein! Das kann einfach nicht sein!«

»Er ist schon einmal entkommen«, wandte Harper ein.

Sharpe sah vor seinem geistigen Auge, wie Leroux die Marquesa folterte, ihr die weiche, glatte Haut abzog, und es wurde ihm fast übel bei diesem Gedanken.

Harper spülte den Mund mit Wasser aus und spuckte es in den Graben. »Wir können noch einmal suchen, Sir.«

»Nein, Patrick. Es ist sinnlos.« Sharpe stand auf und ging erschöpft die Treppe hinab auf den Hof. Er hasste es, sein Scheitern einzugestehen, aber er hielt eine weitere Suche für aussichtslos. Er verharrte, wartete auf Harper und starrte auf die Leiche eines Franzosen, dessen Bauch aufgeschlitzt war. Der Tote war nackt, die Wunde klaffte weit auf, sodass seine Wirbelsäule zu sehen war, nichts sonst, keine Eingeweide. Sharpe starrte, und Gedanken stürmten auf ihn ein. Harper bemerkte Sharpes starren Blick und schaute ebenfalls auf die Leiche.

»Sonderbar«, murmelte er.

»Was?« Sharpe wurde aus seinem Grübeln gerissen.

Harper nickte zu der Leiche hin. »Der andere arme Kerl war genauso aufgeschlitzt. Doch der andere lebte.«

»Hm.« Sharpe zuckte mit den Schultern. »Sonderbar, wie das manchmal mit Verwundungen ist. Erinnern Sie sich an Major Collett? Keine äußeren Verletzungen zu sehen. Aber er war tot. Andere arme Bastarde leben, obwohl sie nur noch die halben Gedärme haben.« Er sagte es der Unterhaltung willen, um seine Enttäuschung zu verbergen. Dann wandte er sich ab, aber Harper starrte immer noch auf die Leiche. »Kommst du, Patrick?«

Harper kauerte sich nieder und schlug nach den Fliegen. »Sir?« Seine Stimme klang beunruhigt. »Würden Sie sagen, dieser eine Verwundete, der abtransportiert wurde, hatte in Wirklichkeit noch alle Eingeweide, Sir? Ich weiß, es sah alles aus wie eine blutige Masse, aber …«

»O Gott!« Sharpe wusste, dass die Eingeweide dieser Leiche hier bei einer Explosion herausgerissen worden sein konnten. Es war auch möglich, dass herumstreunende Hunde sie des Nachts gefressen hatten. Oder sie waren herausgerissen worden für eine perfekte Täuschung. »Allmächtiger!«

Sie begannen zu rennen.

KAPITEL 12

Sie hetzten über Steine, stolperten über den Schutt der zerstörten Häuser und nahmen den kürzesten Weg zur Stadt. Der Kordon der Leichten Truppen, immer noch an Ort und Stelle, beobachtete erstaunt, wie die beiden großen Männer, einer in einem befleckten, schweißnassen Hemd und mit einem großen Kavalleriesäbel und der andere mit einem siebenläufigen Gewehr, auf sie zustürmten. Ein Mann legte drohend seine Muskete an.

»Aus dem Weg, verdammt!« Sharpes Ruf überzeugte die Posten, dass die beiden Briten waren.

Sharpe lief voran in die Gasse, aus der vor vier Tagen der gescheiterte Angriff gestartet worden war. Auf den Straßen wimmelte es von Zivilisten, die einen Blick auf die erregenden Ereignisse bei den Festungen zu erhaschen hofften, aber sie wichen schnell vor den bewaffneten Männern auseinander. Sharpe war froh, dass es zu der irischen Schule, in die die Verwundeten gebracht worden waren, den Hügel hinab ging.

Der Mann, der die Därme eines anderen Mannes auf seinen Bauch gepackt und sich mit Blut und Ruß beschmiert hatte, der sich mit einer so schrecklichen Wunde sozusagen verkleidet hatte, dass niemand an sein Überleben glaubte oder sich der Mühe unterzog, ihn näher zu untersuchen, hatte einen großen Vorsprung. Dreißig Minuten, vielleicht sogar vierzig, und Sharpe ärgerte sich über seine Dummheit. Vertraue nichts und niemandem! Durchsuche jeden! Das war seine Devise gewesen. Und doch hatte er sich beim Anblick des Artillerie-offiziers, dessen Gedärme aus dem aufgeschlitzten Bauch zu hängen schienen, entsetzt und voller Mitleid abgewandt. Es war

der erste französische Offizier gewesen, den er in der Festung gesehen hatte, und jetzt war Sharpe überzeugt, dass es Leroux sein musste. Leroux, der jetzt unbehelligt in der Stadt sein konnte.

Sie wandten sich atemlos nach links, und Sharpe erkannte, dass sie noch eine Chance hatten. Keine große Chance, aber die Hoffnung trieb ihn weiter. Die Menschenmenge hielt die Karren mit den Verwundeten auf, die Leute verhöhnten den Feind, und britische Soldaten drängten die Leute mit Musketen zurück. Sharpe bahnte sich einen Weg zu dem nächsten Karren und fragte den Mann, der auf dem Kutschbock saß: »Ist das der erste Schub?«

»Nein, Kamerad. Ein halbes Dutzend sind schon durch. Gott allein weiß, ob die Leute überleben.«

Der Fahrer hielt Sharpe für einen einfachen Soldaten. Er hatte das Gewehr über der Schulter gesehen, und ohne Uniformjacke oder Schärpe wies nichts auf seinen Rang hin. Sharpe schaute zu Harper.

»Weiter!«

Er brüllte die Leute an, drängte sich hindurch, und sie brachen durch die Menschenmenge, die sich bei den Verwundeten angesammelt hatte, und rannten weiter, den Hügel hinab. Voraus konnte Sharpe die anderen Karren sehen, die leer vor der Treppe der irischen Schule standen. Posten blockierten die Tür und ignorierten die Bitten von Zivilisten, die anscheinend hineinwollten, um zu Ende zu bringen, was die britischen Kanonaden begonnen hatten. Abgesehen von den Zivilisten, junge Männer mit überwiegend langen Messern mit schmaler Klinge, war keine Aufregung bei der Schule zu erkennen. Keine Rufe, keine Jagd, kein Anzeichen auf einen Verwundeten, der plötzlich zum Leben erwacht war und sich einen Weg in eine zweifelhafte Freiheit auf den Straßen Salamancas mit ihren rachsüchtigen Bürgern frei gehackt hatte.

Sharpe nahm zwei Stufen der Treppe auf einmal und drängte sich durch die Menge vor dem großen Portal. Ein Posten hielt ihn auf, sah den schweren Reitersäbel und das Gewehr und schaffte Platz für die beiden Männer, um sie durchzulassen. Sie hämmerten an das Portal.

Harper schlug noch einmal gegen das Portal und schaute Sharpe an. »Ich hoffe, Sie haben recht.« Die Kompanie war in der San-Vincente-Festung zurückgeblieben und wusste nicht, wo ihr Captain und ihr dienstältester Sergeant waren.

Sharpe hämmerte mit dem stählernen Korb seines schweren Reitersäbels gegen das Portal. »Öffnen!«

Eine Tür im Portal wurde geöffnet und ein Gesicht spähte heraus. »Wer ist da?«

Sharpe gab keine Antwort. Er stürmte an dem Mann vorbei durch die Tür und gelangte in einen Patio. Es wäre eine schöne Stätte gewesen, eine Idylle des Friedens in einer friedlichen Stadt, ein Brunnen, umgeben von Rasen, der seinerseits von zweistöckigen Säulengängen gesäumt war. Heute war es jedoch ein Sammelplatz für die Sterbenden. Der Patio war gefüllt mit den ersten französischen Verwundeten, die zu den Männern hinzugekommen waren, die in den vier Nächten zuvor verwundet worden waren. Auf dem Patio wimmelte es von blutenden Männern und Sanitätern, und Sharpe blieb beim Portal stehen und hielt verzweifelt Ausschau nach dem Artillerieoffizier, der scheinbar so schrecklich verwundet gewesen war.

»Was wollen Sie?« Ein mürrischer Sergeant kam aus den Pförtnerhaus. »Wer sind Sie?«

»Ich suche einen französischen Offizier, verwundet. Wo ist er?« Sharpes Tonfall verriet dem Sergeant, dass er einen Offizier vor sich hatte.

Der Sergeant zuckte mit den Schultern. »Die Ärzte sind in dem Bau genau gegenüber vom Patio, Sir. Die Krankenzimmer für die Offiziere sind oben. Wie sieht der Mann aus?«

»Er hatte die Gedärme heraushängen und lag auf einer Trage.«

»Fragen Sie die Ärzte.«

Sharpe blickte zum oberen Säulengang. Er lag in tiefem Schatten, aber er konnte ein paar gelangweilte britische Wachen mit umgehängten Musketen sehen, und zweifellos waren dort oben verwundete gefangene Offiziere. Er schaute zu Harper, der seine gewaltige Waffe bereithielt. »Versuch es oben, Patrick. Und sei vorsichtig. Lass dir von einer der Wachen helfen.«

Harper grinste und hob das siebenläufige Salvengewehr an. »Ich bezweifle, dass unser Mann irgendwas Dummes versuchen wird.« Er überquerte den Patio und ging zu einer der beiden Wendeltreppen, die hinauf zur Krankenstation für die Offiziere führte.

Sharpe bahnte sich einen Weg zwischen den Verwundeten. Schreie wiesen darauf hin, wo die Ärzte arbeiteten. Über dem Rasen waren Sonnensegel errichtet worden, um die Verwundeten vor der heißen Sonne zu schützen. Ständig schöpften Männer mit einem Eimer Wasser aus dem Brunnen. Sharpe schaute sich die Männer auf den Tragen an, musterte die Gesichter der Verwundeten im tieferen Schatten der Säulengänge und ging zum nicht beschatteten Stück Rasen, wo die ersten Toten lagen, die unter dem Skalpell gestorben waren oder bevor sie die blutigen Operationstische erreicht hatten. Sein Gefühl sagte ihm, dass Leroux dort war, doch er konnte nicht sicher sein. Er rechnete fast damit, den verwundeten Artillerie Offizier im Patio zu finden. Aber er fand ihn nicht, und so ging er zu den Ärzten.

Colonel Leroux wartete auf dem oberen Säulengang. Er brauchte nur zweierlei: ein Pferd und einen Mantel, um seine blutbesudelte Uniform zu verbergen, und beides sollte auf ihn um fünfzehn Uhr in der Gasse hinter der irischen Schule warten. Er wünschte, er hätte Pferd und Mantel früher bestellt, aber er hatte nicht damit gerechnet, dass die Kapitulationsverhandlungen von den Briten so schnell abgebrochen wurden. Jetzt spähte er zwischen den steinernen Säulen der Balustrade hindurch und erkannte die große Gestalt des dunkelhaarigen Offiziers der Schützen. Sharpe trug keinen Uniformrock, doch er war leicht an dem langen, schweren Kavalleriesäbel und dem Gewehr zu erkennen.

Leroux hatte eine Glocke in der Stadt die halbe Stunde schlagen hören, und er nahm an, dass es jetzt zehn Minuten vor fünfzehn Uhr war. Er setzte darauf, dass Pferd und Mantel etwas früher gebracht wurden. So weit hatte wenigstens alles gut geklappt. Es war ärgerlich gewesen, in den Festungen in der Falle anstatt bei einem seiner Agenten in der Stadt zu sein, aber die Flucht war äußerst sorgfältig geplant gewesen, und sie hatte bis jetzt geklappt. Er war einer der Ersten im Lazarett gewesen, und der Arzt, der auf dem Patio gewartet hatte, hatte kaum einen Blick auf ihn geworfen. Der Mann hatte nach oben gewiesen, weil offenkundig war, dass kein Arzt den so schlimm verwundeten Artillerieoffizier retten konnte. Er sollte im Schatten des oberen Säulengangs zum Sterben zurückgelassen werden, vor der Station für die Offiziere.

Leroux beobachtete, dass Sharpe zu den Chirurgen ging, und er lächelte vor sich hin. Er hatte einen Augenblick Zeit.

Er fühlte sich unbehaglich. Er hatte die Eingeweide eines Toten auf seinen Bauch gelegt und sie unter den Bund der geborgten Uniform gestopft, damit die glänzende, schleimige Masse an Ort und Stelle blieb. Er hatte sich mit Blut bespritzt, sein blondes Haar mit Blut getränkt, sodass

es verfilzt und steif war, und dann hatte er sich ein undefinierbares Stück Fleisch über das linke Auge gedrückt. Er hatte die Uniform teilweise angebrannt. Der Klingenthal-Säbel hatte sich unter ihm befunden, nicht in der Scheide, und er betete, dass Sharpe bei den Ärzten aufgehalten wurde. Jede Minute war jetzt kostbar. Dann hörte er den freundlichen Ruf des Postens am oberen Treppenabsatz.

»Sergeant, kann ich Ihnen helfen?«

Leroux hörte, dass der Neuankömmling dem Posten Schweigen gebot, und sein Gefühl sagte ihm, dass Gefahr drohte. So stöhnte er, wälzte sich auf die Seite und ließ die Gedärme von sich gleiten. Fliegen umschwirrten ihn. Er riss die kalten Därme aus dem Hosenbund und wischte über das linke Auge. Es war wie zugeklebt. Er spuckte auf seine Hand, rieb von Neuem, und dann konnte er richtig sehen. Es war Zeit zum Handeln.

Alles geschah schrecklich schnell. Gerade noch schien er zu sterben und stöhnte erbärmlich, und im nächsten Augenblick sprang er auf und hielt einen schweren Säbel in der Hand. Er wirkte wie jemand aus der Müllgrube, der sich in Blut und Dreck gewälzt hat, und er vertrieb die Steifheit seines Arms mit einem Säbelhieb und stieß einen wilden Kriegsschrei aus. Im Namen des Kaisers!

Harper schaute in die andere Richtung. Er hörte den Schrei und fuhr herum, und der Posten war zwischen ihm und der dämonischen Gestalt.

Harper rief dem Posten zu, aus dem Weg zu gehen. Er versuchte, ihn mit den Läufen des Gewehrs zur Seite zu drängen, doch der Posten sprang mit dem Bajonett auf die grauenerregende Gestalt zu. Ein Säbelhieb fegte das Bajonett zur Seite, und dann traf der Klingenthal-Stahl den Posten quer ins Gesicht. Der Mann schrie, stürzte rückwärts und fiel auf das siebenläufige Gewehr. Bei dem Aufprall zuckte Harpers Finger am Abzug, und die

gewaltige Waffe krachte. Die Kugeln peitschten nutzlos über die Steinplatten, prallten ab und knallten gegen die Balustrade, und der Rückstoß des Gewehrs, der so stark war, dass er einen Mann aus den Wanten eines Linienschiffs werfen konnte, wirbelte Harper herum und schleuderte ihn zurück.

Harper rang um sein Gleichgewicht. Da war nur die Treppe hinter ihm, und er stand oben auf der Innenseite der Wendeltreppe, wo die Stufen am steilsten waren. Er fiel, ruderte Halt suchend mit den Armen, und der schreiende Posten, der nichts mehr sehen konnte, stürzte auf Harpers Füße, klammerte sich an Harpers Beinen fest, und Harper fiel.

Harper klammerte sich mit aller Kraft an der Balustrade fest, und dann sah er den französischen Offizier, der mit vorgestrecktem Säbel auf ihn zusprang.

Die Klinge traf Harper. Die Spitze glitt von Harpers Kruzifix ab. Er konnte sich nicht mehr an der Balustrade festhalten. Er schrie auf und rang vergebens um sein Gleichgewicht. Er zuckte vor dem Säbel zurück, und dann fiel er.

Er stürzte kopfüber die Treppe hinunter. Das dumpfe Aufprallen war bis in den Patio zu hören. Er schlug mit dem Kopf auf die Treppenstufen, Blut tropfte aus Platzwunden, und dann prallte er am Fuß der Treppe abermals auf und blieb mit ausgestreckten Armen und Beinen und blutend auf den Steinplatten liegen.

Leroux wandte sich ab und rief den französischen Verwundeten zu, aus dem Weg zu bleiben. Er rannte nach links, wählte den kürzeren Weg zur Rückseite der Schule. Zwei alarmierte Posten eilten herbei und legten ihre Musketen an. Leroux stoppte. Sie waren zu weit entfernt, und er konnte sie nicht mit dem Säbel angreifen. Einer der beiden Männer feuerte. Die Kugel pfiff an dem Franzosen vorbei. Der andere hielt sein Feuer, wollte Leroux näher

herankommen lassen, doch der Franzose zog sich zurück. Er entschied sich für den langen Weg um das Gebäude, weil er hoffte, dort nicht auf Posten zu stoßen. Der Säbel fühlte sich wunderbar in seiner Hand an, fast wie etwas Lebendiges, und Leroux lachte vor Freude darüber.

Sharpe war bei den Ärzten, als er das Krachen des siebenläufigen Salvengewehrs hörte. Sofort hetzte er los. Er sah Harper fallen, sah den Hünen die Treppe herabstürzen, und er schrie die Sanitäter auf dem Patio an, die ihm daraufhin erschrocken Platz machten. Sharpe hetzte zu Harpers regloser Gestalt, die in einer Blutlache lag.

In diesem Augenblick kam Leroux zurück, an der Stelle vorbei, an der er Harper angegriffen hatte. Sharpe stürmte die Treppe hinauf, Zorn tobte in ihm. Er wusste nicht, ob Harper lebte oder tot war, aber er wusste, dass Harper ein Freund war, der sein Leben für ihn gegeben hätte, und nun stand er, Sharpe, dem Mann gegenüber, der Harper das angetan hatte. Sharpe sprang auf den Franzosen zu und schwang den schweren Kavalleriesäbel. Leroux parierte den Hieb. Leroux umklammerte mit der Linken sein rechtes Handgelenk, und all seine Kraft war in dem Hieb des Klingenthal-Stahls, als die Klingen klirrend gegeneinanderschlugen.

Sharpe spürte den Schlag von Stahl auf Stahl, als treffe ihn ein Vorschlaghammer, und sein rechter Arm war plötzlich wie betäubt. Er taumelte unter der Wucht des Hiebs zurück und drohte rücklings zu stürzen, aber Leroux war ebenfalls gestoppt worden. Er wankte. Die Wucht des Angriffs hatte ihn überrascht.

Während das Echo des ersten Klirrens von Stahl auf Stahl noch über den Patio hallte, stieß Leroux schon mit dem Klingenthal-Säbel zu. Sharpe parierte den Angriff, drückte die Säbelspitze nach unten, und dann riss er seine eigene

schwere Klinge so schnell hoch, dass Leroux zurücksprang und Sharpes Säbelspitze das Gesicht des Franzosen nur um Fingerbreite verfehlte. Wieder und wieder schlug und stieß Sharpe zu, und Freude stieg in ihm auf, denn er war so schnell wie sein Gegner und so kräftig.

Leroux parierte verzweifelt, wich zurück, und mit dem Klingenthal-Säbel konnte er nur die Angriffe von Sharpes altem, schwerem Kavalleriesäbel abblocken. Dann berührte Leroux' Absatz Stein. Er stand an der Wand, und es gab kein Entkommen vor Sharpe. Der Franzose warf einen Blick nach rechts, sah den Weg, den er nehmen musste, und dann bemerkte er, dass sich Sharpes Gesicht vor Anstrengung verzerrte, während er zu einem Hieb ausholte, der ihn in zwei Hälften hacken würde. Er riss den Klingenthal-Säbel hoch und drosch ebenfalls zu, ein Hieb, der nichts mit Fechtkunst zu tun hatte, sondern töten sollte, und die Klingen schnitten durch die Luft, der Klingenthal-Säbel zischte an Sharpe vorbei, und Sharpes Hieb war pariert.

Die Klingen klirrten aufeinander, und abermals rüttelte die Wucht des Aufpralls an ihren Armen, schüttelte ihre Körper durch, und das Klirren war nicht hell, sondern dumpf. Sharpes Klinge, die seit vier Jahren jedes Schlachtfeld gesehen hatte, brach unter dem Aufprall des Klingenthal-Säbels. Sharpe spürte es, während er zurücktaumelte, und er sah die obere Hälfte seiner Klinge davonfliegen, als wäre sie nicht aus Stahl, sondern aus Zuckerguss. Die Spitze des Säbels klirrte auf die Steinplatten, und Sharpe hielt nur noch einen Griff und einen gezackten Klingenstumpf in der Hand. Er stürzte, fiel auf die Steinplatten, rollte sich auf Leroux zu und stieß mit dem Säbelstumpf aufwärts in Leroux' Leistengegend, doch der Franzose lachte in seiner Erleichterung, sprang zur Seite und holte mit dem schweren, geraden Säbel, die Spitze nach unten gerichtet, zum tödlichen Stoß aus.

Der Posten, der nicht mit der Muskete auf Leroux geschossen hatte, stürmte um die Ecke des Säulengangs, stieß mit dem Ellbogen zwei verwundete französische Offiziere zur Seite und schrie den blutbesudelten Mann an, der mit dem Säbel zustoßen wollte. Der Posten riss seine Muskete hoch. Leroux sah es. Er gab Sharpe auf und rannte davon. Sharpe schleuderte das nutzlose Säbelstück nach dem Flüchtenden, verfehlte ihn, sprang auf und riss sein Gewehr von der Schulter.

»He!« Der Protest des Postens ging im Krachen seiner Muskete unter. Der Posten hatte die Muskete hochgerissen und es gerade noch vermeiden können, Sharpe zu treffen, der ihm in die Schusslinie geraten war. Die Kugel pfiff an Sharpe und auch an Leroux vorbei und knallte gegen die Wand. Leroux rannte. Kein Feind war vor ihm, und der Klingenthal-Säbel blitzte in seiner Hand.

Sharpes Arm war immer noch wie betäubt, und er war zu langsam mit dem Gewehr. Leroux hatte eine Tür am fernen Ende des Säulengangs erreicht und zerrte am Griff. Dann hämmerte er mit der Faust an die Tür. Sie blieb geschlossen. Er saß wieder in der Falle.

Sharpe hatte das Gewehr schussbereit. Langsam ging er damit auf Leroux zu, der immer noch auf die Tür einhämmerte und nur zwanzig Schritte entfernt war. Sharpe ruckte mit dem Gewehr. »Keine Bewegung!«

Der Franzose griff hinab zu seinem Stiefel, und in diesem Augenblick wurde die Tür geöffnet. Leroux hielt plötzlich eine Pistole mit achteckigem Lauf in der Hand, eine Duellpistole, die er im Stiefel verborgen gehabt hatte. Sharpe schrie auf und rannte los, und dann tauchte der irische Priester, Curtis, auf der Türschwelle auf.

Leroux stieß den alten Mann zur Seite und hetzte durch die Tür. Sharpe schrie Curtis zu, aus dem Weg zu gehen. Dann fiel die Tür zu, und Sharpe hatte keine Zeit mehr zum

Zielen. Er drückte einfach ab. Die Gewehrkugel fetzte einen Splitter aus dem Türrahmen. Er hatte Leroux verfehlt.

Leroux riss die Tür wieder auf und hob langsam die Hand mit der Pistole. Dann grinste er, senkte die Pistole und zielte tiefer auf Sharpe. Sharpe sah das Mündungsfeuer und den Rauch und warf sich zur Seite. Ein Schlag erschütterte seinen Körper. Dann hatte es für Sharpe den Anschein, als spiele sich alles unendlich langsam ab. Die Tür fiel hinter seinem Feind zu. Sharpe rannte immer noch, das Gewehr entglitt ihm und polterte zu Boden, und Schmerz erfüllte Sharpe, doch er versuchte immer noch zu rennen. Ein Schrei der Qual hallte über den Hof, und Sharpe wusste nicht, dass er es war, der seinen Schmerz hinausschrie. Er wollte immer noch hinter Leroux her, und dann prallte er mit einem Knie auf die Steinplatten, und er versuchte sich immer noch weiterzuschleppen. Er presste die Hand auf den Leib und spürte warmes Blut, und er schrie, stürzte, rutschte über die Steinplatten, kroch weiter, Blut spritzte hinter ihm und wurde von seinen zuckenden Beinen verschmiert. Und der Schrei gellte immer noch.

Er schleppte sich bis an die Schwelle der Tür, krümmte sich vor Schmerzen, schrie vergebens gegen die Pein an, und Blut quoll zwischen seinen Fingern hervor, während er die Hand auf seinen Leib presste, als könne er den Schmerz herausreißen, der in ihm tobte. Dann verstummte der Schrei, und gnädige Schwärze hüllte ihn ein.

Die Glocke der Kathedrale läutete dreimal.

KAPITEL 13

Private Batten war wütend, und das ließ er den Rest der Kompanie wissen. »Dieser Scheißkerl soll mich mal am Arsch lecken. Verpisst sich einfach, wie findet ihr das?«

Keiner antwortete. Sie warteten auf dem Glacis der San-Vincente-Festung. Lieutenant Price schaute auf seine Uhr und blickte immer wieder zur leeren San-Cayetano-Festung. Batten wartete auf eine Antwort. Er kratzte sich unter der Achsel. »Er war auch mal Private, und das sollte er verdammt nicht vergessen. Lässt uns einfach warten!« Immer noch antwortete keiner, und Batten wurde ermuntert durch ihr Schweigen. »Immer verpisst er sich, ist euch das schon aufgefallen? Unsere Kompanie ist nicht gut genug für den verdammten Mister Sharpe. Hält sich für was Besseres. Versteht ihr, was ich meine?« Er schaute sich Beifall heischend um.

Sergeant Huckfield hatte sich auf die Suche nach Sharpe gemacht. Die Männer sahen ihn jetzt in seinem roten Uniformrock, wie er den Hang der Schlucht hinauf zur San-Cayetano-Festung kletterte. Zwei Männer waren eingedöst. Price setzte sich auf einen Steinblock und legte Sharpes Uniformrock neben sich. Lieutenant Price war beunruhigt.

Private Batten bohrte in der Nase und betrachtete, was er zutage förderte. »Wir können hier die ganze Nacht herumhocken, und es juckt ihn nicht.«

Daniel Hagman öffnete ein Auge. »Er rettete vor zwei Jahren deinen dreckigen Hals vor dem Strick. Er hätte zusehen sollen, wie sie dich aufhängen.«

Batten lachte. »Sie hätten mich nicht aufhängen können. Ich war unschuldig. Wir sind für Sharpe der letzte Dreck. Er hat uns vergessen, bis er uns wieder braucht. Vermutlich

besäuft er sich irgendwo zusammen mit Harper. Das ist einfach nicht fair.«

Sergeant McGovern erhob sich gemächlich und reckte die Arme. Der Schotte marschierte zu Batten und trat ihm gegen die Knöchel. »Auf die Füße!«

»Warum?« Batten verfiel in den gekränkten Tonfall eines Mannes, der sich gegen eine böse Welt auflehnen muss.

»Weil ich dir deine verdammte Fresse polieren will.«

Batten wich von dem Schotten fort und schaute zu Lieutenant Price, der mit dem Rücken zu ihm saß. »He, Lieutenant!«

Price blickte sich nicht um. »Weitermachen, McGovern.«

»Halt die verdammte Schnauze«, sagte McGovern. »Klar?«

»Aber …«

»Halt die Schnauze oder steh auf!«

Batten setzte eine Miene auf, die er für gekränkt, aber äußerst würdevoll hielt. Er bohrte nun im anderen Nasenloch und maulte so leise vor sich hin, dass keiner es hören konnte. Sergeant McGovern ging zu Lieutenant Price und stand still. Price blickte auf und sah ihn fragend an.

»Es ist ein bisschen sonderbar, Sir.«

»Ja.« Beide schauten zu Huckfield, der den Graben der mittleren Festung durchquerte. Price fiel plötzlich auf, dass McGovern, stets förmlich, immer noch strammstand. »Rühren, Sergeant.«

»Sir!« McGovern ließ kaum wahrnehmbar die Schultern sinken. »Danke, Sir.«

Price blickte auf seine Taschenuhr. Viertel vor drei. Er wusste nicht, was er tun sollte, und fühlte sich hilflos ohne Sharpes oder Harpers Führung. Er wusste, dass der schottische Sergeant andeutete, eine Entscheidung sollte getroffen werden, und es war ihm klar, dass McGovern

recht hatte. Er spähte zur San-Cayetano-Festung, sah Huckfields roten Uniformrock auf einer Brüstung auftauchen und wieder verschwinden, und nach langem Warten tauchte Huckfield oben in der Bresche auf und breitete die Arme aus. Price seufzte. »Wir warten bis fünf Uhr, McGovern.«

»Jawohl, Sir.«

Major Hogan hatte auf Sharpe gewartet, zuerst oben in der Schlucht, dann im Hauptquartier, aber das Schicksal von Colonel Leroux war nicht die einzige Sorge des Iren. Wellington war begierig darauf, die Stadt zu verlassen, nachdem die Festungen eingenommen waren. Er wünschte Berichte von Norden und Osten, und Hogan arbeitete bis spät in den Nachmittag hinein.

Es war kurz vor achtzehn Uhr, als Lieutenant Price mit ehrfürchtiger Scheu aus eigener Verantwortung ins Hauptquartier kam und Hogan aufsuchte. Der Major schaute auf, ahnte Schlimmes und furchte die Stirn. »Lieutenant?«

»Es geht um Sharpe, Major.«

»Captain Sharpe?«

Price nickte unglücklich. »Er ist verschwunden.«

»Nichts von Leroux?« Hogan hatte Leroux fast vergessen gehabt. Er hatte den Fall Leroux als Sharpes Problem betrachtet, damit er sich darauf konzentrieren konnte, herauszufinden, welche Verstärkung Marmont erhielt.

Price schüttelte den Kopf. »Nichts von Leroux.« Er schilderte kurz die Ereignisse des Nachmittags.

»Was haben Sie seither getan?«, fragte Major Hogan.

Das war nicht viel. Lieutenant Price hatte noch einmal die San-Cayetano-Festung durchsucht, die La Merced, und schließlich hatte er die Kompanie zu den Quartieren geführt, in der Hoffnung, dass Sharpe inzwischen

aufgetaucht war. Doch da war kein Sharpe, kein Harper, nur ein ratloser Lieutenant Price. Hogan schaute auf seine Uhr. »O Gott! Sie vermissen Sharpe seit vier Stunden?«

Price bestätigte es.

Hogan rief: »Snyder!«

Der Sergeant streckte den Kopf durch die Tür und meldete sich.

»Sind die Tagesberichte da?«

»Jawohl, Major.«

»Irgendetwas Außergewöhnliches, abgesehen von den Festungen? Beeilung, Mann!«

Es dauerte nicht lange. Eine Schießerei und ein Kampf beim Lazarett. Ein Franzose war entkommen, und die Stadtwache war alarmiert worden, aber es gab kein Anzeichen auf den Flüchtigen.

»Kommen Sie, Mann!« Hogan zog hastig seinen Uniformrock an, setzte die Feldmütze auf und eilte mit Lieutenant Price zur irischen Schule.

Sergeant Huckfield, der Price bis zum Hauptquartier gefolgt war, schloss sich ihnen an, und er war es, der an das Portal klopfte, das immer noch geschlossen war, damit sich die Bürger nicht an den Franzosen rächen konnten. Die Wachen im Pförtnerhaus berichteten, was geschehen war. Es hatte eine Verfolgungsjagd gegeben. Ein Mann war verwundet, vermutlich in der Krankenstation, aber der andere? Die Wachen wussten es nicht.

Hogan wies auf Price. »Sie durchsuchen die Krankenstation für die Offiziere.«

Dann befahl er Huckfield, im Krankenrevier für Unteroffiziere und Mannschaften nach Sergeant Harper zu suchen.

Leroux in Freiheit! Der Gedanke quälte Hogan. Er konnte nicht glauben, dass Sharpe gescheitert war. Er musste den Captain der Riflemen finden, denn er war überzeugt davon,

dass Sharpe Licht in das Dunkel bringen konnte. Gewiss gab es eine Erklärung für das Rätsel. Unmöglich, dass Leroux frei war!

Die Ärzte waren noch bei der Arbeit, beschäftigten sich jetzt mit den leichter verwundeten Männern und entfernten Steinsplitter, von denen die französischen Verteidiger bei der Kanonade getroffen worden waren. Hogan ging von einem Arzt zum anderen, und keiner konnte sich an einen Captain der Schützen erinnern. Einer entsann sich an Sergeant Harper. »Der war nicht bei Sinnen.«

»Sie meinen – verrückt?«

»Nein. Ohnmächtig. Gott weiß, wann er zu sich kommen wird.«

»Und sein Offizier?«

»Ich habe keinen Offizier gesehen.«

War Sharpe noch auf Leroux' Spur? Das war immerhin eine Hoffnung, und Hogan klammerte sich daran. Sergeant Huckfield hatte Harper gefunden. Er hatte den irischen Hünen an der Schulter gerüttelt, aber Harper war immer noch bewusstlos und konnte nichts sagen.

Lieutenant Price kam die Wendeltreppe herunter. Er blinzelte und fand keine Worte. Hogan war ungeduldig. »Was ist?«

»Er ist nicht da.«

»Sind Sie sich dessen sicher?«

Price nickte und atmete tief durch. »Aber er war angeschossen. Schlimm verwundet.«

Hogan erschauerte. Sekundenlang herrschte Stille. »Angeschossen?«

»Schlimm, Sir. Und er ist nicht im Krankenrevier.«

»O Gott!« Hogan schüttelte den Kopf, wollte es einfach nicht glauben. Er hatte fest daran geglaubt, dass Sharpe lebte und Leroux jagte, und er konnte sich nicht auf die

neue Information einstellen. Wenn Sharpe verwundet worden und nicht im Krankenrevier für Offiziere war, dann – er wagte den Gedanken nicht zu Ende zu führen. »Wer sah es?«

»Ein Dutzend französische Verwundete«, antwortete Price. »Sie sagten es unseren Offizieren. Und der Priester sah es.«

»Der Priester?«

»Er ist oben, Sir.«

Hogan nahm denselben Weg wie Sharpe, zwei Stufen auf einmal, und hetzte zu Curtis’ Zimmer. Price und Huckfield, die vor der Tür zurückblieben, hatten das Gefühl, eine Ewigkeit gewartet zu haben, ehe er zurückkehrte.

Curtis erzählte, was er wusste. Er hatte die Tür geöffnet und einen französischen Offizier gesehen. »Schrecklich verwundet sah er aus. Blut von Kopf bis Fuß. Er stieß mich ins Zimmer, fuhr herum und feuerte, und dann knallte er die Tür zu. Er flüchtete durch das Fenster.« Der Priester wies zu dem großen Fenster, das zur Gasse hinter dem Gebäude hinauswies. »Dort wartete ein Mann mit einem Pferd und einem Mantel auf ihn.«

»Er ist also entkommen.«

»Ja, und spurlos verschwunden.«

»Und Sharpe?«

Curtis faltete die Hände wie zum Gebet. »Er schrie entsetzlich. Dann verstummte er. Ich öffnete wieder die Tür. Und da lag er.«

Hogan wagte es kaum auszusprechen. »Tot?«

Curtis zuckte mit den Schultern. »Ich weiß es nicht.« Es klang nicht viel Hoffnung in der Stimme des alten Mannes mit.

Hogan bestand darauf, noch einmal alles von vorn zu hören. Seine Hoffnung, auf irgendein Detail zu stoßen, das vielleicht alles änderte, erfüllte sich nicht. Erschüttert

verließ er Curtis und ging langsam und wie benommen die Treppe hinunter. Er gab Price keine Erklärung, sondern ging wortlos wieder zu den Ärzten. Er bedrängte sie, gab ihnen Befehle, setzte alles Gewicht des Hauptquartiers ein, aber er erfuhr keine Neuigkeiten. Einer der Ärzte hatte einen Offizier mit einer Kugelwunde operiert, und der Mann, ein Teniente der portugiesischen Armee, hatte überlebt, aber sie waren völlig sicher, dass sie keinen britischen Offizier mit einer Kugelwunde gesehen hatten. »Wir haben nur ein paar gemeine Soldaten behandelt.«

»Es geht um einen Offizier der Riflemen! Um Captain Sharpe!«

»Sharpe?« Einer der Ärzte, die Hogan befragte, zuckte mit den Schultern. »Davon hätte man uns etwas gesagt. Was ist mit ihm passiert?«

»Er wurde schlimm angeschossen.« Hogan bemühte sich, geduldig zu bleiben.

Der Arzt schüttelte den Kopf. Sein Atem roch nach dem Wein, den er an diesem langen Nachmittag getrunken hatte. »Wenn er hier angeschossen wurde, dann hätten wir ihn gesehen. Es gibt nur eine Erklärung, und zwar, dass er nie bis hierher kam.« Der Arzt zuckte mit den Schultern. »Tut mir leid.«

»Sie meinen – er ist tot?«

Der Arzt zuckte wieder mit den Schultern. »Sie haben im Krankenrevier nachgesehen? Da ist er nicht?« Hogan bestätigte es. Der Arzt wies mit seinem blutigen Skalpell über den Patio. »Versuchen Sie es bei den Leichenbestattern.«

An der Seite der Schule gab es einen kleinen Hof. Dort hatte in besseren Zeiten das Personal gewohnt, als die irische Schule voller Studenten gewesen war, die für das irische Priesteramt studiert hatten, das von den Engländern verboten gewesen war. Auf dem Hof traf Hogan

die Leichenbestatter an. Sie nagelten primitive Särge zusammen, nähten Leichentücher für die toten Franzosen. Die Männer erinnerten sich nicht an Sharpe. Der Gestank auf dem kleinen Hof war unerträglich. Leichen lagen herum, und die Leichenbestatter hatten sich anscheinend mit Rum vollllaufen lassen. Hogan ging zu dem nüchternsten Mann, den er entdecken konnte. »Sagen Sie mir, was Sie hier machen.«

Der Mann hatte nur ein Auge, und ein Teil der Wange fehlte. Er nuschelte, war aber zu verstehen. Anscheinend war er stolz, weil sich ein Offizier für seine Arbeit interessierte. »Wir begraben die Toten.«

»Ich weiß. Ich möchte wissen, wie das geschieht.« Wenn Hogan wenigstens Sharpes Leiche finden konnte, dann würde die schlimmste Frage beantwortet sein.

Der Mann schniefte. Er hielt eine Nadel und Zwirn in der Hand. »Die Froschfresser bekommen Leinentücher, es sei denn, sie sind Offiziere, dann bekommen sie einen Sarg. Einen schönen Sarg.«

»Und die Briten?«

»Oh, natürlich einen Sarg, wenn wir genügend haben, wenn nicht, dann werden sie in ein Leichentuch eingenäht. Und wenn wir keine Leichentücher mehr haben, dann stechen wir sie einfach und begraben sie.«

»Ihr stecht sie?«

Der Mann zwinkerte mit seinem Auge. Er erwärmte sich an seiner Erklärung. Zu seinen Füßen lag ein französischer Soldat mit bereits wächsernem Gesicht, und das Leichentuch war halb mit großen Stichen zugenäht. Der Einäugige stach mit der Nadel durch die Nase des toten Franzosen. »Sehen Sie? Kein Blut. Das bedeutet, dass er nicht mehr lebt, wenn Sie mir folgen können, und wenn er noch leben würde, dann würde er höchstwahrscheinlich zucken. So einen hatten wir vor vier Tagen.« Er schaute zu

einem seiner makabren Kollegen. »Vor vier Tagen, Charlie? Weißt du noch, wie dieser Typ aus Shropshire sich aufsetzte und kotzte?« Er sah wieder Hogan an. »Ist nicht schön, lebendig begraben zu werden.« Er wies auf die Nadel. »Ist wirklich beruhigend, zu wissen, dass wir uns um die Leute kümmern und uns vergewissern, dass sie wirklich hinüber sind. Dafür sollte man uns dankbar sein.«

Hogans Dankbarkeit hielt sich in Grenzen. Er wies auf einen Stapel Särge. »Begraben Sie die?«

»Um Himmels willen, nein. Die Franzmänner, die werfen wir in die Grube, oder jedenfalls das Beerdigungskommando macht das. Ich meine, es gibt keinen Grund für eine feierliche Beisetzung, wenn man bedenkt, was sie uns antun wollten, wenn Sie mir folgen können. Bei ihren Offizieren ist das jedoch was anderes. Die werden …«

Hogan unterbrach ihn. »Die Briten, meine ich, Sie Blödmann. Was geschieht mit denen?«

Der Perfektionist in dem Leichenbestatter war beleidigt. Er zuckte mit den Schultern. »Ihre Kameraden kümmern sich darum, nicht wahr? Ich meine, das Bataillon sorgt für eine richtige Beerdigung mit einem Priester und so. Das sind die dort drüben. Die warten auf die Beisetzung.« Er wies zum Stapel der Särge hin.

»Und wenn Sie nicht wissen, wer die Toten sind?«

»Dann werden sie einfach in die Grube geworfen.«

»Was passiert mit den Leichen, die heute bei Ihnen eintrafen?«

»Kommt darauf an. Einige sind unter der Erde, ein paar warten und andere, wie dieser Steife hier, werden noch vorbereitet.«

Sharpe war in keinem der Särge. Sergeant Huckfield hob alle Deckel an und schaute hinein, aber er sah nur Fremde. Hogan seufzte, blickte hinauf zu den Schwalben und

schaute dann Price an. »Er ist vielleicht schon begraben. Ich verstehe das einfach nicht. Er ist nicht hier, und er ist nicht in den Krankenrevieren.« Hogan glaubte seine eigenen Worte nicht.

Huckfield stöberte in einem Stapel Uniformen, die aufgeschlitzt, durchsucht und dann in eine Ecke des Hofs geworfen worden waren. Er hielt Sharpes' Hose hoch, die unverkennbar grüne Hose, die Sharpe einem gefallenen französischen Offizier der Kaiserlichen Garde abgenommen hatte. Hogan erkannte sie wie Huckfield sofort.

Er wandte sich wieder an den Einäugigen, der jetzt, in der Anwesenheit eines Offiziers, das Leichentuch mit kleineren und sorgfältigeren Stichen zunähte. »Woher sind diese Kleidungsstücke?«

»Von den Toten.«

»Erinnern Sie sich an den Mann, der diese Hose trug?«

Der Mann schielte mit seinem einen Auge hin. »Wir bekommen die Toten fast immer nackt, und die Kleidung kommt erst später.« Er schniefte. »Die Sachen sind dann schon durchsucht worden. Wir verbrennen sie einfach.« Er blickte noch einmal auf die Hose. »Muss von einem Franzmann sein.«

»Wissen Sie, welche Leichen die von Franzosen sind?«

»Natürlich wissen wir das. Das sagt man uns, wenn sie gebracht werden.«

Hogan wandte sich an Huckfield und wies auf den Stapel der toten Franzosen, die in Leichentücher genäht waren. »Öffnen, Huckfield.« Er bemerkte erst jetzt, dass die Hose blutgetränkt war.

Der Leichenbestatter protestierte, als Huckfield die grauen Leichentücher aufschlitzte, aber Hogan schnauzte sie an, den Mund zu halten, und er und Price schauten sich eine Leiche nach der anderen an. Keiner der Toten war

Sharpe. Hogan wandte sich wieder an den Einäugigen. »Sind schon welche begraben?«

»Oh ja. Zwei Karrenladungen an diesem Nachmittag.«

Sharpe war also in einem Massengrab mit seinen Feinden begraben worden! Hogan schluckte, stampfte mit den Füßen auf, als friere er, und schaute Price an. »Es ist jetzt Ihre Kompanie, Lieutenant.«

»Nein, Sir.«

Hogans Stimme klang sanft. »Doch, Sie sollten am Morgen abmarschieren. Sie werden das Bataillon bei San Christobal finden. Sie werden Major Forrest Meldung machen müssen.«

Price schüttelte stur den Kopf. »Sollten wir ihn nicht suchen, Sir? Ich meine, er sollte wenigstens ein anständiges Grab bekommen.«

»Sie meinen, wir sollen die französischen Toten ausgraben?«

»Jawohl, Sir.«

Hogan schüttelte den Kopf. »Feuern Sie morgen früh eine Salve über dem Grab ab. Das wird reichen.«

Das war alles, was Sharpe gewünscht hätte, dachte Hogan, als er langsam zum Hauptquartier zurückging. Nein, das stimmte nicht. Er wusste nicht, was Sharpe wünschte, außer Erfolg und dem Beweis, dass jemand, der aus der Gosse kam, sich mit jedem anderen messen konnte, so gut sein konnte wie die meisten Privilegierten, und vielleicht war es besser, dass er jetzt Frieden hatte, anstatt diesem Traum nachzujagen. Dann verbannte Hogan auch diesen Gedanken. Es war nicht besser. Sharpe war ungestüm und ehrgeizig gewesen, aber eines Tages wäre diese Ruhelosigkeit verschwunden und er hätte seinen inneren Frieden gefunden. Sonderbarerweise ärgerte sich Hogan plötzlich über Sharpe, darüber, dass er sich durch seinen Tod der Freundschaft der noch Lebenden entzogen

hatte. Hogan konnte sich nicht vorstellen, ohne Sharpe zu sein. Gerade wenn das Leben langweilig zu werden schien, konnte man sich darauf verlassen, dass Sharpe die Dinge wieder durcheinanderbrachte und aus Langeweile Aufregung verursachte, und damit war es jetzt vorbei. Ein Freund war tot.

Hogan ging müde die Treppe zum Hauptquartier hinauf. Offiziere kamen aus der Messe, als er die Halle betrat. Wellington sah Hogans Miene und blieb stehen. »Major?«

»Richard Sharpe ist tot, Sir.«

»Nein!«

Hogan nickte. »Es tut mir leid, Mylord.« Er berichtete, was er wusste.

Wellington hörte schweigend zu. Er erinnerte sich an die Zeit, als Sharpe noch Sergeant gewesen war. Sie hatten viele Meilen und viele Stunden miteinander verbracht. Er sah Hogans Trauer, verstand sie, wusste jedoch nicht, welche Worte er sagen sollte. »Es tut mir leid, Hogan. Es tut mir leid.«

»Ja, Sir.« Es kam Hogan plötzlich wieder in den Sinn, dass das Leben von nun an leer und langweilig sein würde. Richard Sharpe war tot.

KAPITEL 14

Die Ärzte hatten Major Hogan nicht belogen. Sie erinnerten sich an Patrick Harper, der nach seinem Sturz von der Treppe bewusstlos war, und sie hatten ihn untersucht, abgetastet und festgestellt, dass nichts gebrochen war. Dann hatten sie ihn in ein Krankenzimmer gebracht, wo er schlafen konnte, bis er das Bewusstsein wiedererlangte.

Da war noch ein Mann in den Kampf auf dem oberen Säulengang verwickelt gewesen. Als er bei dem Arzt eintraf, atmete er noch, aber nur flach, und die Bewusstlosigkeit hatte ihn gnädig von den Schmerzen befreit. Ein Sanitäter hatte ihm den Gurt mit der leeren Säbelscheide abgeschnallt, das Hemd auf dem Rücken des Mannes aufgeschnitten und die alten Narben gesehen. Der Bewusstlose wurde auf den blutbefleckten Tisch gehoben.

Der Arzt, bespritzt mit frischem Blut, das über den alten Flecken von den Operationen der Woche glänzte, schnitt Sharpes Hose mit der Schere auf und sah die Wunde rechts unten in Sharpes Unterleib. Er betrachtete sie kopfschüttelnd und fluchte. Blut quoll aus dem kleinen Kugelloch und ergoss sich auf den Oberschenkel und die Hüfte des Verwundeten, und der Arzt machte sich nicht mal die Mühe, ein Skalpell zu nehmen. Er neigte sich über die muskulöse Brust des Verwundeten und bemerkte, dass er flach atmete, kaum wahrnehmbar. Er hob das Handgelenk an. Einen Augenblick lang spürte er keinen Puls des Verwundeten und wollte schon aufgeben, doch dann fühlte er ihn ganz schwach. Er nickte dem Sanitäter zu und dann auf die Wunde. »Schließen!«

Er konnte nicht viel tun, konnte nur verhindern, dass der Mann verblutete, und er sagte sich manchmal, dass das

eine Gnade bei einer solchen Verletzung war. Ein Sanitäter packte Sharpe an den Füßen und hielt ihn fest, und der andere drückte die Haut über der Wunde zusammen, schob Fleisch, Blut und Uniformfäden zusammen und hielt die Finger von dem pulsierenden Loch fern. Der Arzt ging zum Kohlefeuer, nahm den Feuerhaken heraus und brannte das Kugelloch aus. Der Verwundete zuckte und stöhnte auf, blieb jedoch bewusstlos, und die Blutung hörte auf. Rauch wallte über dem blutigen Unterleib, und der Gestank von verbranntem Fleisch stieg dem Arzt in die Nase. »Legen Sie einen Verband an und bringen Sie ihn weg.«

Der Sanitäter, der die Wunde geschlossen hatte, nickte. »Keine Hoffnung, Sir?«

»Keine Hoffnung.« Die Kugel war im Körper. Der Arzt konnte binnen neunzig Sekunden ein Bein amputieren, in sechzig Sekunden eine Kugel in der Nähe des Oberschenkelknochens herausholen, er konnte gebrochene Knochen richten und sogar eine Kugel aus der Brust eines Verwundeten herausoperieren, wenn sie nicht die Lunge durchbohrt hatte, aber keiner auf Erden, nicht einmal Napoleons berühmter Generalstabsarzt Larrey, konnte eine Kugel herausoperieren, die rechts unten im Unterleib steckte. Der Mann war schon so gut wie tot. Seine Atmung war flach, die Haut war leichenblass, und der Puls war kaum noch wahrnehmbar. Je eher er starb, desto besser, denn der Rest seines Lebens würde aus Schmerz bestehen. Es würde ein kurzer Rest des Lebens sein. Die Wunde würde sich entzünden, die Fäulnis würde einsetzen, und binnen einer Woche würde er im Grab liegen.

Der Arzt drehte Sharpe auf die Seite und stellte fest, dass es keine Ausschusswunde gab. Stattdessen sah er die Narben, die von Peitschenhieben stammten. Ein Tunichtgut hatte ein schlimmes Ende gefunden. »Bringen Sie ihn nach unten. Der Nächste!«

Sie legten ihm einen Verband an, zogen ihn ganz aus und warfen seine Kleidungsstücke in eine Ecke, wo sie die Sachen nach Feierabend durchsuchen konnten.

Viele Männer versteckten Münzen in den Säumen ihrer Kleidung, und die Sanitäter erhielten eine ordentliche Belohnung für ihre Arbeit. Einer von ihnen schaute auf das totenbleiche Gesicht. »Wer ist das?«

»Keine Ahnung. Franzose, nehme ich an.« Sharpes Hose war eine französische.

»Sei nicht blöde. Franzosen peitschen ihre Leute nicht aus.«

»Und ob!«

»Verdammt, das tun sie nicht!«

»Ist auch egal. Er kratzt ab. Bring ihn zu Connelley. Das hat der Doktor gesagt.«

Sergeant Harper hätte ihnen sagen können, dass Sharpe ein britischer Offizier war, aber Harper war bewusstlos, und Sharpe hatte keine Rangabzeichen getragen, hatte nur die Narben von Peitschenhieben, die ihm vor Jahren Obadiah Hakeswill in einem indischen Dorf verabreicht hatte. Sharpe sah wie ein gemeiner Soldat aus, und er wurde so behandelt.

Man trug ihn die feuchte Treppe hinunter in den Keller, in dem die Ärzte ihre hoffnungslosen Fälle sterben ließen – im Todeskeller.

Sergeant Michael Connelley, der darauf hinarbeitete, zu sterben, und zwar an Alkoholvergiftung, hörte die Schritte. Der riesige, fette Mann wandte sich zur Tür um. »Was habt ihr da?«

»Keine Ahnung. Könnte ein Franzmann, könnte aber auch einer von uns sein, aber er sagt es uns nicht.«

Connelley betrachtete das Gesicht, den Verband und bekreuzigte sich schnell. »Armes Schwein. Aber er ist wenigstens still. Jungs, bringt ihn hinten ans Ende der

Reihe. Da ist noch ein bisschen Platz.« Connelley ließ sich auf seiner Bank nieder, setzte die Rumflasche an die Lippen und trank, während der Neue in die Dunkelheit des feuchten Kellers davongetragen wurde. »Hatte er Geld bei sich?«

»Nein. Arm wie ein verdammter Ire.«

»Pass nur ja auf!«, grollte Connelley. Er spuckte auf den Boden. »Sie hätten mich oben bei den Offizieren einsetzen sollen. Da sind ein paar Moneten zu holen.« Er trank wieder.

Sie legten Sharpe auf einen dünnen, zerlumpten Strohsack an die Wand, und sein Kopf ruhte auf der freien Fläche zwischen Backsteinwand und Boden. Ein Stapel schmutziger Decken lag unter dem einzigen Gitterfenster. Einer der Sanitäter breitete eine Decke über dem nackten Verwundeten aus, der die Beine angezogen hatte.

»Da ist er, Connelley, er gehört dir.«

»Und er ist in guten Händen.« Connelley war kein unfreundlicher Mann. Wenige wünschten sich seinen Job, aber ihm machte er nichts aus. Er versuchte, den Sterbenden die letzten Stunden so angenehm wie möglich zu machen, doch er erwartete von ihnen selbst angesichts des Todes Niveau. Besonders wenn Franzosen in seinem Keller starben. Dann ermahnte er die verwundeten Briten, zu sterben wie Männer und sich nicht vor dem Feind zu entehren. »Du willst eine ordentliche Beerdigung, oder nicht?«, sagte er. »Mit dem ganzen Regiment und mit allen Ehren, und du jammerst herum wie ein Pipimädchen. Schäm dich, Mann! Kannst du nicht anständig sterben?«

Er wies zum anderen Ende des Kellers und sagte zu den Sanitätern: »Dahinten ist ein Toter.«

Es war kalt im Todeskeller. Connelley trank ständig. Einige Männer atmeten schwer, ein paar stöhnten, und einige fantasierten. Der große Sergeant ging von Zeit zu Zeit mit

einem Eimer Wasser und einer Schöpfkelle durch den Mittelgang, und er befühlte die Füße seiner Patienten, um festzustellen, ob sie gestorben waren.

Jetzt verharrte er bei Sharpe und hockte sich neben ihn. Der Verwundete atmete flach und stöhnte leise. Connelley legte eine Hand auf die nackte Schulter. Sie war kalt.

»Ah, du armer Kerl. Du wirst dir den Tod holen!« Connelley schlenderte zum vergitterten Fenster, fand eine weitere Decke, schüttelte sie, als könne er sie von den Läusen befreien, und deckte den Verwundeten zusätzlich damit zu. Ein Mann auf der anderen Seite schrie auf, gepeinigt von Schmerz, und Connelley fuhr zu ihm herum. »Pst, Junge. Pst! Ruhig jetzt. Stirb, stirb gut.«

Ein Franzose stöhnte und weinte, und Connelley hockte sich neben ihn, ergriff seine Hand und erzählte von Irland. Er erzählte von dem schönen Connaught, von den Frauen dort, von Weiden, die so üppig waren, dass ein Lamm in einer Woche groß wurde, von Flüssen, die so voller Fische waren, dass sie darum bettelten, gefangen zu werden.

Der Franzose verstand ihn nicht, aber er wurde ruhig, und Connelley tätschelte ihm das Haar und sagte ihm, er sei tapfer, und er sei stolz auf ihn.

Jenseits des kleinen Gitterfensters dämmerte der Abend, und die Sanitäter kamen wieder in den Keller und brachten den Franzosen fort, der gestorben war.

Der Schmerz war wie ein Traum in Sharpe, und manchmal trieb er durch die Wogen der Schmerzen empor und schrie auf, und manchmal versank er darin, und der Traum tobte in ihm, losgelöst von ihm. Jedoch ein Teil von ihm nagelte ihn fest, wie die Lanze des indischen Soldaten ihn an den Baum bei Seringapatam genagelt hatte, doch diesmal umgab ihn Schwärze, und er schrie auf und schluchzte vor Schmerzen.

»Ruhe da, Junge!« Connelley hielt im Trinken inne. »Du bist ein tapferer Mann, bestimmt bist du das. Sei tapfer, Junge.«

Sharpe lag auf der Seite. Er war wieder ein Kind, wurde geschlagen, war angebunden an die Bank im Heim für Findelkinder, und die Hand des Aufsehers mit der Rute klatschte auf ihn herab, immer wieder, und die Rute schien in ihm zu zerbrechen, und das Gesicht des Aufsehers wurde zu Wellingtons Gesicht, und Wellington lachte.

Er träumte, Teresa war da, aber er erinnerte sich nicht an diesen Traum, und er wusste nicht, dass er von der Marquesa träumte. Die Dämmerung ging in Dunkelheit über, in die Nacht von Salamanca, und es hätte seine letzte Nacht in dem großen Bett mit dem schwarzen Himmel sein sollen. Er stöhnte auf dem Strohsack, und Connelley, halb betrunken, rief mit seiner Singsangstimme, dass er gut sterben solle.

Sharpe schlief. Er träumte, dass die Ratten die Mehl- und Wasserpomade fraßen, die das Haar eines Soldaten zusammenklebten. Rekruten waren gezwungen, ihr Haar lang wachsen zu lassen, und wenn es lang genug war, dann wurde es zurückgekämmt und über einen Lederstock zu einem Zopf geflochten, so hart, dass einige Rekruten schrien, wenn das Haar zurückgerissen und gedreht wurde. Das Haar wurde zu einem fünf Zoll langen, festen Zopf geflochten und mit einer Pomade aus Mehl und Wasser überzogen, damit es steif und weiß war, und manchmal des Nachts fraßen die Ratten daran.

Dann tauchte Sharpe wieder aus einer Schmerzwoge auf und erinnerte sich, dass er sein Haar seit Dutzenden von Jahren nicht mehr mit Mehl und Wasser eingerieben hatte, dass die Armee diese Tradition aufgegeben hatte und dass die Ratten echt waren, die durch den Keller streiften. Er spuckte schwach nach ihnen, und er schrie vor Schmerz auf.

»Stirb gut, Junge, stirb gut.« Connelley war aufgewacht. Er hätte schon seit Stunden abgelöst werden sollen, doch er wurde selten abgelöst. Sie ließen ihn friedlich mit den Sterbenden trinken. Der irische Sergeant erhob sich, stöhnte auf, weil seine Glieder schmerzten, und rief: »Es sind nur die Ratten, Junge, die rühren dich nicht an, wenn du noch lebst.«

Sharpe erkannte jetzt, dass der Schmerz real war, dass dies kein Traum war, und er wünschte wieder zu träumen, aber er konnte es nicht. Er öffnete die Augen in der feuchten Finsternis, und der Schmerz tobte in ihm. Schluchzend kämpfte er dagegen an, zwang sich, die Knie anzuziehen und sich anzuspannen, aber der schreckliche Schmerz blieb.

Der Lichtschein der Fackel an der Treppe fiel auf die Kellerwand. Die Backsteine glänzten feucht und dunkel, und Sharpe wusste, dass er in diesem Keller war, um zu sterben. Er erinnerte sich an Leroux, an die Marquesa, und er wusste, dass er so zuversichtlich gewesen war und dass nun alles vorüber war. Er hatte es so weit geschafft, vom Findelkind bis zum Captain der britischen Armee, doch nun war er so hilflos wie als kleines Kind, als man ihn an die Bank gebunden und mit der Rute geschlagen hatte.

Er würde sterben, hilflos wie ein Kind, und er weinte, und der Schmerz war so schlimm, als würde er von Fleischerhaken zerrissen. Er träumte wieder.

Der irische Priester verspottete ihn, stieß ihm mit einem langen Speer in die Seite, und Sharpe wusste, dass er zur Hölle geschickt wurde. Er träumte, in einem riesigen Gebäude zu sein, das so hoch war, dass er das Dach nur verschwommen wahrnehmen konnte. Er war inmitten dieses Gebäudes mit dem langen Speer auf den Boden gespießt, und Gelächter hallte ringsum von den Wänden, wahnsinniges Gelächter, das durch das riesige Gebäude schallte. Er wusste, dass sich gleich der Boden öffnen und

er endlos tief fallen würde, hinab in den Schlund der Hölle, und er kämpfte sich aus diesem Traum heraus zurück in den Schmerz.

Er würde nicht in der Hölle landen, und er würde nicht sterben, aber der Schmerz war so unerträglich, dass er schreien musste und die Bewusstlosigkeit herbeisehnte.

Die Backsteine über ihm glänzten. Kaltes Wasser tropfte langsam auf den Strohsack. Sharpe wusste, dass es mitten in der Nacht war, das Reich des Todes, und die Ratten raschelten an der Wand. Er versuchte zu reden, den Schmerz mit Worten zu bezwingen, und seine Stimme klang wie das Rascheln von Disteln im Wind. »Wo bin ich?«

Connelley war betrunken und schlief, und es gab keine Antwort.

Harper war nicht da. Sharpe erinnerte sich an die reglose, blutende Gestalt seines Freundes am Fuß der Treppe, und Sharpe schrie auf, weil er allein war. Er starb, und keiner war da. Keiner. Weder Harper noch Teresa, keine Mutter, keine Familie, nur ein feuchter Keller mit Ratten, kalt in der Nacht des Todes, und alle Glorie der Fahne, die auf das rauchverhüllte Schlachtfeld getragen wurde, dem Sieg entgegen, endete hier. In einem Todeskeller. Kein Harper. Kein verwegenes Grinsen von ihm, keine geteilten Gedanken ohne Worte, kein Lachen mehr.

Sharpe schluchzte auf, und während er weinte, schwor er sich, dass er nicht sterben würde.

Der Schmerz erfüllte seinen ganzen Körper, und so zwang er sich, mit der Rechten hinunter zu seinen nackten Beinen zu tasten, und dann ertastete er mit der Linken den Verband, und der Schmerz peinigte ihn und trieb ihn von Neuem in die Bewusstlosigkeit.

Er träumte. Sein schwerer Kavalleriesäbel war zerbrochen.

Ein Mann schrie im Keller. Der schrille Schrei erschreckte die Ratten und weckte Connelley. »Ruhig, Junge! Alles ist in Ordnung, ich bin bei dir. Ruhig, Junge. Stirb gut!«

»Wo bin ich?« Es kam nur wie ein Hauch über Sharpes Lippen und wurde nicht gehört. Doch er wusste, wo er war. Er hatte schon Todeskammern gesehen.

Der Mann, der geschrien hatte, weinte jetzt mitleiderregend. Connelley trank schnell noch etwas Rum, schob die Flasche in die Tasche, nahm den Eimer mit Wasser und schlurfte durch den Keller. Andere Männer regten sich, schrien nach Wasser, nach ihrer Mutter, nach Licht, nach Hilfe, und Connelley rief zu ihnen allen: »Ich bin hier, Jungs. Ich bin bei euch, und ihr seid tapfere Jungs, oder nicht? Nun zeigt, wie tapfer ihr seid! Wir haben die Franzosen hier, und ihr wollt doch nicht, dass sie uns für Memmen halten, oder?«

Sharpe atmete in kurzen flachen Stößen, und er schwor sich, nicht zu sterben. Er bemühte sich, den Schmerz zu ignorieren, aber es gelang ihm nicht, und er versuchte, sich an Männer zu erinnern, die lebend aus der Sterbekammer herausgekommen waren. Das konnte er nicht. Ihm fiel nur sein Feind ein, Sergeant Hakeswill, der den Galgen überlebt hatte, und Sharpe schwor sich, nicht zu sterben.

Connelley beruhigte die Männer mit seiner rauen, aber herzlichen Art. Er ging durch den Keller, verharrte bei einigen Männern, stellte fest, dass einige tot waren, und tröstete andere.

Sharpe ließ sich treiben. Schmerz hüllte ihn ein, und er kämpfte dagegen an. Connelley kniete sich neben ihn, sprach mit ihm, und Sharpe hörte die irische Stimme.

»Patrick?«

»Heißt du Patrick? Und wir dachten, du wärst ein Franzmann.« Connelley streichelte über Sharpes dunkles Haar.

»Patrick?«

»Das ist ein guter Name, Junge. Ich heiße Connelley, und die Kilkieran Bay ist meine Heimat, und wir beide werden dort auf den Klippen spazieren.«

»Sterben.« Sharpe hatte es als Frage gemeint, doch es klang wie eine Feststellung.

»Nichts da, du stirbst nicht! Du wirst noch den Frauen hinterherlaufen, Paddy, das wirst du.« Connelley nahm seine Rumflasche, hob Sharpes Kopf behutsam an und träufelte ihm etwas Rum auf die Lippen. »Du schläfst jetzt, Paddy, hörst du?«

»Ich – werde – nicht sterben.« Jedes Wort war leise, fast schluchzend hervorgestoßen.

»Natürlich nicht!« Connelley neigte sich zu Sharpe. »Uns Iren kann keiner umbringen.« Er zog sich auf den Mittelgang zurück und richtete sich auf. Es war jetzt ruhiger im Keller, aber Connelley wusste, dass es wieder laut werden konnte. Die Sterbenden waren wie junge Hunde. Wenn sich einer aufregte, begann der ganze Wurf zu jaulen, und man brauchte etwas Ruhe, um zu trinken und zu sterben. Connelley sang für sie, ging auf den Mittelgang auf und ab und sang den »Corporal's Song«, der vom Soldatenleben erzählte. Er wiederholte den Refrain immer wieder, als wolle er sie sanft in den Soldatentod singen.

KAPITEL 15

Am nächsten Morgen ließ Lieutenant Price die Kompanie zu einem Massengrab westlich der Stadt marschieren, das für die Franzosen ausgehoben worden war. Die Kompanie war schockiert. Ungläubig blieben die Männer vor der großen Grube stehen. Price starrte hinein. Es sah aus, als hätten Hunde an dem Teil gewühlt, wo die in Leichentücher eingehüllten Toten bereits mit Erdreich bedeckt gewesen waren. Ein Posten zuckte mit den Schultern. »Wir erwischten heute Morgen einen Verrückten. Er versuchte hier, die Leichen auszugraben.«

Sie standen in zwei Gliedern. Price nickte McGovern zu. »Weitermachen!«

Es wirkte schrecklich unangemessen. Kommandos wurden gegeben. Musketen und Gewehre angelegt, und dann donnerte die Salve, und das Echo hallte von den fernen Häusern wider. All das erschien so unwirklich, so falsch, so unangebracht.

Als das Echo der Salve verhallt war, läuteten plötzlich Glocken in der Stadt, hell und freudig, und die Kompanie marschierte nach Norden und ließ Rauchwölkchen über dem Massengrab zurück.

Hogan hörte die Salve in der Ferne und dann das Glockengeläut. Er richtete seine Uniform, nahm seinen Zweispitz und ging in die Kathedrale. Es war Sonntag. Ein Tedeum wurde für die Befreiung Salamancas und die Zerstörung der Festungen gesungen, doch es war eine halbherzige Feier. Die Kathedrale war voller Leute, Uniformierte, schwarz gekleidete Bürger, lang gewandete Priester. Das Orgelspiel toste durch die große Kathedrale, doch Hogan empfand nichts als eine enorme Traurigkeit.

Die Teilnehmer des Gottesdienstes sangen und beteten, doch sie wussten, dass Salamanca nur vorübergehend befreit war, dass Marmonts Armee immer noch besiegt werden musste, und einige von ihnen, die besser Informierten, wussten, dass es noch vier andere französische Armeen in Spanien gab und keine Stadt frei sein würde, bis sie alle besiegt waren. Und der Preis würde hoch sein. Ein großer Teil von Salamanca war bereits zerstört worden, um freies Schussfeld vor den Festungen zu bekommen. Die Stadt hatte Säulengänge, Patios, Schulen und Wohnhäuser verloren.

Nach dem Gottesdienst stand Wellington unter den fantastischen Schnitzereien des westlichen Portals, gegenüber vom Bischofspalast, und nahm die Huldigungen der Menge entgegen.

Er bahnte sich einen Weg, nickte den Leuten zu, lächelte, schwenkte manchmal seinen Zweispitz, doch sein Blick glitt über die Gesichter und suchte jemanden. Er entdeckte Hogan und winkte ihn mit dem Zweispitz zu sich.

»Mylord?«

»Ist es erledigt?«

»Jawohl, Mylord.«

Wellington nickte. »Wir marschieren heute Abend.«

Der General ging weiter, und Hogan blieb zurück. »Erledigt« worden war eine diskrete Bewachung von El Mirador. Das war keine leichte Entscheidung gewesen. Um El Mirador beschützen zu lassen, musste man dem Leibwächter sagen, wer sich hinter El Mirador verbarg und warum diese Person so wichtig war, doch weil Leroux in Freiheit war, blieb nichts anderes übrig. Als Beschützer war Lord Spears ausgewählt worden, dessen Verletzung gut heilte, der jedoch für normalen Dienst noch nicht völlig tauglich war. Zuerst hatte es ihm widerstrebt, die Aufgabe zu übernehmen, doch als man ihm gesagt hatte, dass El

Mirador nicht von einem Leibwächter zu Hause bewacht werden musste, sondern nur in der Öffentlichkeit, hatte er sich bereit erklärt. So würde er immer noch Zeit für sein leidenschaftliches Spielen haben. Dann verriet man ihm El Miradors Identität, und er schüttelte ungläubig den Kopf. »Na so was! Darauf wäre nie jemand gekommen!«

Niemand im Hauptquartier, abgesehen von Wellington und Hogan, wusste von Lord Spears' neuen Pflichten. Hogan hatte nicht vergessen, dass Leroux eine Informationsquelle im britischen Hauptquartier hatte.

Es war also alles getan worden, was möglich war, und es war mühsam und widerstrebend erledigt worden, denn Hogan konnte sich immer noch nicht ganz damit abfinden, dass Sharpe tot war. Zweimal an diesem Morgen hatte er Schützen-Offiziere auf den Straßen gesehen, und jedes Mal hatte sich sein Puls beschleunigt, weil er geglaubt hatte, Richard Sharpe zu sehen. Und dann war ihm klar geworden, was geschehen war. Richard Sharpe war tot, und die Armee würde ohne ihn weitermarschieren. Hogan wartete, bis sich die Menge aufgelöst hatte, und ging dann langsam und niedergeschlagen durch die Straßen.

»Sir! Sir!« Die Stimme erklang vom Hügel herunter. »Major Hogan!«

Hogan schaute die steile Straße hinauf, die er passiert hatte. Eine Gruppe in Ketten gelegter Gefangener wurde von Profosen geführt. Einer der Verwalter der Militärgerichtsbarkeit schlug mit dem Kolben der Muskete auf einen in Ketten gelegten Mann ein. Hogan hatte die Stimme dieses Mannes erkannt. Er rannte los. »Aufhören! Aufhören!«

Die Profose wandten sich um. Die Polizeikräfte der Armee waren allgemein unbeliebt, und sie blickten Hogan mit stummem Trotz entgegen. Sergeant Harper, der Hogan gerufen hatte, lag immer noch am Boden, nachdem man ihn

niedergeschlagen hatte. Er sah zu Hogan auf. »Sagen Sie bitte diesem Abschaum, dass man mich freilassen soll, Sir?«

Hogan verspürte große Erleichterung, als er Patrick Harper sah. Es beruhigte ihn, den Landsmann zu sehen, und Harper war so untrennbar von Sharpe. In Hogan stieg plötzlich die verrückte Hoffnung auf, dass Sharpe noch am Leben sein musste, wenn Harper lebte. Er ging neben dem irischen Sergeant in die Hocke, der sich die Schulter rieb, wo ihn der Profos mit dem Kolben geschlagen hatte. »Ich dachte, Sie sind im Lazarett.«

»Da war ich. Aber ich haute ab.« Harper spuckte zornig aus. »Ich wachte heute früh mit einem höllischen Brummschädel auf und machte mich auf die Suche nach dem Captain.«

Hogan fragte sich, ob Harper noch nichts von Sharpes Tod wusste und wie es zu Harpers Festnahme gekommen war. Die Profose standen mürrisch da, und einer schlug dem anderen vor, ihren eigenen Captain zu suchen und zu holen. Der Mann machte sich auf den Weg.

Hogan seufzte. »Ich glaube, er ist tot, Patrick.«

Harper schüttelte stur den Kopf. »Das ist er nicht, Sir.« Die Ketten klirrten, als er eine Hand hob, um Hogan zum Schweigen zu bringen. »Der Posten am Tor sagte mir, Sharpe wäre tot und mit den Franzosen begraben worden.«

»So ist es.« Hogan hatte es dem Sergeant am Portal der irischen Schule gesagt. »Es tut mir leid, Patrick.«

Harper schüttelte abermals den Kopf. »Dort ist er nicht, Sir.«

»Wie meinen Sie das?«

»Ich habe nachgesehen. Er ist nicht dort.«

»Sie haben nachgesehen?« Erst jetzt bemerkte Hogan, dass an Harpers Hose Erde haftete.

Harper erhob sich und überragte die anderen Gefangenen. »Ich habe über zwanzig Leichentücher aufgeschnitten, bis hinab zu den Leichen, die stanken. Er war nicht dabei.« Harper zuckte mit den Schultern. »Ich dachte mir, er sollte wenigstens anständig bestattet werden.«

Hogan konnte noch nicht fassen, was Harper gesagt hatte. Hoffnung erfüllte ihn, doch er unterdrückte sie. Er wandte sich an den Profos. »Nehmen Sie ihm die Ketten ab.«

»Das kann ich nicht tun, Sir. Das ist gegen die Vorschriften.«

Hogan war ein kleiner Mann und für gewöhnlich sanftmütig, aber er konnte zu einem Zorn gereizt werden, der schrecklich war. Jetzt ließ er seinen Zorn an dem Profos aus, drohte ihm mit den gleichen Ketten, drohte ihm mit Haft bei den Strafbataillonen auf den Fieberinseln, und der Profos beeilte sich, den Gefangenen von den Ketten zu befreien. Harper rieb sich die Handgelenke. Der andere Profos kehrte mit seinem Captain zurück. Der Captain warf einen Blick auf den befreiten Gefangenen, salutierte vor Hogan und setzte hastig zu einer Erklärung an. »Der Gefangene wurde heute Morgen beim Leichenschänden erwischt und …«

»Halten Sie den Mund!«, fuhr Hogan ihn zornig an. Er schaute Harper an. »Wo sind Ihre Waffen?«

Harper nickte zu den Profosen hin. »Diese Bastarde haben sie mir abgenommen, Sir.«

Hogan heftete den Blick auf den Captain. »Sergeant Harpers Waffen werden mir, Major Hogan, im Hauptquartier abgeliefert. Binnen einer Stunde. Gereinigt, poliert und geölt. Verstanden?«

»Jawohl, Sir.«

Harper trat »zufällig« dem Mann auf den Fuß, der ihn mit der Muskete geschlagen hatte. Hogan sah, dass sich das

Gesicht des Mannes vor Schmerz verzerrte, Harper verlagerte sein Gewicht noch mehr auf den Fuß des Profoses, und dann trat er scheinbar überrascht zurück. »Verzeihung.« Er sah Hogan an. »Sollen wir nach ihm suchen, Sir?«

Hogan hatte die Beule und das Blut auf Harpers Kopf gesehen. »Wie steht es mit der Verletzung?«

»Schrecklich mies, Sir, habe das Gefühl, jemand hat mir das Gehirn ausgekratzt. Aber ich werde es überleben.« Harper setzte sich in Bewegung und stieg die steil ansteigende Straße hinauf.

Hogan folgte ihm und holte ihn ein. »Seien Sie nicht zu hoffnungsvoll, Patrick.« Er sagte es nicht gern, aber es musste sein. »Er wurde angeschossen, und die Ärzte haben ihn nicht gesehen.« Hogan hatte Mühe, mit dem irischen Hünen Schritt zu halten. »Er ist vermutlich mit den Briten begraben worden.«

Harper schüttelte den Kopf. »Er ist überhaupt nicht begraben worden. Er sitzt wahrscheinlich im Bett und schreit wütend nach seinem Frühstück. Des Morgens hat er meistens miese Laune.«

»Sie haben mir nicht zugehört«, sagte Hogan. »Die Ärzte behandelten keinen britischen Offizier mit einer Kugelwunde.« Es tat ihm leid, Harpers Hoffnungen zu zerstören, doch der Ire blieb gelassen und unbeeindruckt.

»Haben Sie nach ihm gesucht, Sir?«

»Ja. In der Krankenstation für Offiziere, in den Operationsräumen, bei den Toten im Hof.«

»Im Krankenrevier für die anderen Ränge?«

»Huckfield suchte dort nach Ihnen, und er sah Sharpe nicht. Warum sollte Sharpe dort sein?«

Harper verzog das Gesicht, weil sein Kopf schmerzte. »Die Ärzte behandelten keinen Offizier?«

Hogan hatte Mitleid mit Harper. Endlich erkannte der Gute die Wahrheit. »Es tut mir leid, Patrick, aber es ist nun mal so.«

»Höchstwahrscheinlich. Er hatte keinen Uniformrock an, und zweifellos sahen sie die Narben auf seinem Rücken.«

»Was?« Hogan wich einem Wasserverkäufer aus, der seinen Ledereimer schwenkte und hoffte, der Major würde Wasser kaufen.

Harper hob kurz die Schultern. »Er ließ den Uniformrock bei dem Lieutenant, nicht wahr? Es war so verdammt heiß da draußen. Dann müssen die Ärzte seinen Rücken gesehen haben. Narbig wie meiner.« Sowohl Sharpe als auch Harper waren ausgepeitscht worden, und die Narben blieben für immer.

Hogan verwünschte den abwesenden Lieutenant Price, der nichts von Sharpes Uniformrock erwähnt hatte. Er begann zu laufen, plötzlich von Hoffnung erfüllt, und er eilte mit Harper die Treppe zur irischen Schule hinauf und nahm immer zwei Stufen auf einmal. Die Hoffnung blieb in ihm, als sie ins Krankenrevier für die Mannschaften gingen. Hogan stellte sich Sharpes Miene vor, wenn er sie sah, die Erleichterung, das Gelächter darüber, dass man ihn irrtümlich für einen einfachen Soldaten und sogar einen Franzosen gehalten hatte, aber Sharpe war nicht da. Sie durchsuchten jeden Raum zweimal, und die Gesichter der Patienten blieben dieselben.

Harper kratzte sich am Kinn. »Vielleicht wachte er auf und sagte ihnen, wer er ist?«

Die Sanitäter verneinten das. Sie hatten keine Offiziere und keinen Patienten gesehen, der sich beschwerte, hier zu sein. Hier gab es keinen Richard Sharpe. Hogans Hoffnung verschwand. Selbst Harper schien zu resignieren.

»Ich kann die Briten ausgraben, Sir.«

»Nein, Patrick.«

Einer der Sanitäter hatte sich bei ihrer Suche beteiligt. Er wanderte immer noch hoffnungsvoll zwischen den Verwundeten herum und suchte. Schließlich sah er Hogan an und druckste herum, bevor er fragte: »War er schlimm angeschossen, Sir?«

Hogan nickte. »Ja.«

»Vielleicht ist er dann in Connelleys Königreich.«

»Was?« Hogan starrte ihn verständnislos an.

Der Sanitäter wies aus dem Fenster zu einer kleinen Tür auf der gegenüberliegenden Seite des Patios. »Die Todeskammer, Sir. Der Keller.«

Sie überquerten den Patio unter den Sonnensegeln, die immer noch um den Brunnen herum gespannt waren, und Harper öffnete die Tür. Gestank schlug ihnen entgegen, ein Gestank nach Eiter, Blut, Erbrochenem, Fäulnis und Tod. Am Fuß der Treppe brannte eine Fackel, deren Schein schwach auf die massige Gestalt eines Mannes fiel, der zu ihnen heraufspähte.

»Wer ist da?«

»Freunde. Wer sind Sie?«

»Connelley, Euer Ehren. Sergeant Connelley. Wären Sie so gütig, mich abzulösen, Euer Freundlichkeit?«

»Da muss ich Sie enttäuschen.« Harper ging die Treppe hinunter, vorsichtig, weil die Stufen feucht und glitschig waren, und der Gestank von Krankheit und Tod wurde noch schlimmer. Der Keller war erfüllt von Stöhnen und Wimmern, aber die Gestalten lagen völlig regungslos in der Dunkelheit, als übten sie für das Grab. »Wir suchen einen Mann mit einer Narbe im Gesicht und Narben auf dem Rücken. Er wurde gestern angeschossen.«

Connelley schwankte leicht und hatte eine Rumfahne. »Sind Sie Ire?«

»Bin ich. Kennen Sie den Mann?«

»Eine Narbe, sagen Sie? Die haben alle Narben. Es sind Soldaten, keine Milchmädchen.« Connelley setzte sich schwerfällig auf seine Bank. Er wies zu einem kleinen vergitterten Fenster. »Gestern wurde ein irischer Junge eingeliefert, der war zusammengeschossen worden. Patrick nannte er sich. Vor einer Stunde lebte er noch, aber er wird es nicht mehr lange machen.«

Hogan kam die Treppe herunter, und der dicke, betrunkene Sergeant schielte auf die Uniform des Offiziers. »O Gott, Besuch von einem Offizier!« Er erhob sich schwerfällig und salutierte leicht schwankend. Dann machte er eine umfassende Geste. »Alle hier machen's nicht mehr lange. Und es sind alles gute Jungs. Sie wissen wie Männer zu sterben, wirklich, und es ist nicht nötig, sie herumzukommandieren, Sir, sie tun ihre Pflicht und sterben ehrenvoll.«

Harper schob Connelley sanft zurück auf die Bank, nahm die Fackel aus der Halterung und machte sich auf die Suche. Hogan beobachtete ihn, und die neu aufgekeimte Hoffnung in ihm schrumpfte zu nichts. Die Gestalten, die dort lagen, waren so reglos, so hoffnungslos. Der Keller wirkte wie eine Totengruft.

Harper duckte sich unter der Decke und hielt die Fackel über die Gestalten. Er ging zuerst nach links, in den dunkelsten Teil des Kellers. Die Gesichter, die er sah, waren totenbleich. Einige der Männer schliefen, andere waren tot, und ein paar schauten zu dem Licht, und plötzlich spiegelten ihre Augen Hoffnung wider, als kündige die Fackel irgendwelche Hilfe, irgendein Wunder an. Viele zitterten unter ihren Decken. Wenn sie nicht an ihren Verwundungen starben, würden sie vom Fieber hinweggerafft werden.

Harper konnte sich nicht vorstellen, dass auch nur ein einziger Mann hier überleben würde, aber es war ja auch der Todeskeller, und sie waren hier, um zu sterben. Der

dicke Sergeant namens Connelley war anscheinend ein anständiger, guter Kerl. Einige Aufseher in Todeskammern erstickten einfach ihre Schützlinge oder schoben ihnen einen Dolch zwischen die Rippen, weil sie das endlose Schreien und Stöhnen und die Hilflosigkeit der Sterbenden nicht ertragen konnten.

Harper machte an der Wand kehrt und ging mit der Fackel zur anderen Seite. Er verharrte ein paar Mal und zog feuchte Decken von Gesichtern, und er sah das Fieber und roch den nahen Tod. Er ging an der Treppe vorbei.

»Noch immer nichts?«, fragte Hogan flüsternd. Harper gab keine Antwort.

Er blieb bei einem Mann stehen, dessen Gesicht verborgen war und der die Beine angezogen hatte. Harper zog die Decke fort, die bis zu den dunklen Haaren hochgezogen war. Eine zweite Decke war darunter, und der Mann hielt sie fest und verbarg damit sein Gesicht. Harper musste ihm mit sanfter Gewalt die Finger zur Seite biegen, damit er die Decke wegziehen konnte.

Die Augen des Mannes waren rot. Die Wangen waren bereits eingesunken. Das Gesicht war totenbleich, und das Haar war mit Schweiß und Wasser getränkt. Harper konnte keine Atmung entdecken, doch die Finger waren nicht kalt. Der irische Hüne legte einen Finger auf die lange Narbe. Die Augen des Mannes bewegten sich nicht. Sie starrten ins Nichts, in die Dunkelheit, wo die Ratten in der Nacht gewesen waren. Harper sagte sehr weich: »Du verdammter Kerl. Was machst du hier?«

Sharpes Augen bewegten sich. Langsam hob er den Kopf und blickte zu dem Gesicht auf, über das der Schein der Fackel geisterte. »Patrick?« Es war kaum mehr als ein Hauch.

»Ja.« Harper schaute zu Hogan. »Er ist hier, Sir.«

»Er lebt?«

»Ja, Sir.« Aber nur noch so gerade, dachte Harper.

KAPITEL 16

Marmont war nach Norden marschiert, fort vom Rio Tormes, vierzig Meilen weit ins Tal des Duero. Der Staub des französischen Rückzugs wirbelte hoch unter den Rädern, Stiefeln und Hufen und wogte in der Sonne über den Weizenfeldern. Es war wie die Rauchfahne eines unvorstellbar großen Feuers im Grasland. Der Schleier löste sich auf, wurde von der Brise vom fernen Atlantik ostwärts getrieben, und die Ebenen von Leon blieben leer zurück bis auf die Falken am Himmel und Eidechsen am Boden und den Mohn und die Kornblumen, die dem ausgedorrten Land Farbtupfer gaben.

Am Montag, den 29. Juni, am Festtag von Sankt Peter und Sankt Paul, wurde die britische Armee von den Hitzeschleiern der gewaltigen Ebene aufgesogen. Sie marschierte nach Norden, folgte Marmont, und alles, was man über sie im Süden erfuhr, waren Gerüchte. Eines Tages sagten die Leute in Salamanca, es hätte eine große Schlacht gegeben, der Himmel wäre erhellt vom Feuer der Geschütze gewesen, doch es war nur ein Sommergewitter, dessen Blitze am dunklen Horizont zu sehen gewesen waren, und am nächsten Tag gab es ein anderes Gerücht. Es hieß, Wellington wäre vernichtend geschlagen worden, man hätte ihm den Kopf abgeschlagen. Und dann hatten auf einmal die Franzosen verloren, der Duero wäre rot von ihrem Blut und voll mit ihren Leichen gewesen.

All das waren Gerüchte.

Das Fest Mariä Heimsuchung kam, und ein Bauernmädchen in Barbadillo behauptete, ihr wäre im Traum ein Engel erschienen. Der Engel hätte eine goldene Rüstung und ein blutrotes Schwert getragen. Der Engel

hätte gesagt, dass die letzte Schlacht in Salamanca geschlagen werden würde, dass die Armeen des Nordens die Stadt peinigen, Blut in den Straßen vergießen, die Kathedralen schänden und die Bürger niedermachen würden, bis sich die Erde öffnen und Böse und Gute gleichermaßen verschlingen würde. Der Dorfpriester, ein träger und sensibler Mann, ließ das Bauernmädchen einsperren. Es gab genug Probleme auf der Welt ohne hysterische Mädchen. Doch das Gerücht breitete sich aus, und die Bauern schauten auf ihre jungen Oliven und fragten sich, ob sie noch die Ernte im Herbst erleben würden.

Im Norden, jenseits des Duero, jenseits der Pyrenäen und Frankreich und noch weiter nördlich, führte ein kleiner Mann eine große Armee nach Russland. Es war ein Heer, wie es die Welt nicht mehr gesehen hatte, seit die Barbaren aus der Morgendämmerung aufgetaucht waren. Der Krieg war unvorstellbar geworden, so groß, dass die Träume eines Bauernmädchens aus Barbadillo gar nicht so weit entfernt von den Befürchtungen nüchterner Staatsmänner waren. Jenseits des Atlantik bereiteten sich die amerikanischen Streitkräfte auf eine Invasion von Britisch Kanada vor. Es war jetzt ein Weltkrieg, und es wurde von den Großen Seen bis zum Indischen Ozean, von den russischen Steppen bis zu den Ebenen von Leon gekämpft.

Sharpe lebte. Eine Nachricht eilte nach Norden zum South Essex, und eine andere ging weiter nordwärts, berichtete Teresa von der Verwundung ihres Mannes und drängte sie, nach Süden zu kommen. Hogan hatte keine große Hoffnung, dass sein Bote bis zu Teresa durchkommen würde. Der Weg war weit, und die Partisanen benutzten geheime Pfade und Verstecke.

Sharpe wurde nach oben verlegt. Er bekam ein eigenes Krankenzimmer, und Harper und Isabella trennten eine Hälfte mit einem Vorhang ab und wohnten bei Sharpe. Die

Ärzte sagten, Sharpe würde sterben. Die Schmerzen würden bleiben, sogar noch schlimmer werden, und die Wunde würde sich entzünden und ständig bluten und eitern.

Die meisten ihrer Befürchtungen bewahrheiteten sich. Hogan hatte Harper befohlen, bei Sharpe zu bleiben, ein unnötiger Befehl, doch manchmal konnte es der irische Hüne kaum ertragen, den Schmerz und die Hilflosigkeit seines Captains mit ansehen zu müssen. Er und Isabella wuschen Sharpe, entfernten den Eiter und verbanden die Wunde. Und sie hörten die Gerüchte, die bis zu der kleinen britischen Einheit drangen, die in der Stadt zurückgelassen worden war.

Ein Brief traf vom Bataillon ein, geschrieben von Major Forrest und unterzeichnet mit Dutzenden von Namen. Die Leichte Kompanie schickte einen eigenen Brief, geschrieben von Lieutenant Price und verziert mit den Kreuzen und Unterschriften der Männer, und manchmal war Sharpe bei klarem Verstand und freute sich über die Briefe.

Irgendwie ging es weiter. Jeden Morgen rechnete Harper damit, seinen Captain tot vorzufinden, aber er lebte, und die Ärzte zuckten mit den Schultern und räumten ein, dass sich manchmal, sehr selten, jemand von einer solchen Verwundung erholte. Dann kam das Fieber. Die Wunde war immer noch entzündet, und der Verband wurde zweimal am Tag gewechselt, aber jetzt mussten Harper und Isabella auch noch den Schweiß abwischen, der Sharpe ständig ausbrach, und sich anhören, was er Tag und Nacht im Fieber fantasierte.

Isabella fand die Hose eines Schützen, die einem Gefallenen abgenommen worden war, der so groß wie Sharpe gewesen war. Sie hängte die Hose an die Wand, unter den Uniformrock und über Sharpes Stiefel, die Harper auf dem kleinen Hof gefunden hatte. Die Uniform

wartete auf Sharpe, doch die Ärzte hatten wieder die Hoffnung aufgegeben. Das Fieber würde ihn umbringen. Harper wollte wissen, was gegen Fieber getan werden konnte. Die Ärzte versuchten ihn mit leeren Versprechungen abzuspeisen, doch Harper hatte von einer Art Wunderkur gehört, einem neuen Heilmittel, das aus der Rinde eines südamerikanischen Baums stammen sollte. Die Ärzte hatten sehr wenig von der Substanz, aber Harper setzte sie unter Druck, und sie rückten es widerstrebend heraus, und Harper gab es Sharpe. Es half anscheinend, doch die Ärzte hatten sehr wenig von der kostbaren Substanz. Sie hatten sie erst vor einem Jahr erhalten, sie war teuer, und sie verlängerten das pulverförmige Chinin, indem sie es mit schwarzem Pfeffer mixten. Als ihnen das Chinin ausging, gaben sie Sharpe stattdessen Quassie-Rindenpulver, doch das Fieber tobte weiter, und selbst das Heilmittel der Marine, das Lord Spears vorschlug und das aus Schießpulver mit Brandy bestand, zeigte keine Wirkung.

Es gab auch ein Heilmittel der Armee, und Harper entschied sich dafür. Eines Morgens trug er Sharpe hinab, zog ihn nackt aus und legte ihn aufs Gras im Hof neben dem Säulengang. Harper hatte bereits Eimer um Eimer Wasser aus dem Brunnen geschöpft und zum oberen Säulengang getragen, wo er das Wasser in zwei Regentonnen gefüllt hatte. Er hätte es vorgezogen, noch höher zu sein, mindestens drei Stockwerke, aber der oberste Säulengang musste reichen. Harper blickte hinab auf den zitternden nackten Sharpe und schüttete das Wasser der ersten Regentonne in einem glitzernden kalten Wasserguss über Sharpe aus. Er schrie auf, krümmte sich zusammen, und dann folgte eine Kaskade kalten Wassers aus dem zweiten Fass. Der Wasserguss legte Sharpe flach, und er spuckte und würgte, und dann rannte Harper die Treppe hinunter, hüllte Sharpe in eine trockene Decke und

trug den ausgezehrten Kranken wieder hinauf auf sein Bett. Die Ärzte waren der Ansicht, dass Harper den Patienten mit dieser Behandlung höchstwahrscheinlich umgebracht hatte, doch in dieser Nacht sank das Fieber, und als Harper von der Kathedrale zurückkehrte, fand er Sharpe wieder mit klarem Verstand vor.

»Wie fühlen Sie sich, Sir?«

»Saumäßig.« So sah er auch aus. Schwach, bleich und elend.

Harper grinste ihn an. »Sie werden bald wieder putzmunter sein.«

Harper und Isabella beteten abwechselnd für Sharpe. Isabella ging in die nahe und schöne Kapelle der irischen Schule, aber Harper sagte sich, dass Gott vielleicht näher in der großen Kathedrale war, und so stieg er zweimal am Tag den Hügel hinauf und betete mit der Inbrunst eines Kindes in der Kathedrale. Sein breites, scharf geschnittenes Gesicht spiegelte tiefe Konzentration wider, als könne die Kraft seiner Gedanken das Gebet über die Statuen und die reich verzierte Decke der Kathedrale hinweg in den Himmel schicken, wo so viele andere Gebete eintrafen. Er zündete Kerzen an und betete, und wieder deuteten die Ärzte vorsichtig an, dass es vielleicht doch eine Chance gäbe, dass manchmal jemand mit dieser Verwundung überlebte. Harper betete darum. Doch er wusste, dass etwas fehlte. Sie gaben Sharpe Medizin, wenn sie konnten, beteten für ihn, wovon sie jedoch nichts sagten, und Harper wusste, dass da noch etwas anderes war. Etwas, das in Sharpe den Lebenswillen stärkte. Irgendetwas fehlte.

Sharpes Waffen fehlten. Das Gewehr war im Lazarett gestohlen, der schwere Säbel von Leroux zerbrochen worden. Harper benötigte drei Tage und Bestechungsgeld, aber schließlich öffnete ein Lagerverwalter ein kleines Lager und stöberte in den Regalen herum. »Säbel«,

murmelte er vor sich hin, »Säbel. Sie können den hier haben.« Er hielt Harper einen Säbel hin.

»Das ist doch verdammter Mist. Das Ding ist ja wurmstichig. Ich will einen schweren, geraden Säbel haben, keinen solchen Zahnstocher.«

Der Lagerverwalter schmollte. Schließlich fand er einen Säbel, der den Vorstellungen des Sergeants entsprach. »Zahlen Sie dafür zwanzig Pfund?«

»Soll ich ihn an Ihnen ausprobieren? Ich habe bereits bezahlt.«

Der Lagerverwalter, ein Unteroffizier, zuckte mit den Schultern. »Ich muss für den Bestand geradestehen.«

»Sie armer Mann. Und wie stehen Sie für das Zeug gerade, das Sie klauen?« Harper suchte selbst in den Regalen und fand schließlich einen schweren Kavalleriesäbel mit gerader Klinge. »Den nehme ich. Wo sind die Gewehre?«

»Gewehre? Von Gewehren haben Sie nichts gesagt.«

»Nun, dann sage ich es jetzt.« Der riesige Sergeant schob sich an dem Mann vorbei. »Also?«

Der Lagerverwalter wand sich, aber schließlich öffnete er widerstrebend eine Kiste. »Das sind alle, die wir haben. Wir bekommen nicht viele.«

Harper nahm eines der Gewehre. Es war neu, eine schöne Waffe mit gefettetem Schloss, aber es nutzte nichts. »Sind die alle gleich?«

»Ja.« Der Lagerverwalter war nervös.

»Sie können es behalten.« Harper legte das Gewehr zurück. Er hätte gern eines für sich gehabt, ganz zu schweigen von Sharpe, aber das waren die neuen Gewehre mit dem Karabiner-Kaliber, ein kleineres Kaliber als das der alten Baker-Gewehre, und er wusste, dass er niemals eine zuverlässige Quelle für Munition haben würde. Das Gewehr

für Sharpe musste warten. Harper grinste den Lagerverwalter an. »Jetzt eine Scheide für den Säbel.«

Der Mann schüttelte den Kopf. »Scheiden sind schwer zu beschaffen.«

Harper setzte dem Mann die Klinge an die Kehle. »Du hast zwei Guineas von mir bekommen. Die sagen, dass Scheiden leicht zu beschaffen sind. Rück also eine raus!« Das tat er dann. Der Säbel war nicht wie Sharpes alter Säbel. Er war nicht gepflegt worden und stumpf, aber es war ein schwerer Kavalleriesäbel, und Harper machte sich an die Arbeit. Am ersten Tag erneuerte er den Korb. Der Korb war schmal am Knauf und verbreiterte sich, sodass er die Faust schützte, und er endete in einem breiten Kreis, der verhinderte, dass eine feindliche Klinge am Säbel abglitt und in die Hand des Kavalleristen schnitt. Es war ein wirksamer Schutz, wenn man sein Leben im Sattel verbrachte, aber der schwere, stählerne Korb drückte einem in die Seite, wenn man den Säbel so trug, wie Sharpe ihn tragen würde. Die Klinge war zu lang, um sie bequem an der Hüfte hängen zu lassen. Harper lieh sich eine Metallsäge und ein paar Feilen und verkürzte den Kreis des Korbs so stark, dass er einem nicht mehr in die Seite drücken konnte. Die Ränder waren hässlich und unförmig, aber Harper bearbeitete sie so lange mit der Feile, bis die neue Form des Korbs glatt war und gut aussah. Dann polierte er den Stahl, bis er so neu wirkte, als käme er frisch aus der Fabrik von Woolley & Deakin in Birmingham.

Der hölzerne Griff des Säbels lag rau in der Hand. Harper bearbeitete ihn mit Öl und Bienenwachs, bis der Griff dunkelbraun glänzte und glatt in der Hand lag.

Am zweiten Tag nahm er sich die Klinge vor. Sie hatte nicht die Spitze, die Sharpe gefiel. Der Schütze bevorzugte eine Klinge mit zwei scharfen Schneiden und einer symmetrischen Spitze. Harper stöberte in der Werkstatt

der Schule und fand den Schleifstein, den die Gärtner benutzten, um ihre Sensen zu schärfen. Damit schleifte er die Säbelspitze. Dann polierte er die Klinge und hielt sie ans Licht, um zu sehen, ob die Spuren des Schleifsteins gleichmäßig waren. Der Stahl glänzte.

Schließlich schärfte er die Schneide. Er arbeitete wie besessen, und der Perfektionist in ihm gab nicht auf, bis die vordere Schneide rasiermesserscharf war.

Dann nahm er einen Lappen und rieb Olivenöl auf die Klinge. Er polierte sie von Neuem, ölte sie ein, und der Säbel war nicht mehr mit demjenigen zu vergleichen, den er im Lager erhalten hatte. Es war kein Klingenthal-Säbel, aber auch kein gewöhnlicher Säbel. Er hatte Sharpes Säbel neu gemacht, mit großer Sorgfalt und aus Freundschaft, und er hatte all die keltische Magie in seine Arbeit gelegt, die er aufbringen konnte. Es war, als hätte er nicht nur an dem Säbel, sondern an Sharpe selbst gearbeitet. Er hielt die fertige Klinge hoch und musterte sie im Schein der untergehenden Sonne. Sie glänzte perfekt. Es war geschafft.

Er ging mit dem Säbel nach oben und freute sich auf Sharpes Gesicht. Isabella kam ihm entgegen. Sie rannte die Treppe herab auf ihn zu, und zuerst war Harper alarmiert, doch dann sah er ihre erfreute Miene, und Isabella warf sich in seine Arme und sprudelte die Neuigkeiten heraus.

Eine Frau war gekommen, und was für eine! Haare wie Gold, und eine Kutsche mit vier Pferden! Sie hatte das Lazarett besucht und den Verwundeten Geschenke gebracht und dann – Isabellas Augen funkelten noch in der Erinnerung – war die Frau in Sharpes Zimmer gekommen, hatte den Captain besucht und war ärgerlich gewesen.

Harper unterbrach Isabellas Redefluss. »Ärgerlich?«

Der Captain war ein Held, oder nicht? Die Marquesa hatte die Ärzte angeschrien, ihnen vorgehalten, wie abscheulich es war, einen Helden in so einer Bruchbude vegetieren zu

lassen. Morgen würde die Marquesa eine Kutsche schicken, und Sharpe würde in ein Haus außerhalb der Stadt gebracht werden. Ein Haus beim Fluss. Und das Beste von allem – Isabella sprang neben ihrem riesigen Iren vor Aufregung auf und ab –, die Adelige hatte mit ihr, Isabella, gesprochen! Sie und Harper würden den Captain begleiten. Sie würden Diener und Köche haben. Isabella führte einen Freudentanz auf und sprudelte hervor, die Marquesa wäre sehr freundlich zu ihr gewesen, dankbar, und übrigens fühle sich der Captain besser.

Harper grinste über ihre ansteckende Freude. »Sag das alles noch einmal.«

Das tat sie tatsächlich, und diesmal wollte sie wissen, wo er gewesen war. Er hatte die Marquesa verpasst, die liebenswürdigste Frau, die Isabella je kennengelernt hatte, eine Königin! Nun, fast eine Königin, und Harper hatte sie nicht gesehen, und morgen würden sie alle ins Haus beim Fluss einziehen und Diener haben! Und übrigens ging es dem Captain viel besser.

»Was meinst du mit besser?«

»Ich habe den Verband gewechselt, *si?* Schließlich war die Marquesa hier. Ich dachte, sie besucht uns vielleicht. Sie besuchte ja jeden. So wechselte ich den Verband, und es kam kein Dreck mehr aus der Wunde, Patrick!«

»Kein Eiter?«

»Nichts. Kein Eiter, kein Blut.«

»Wo ist er jetzt?«

Sie erzählte theatralisch: »Er sitzt im Bett. Er *sitzt.* Als wäre er nie sterbenskrank gewesen! Er war sehr glücklich über den Besuch der Marquesa.« Sie boxte Harper in die Seite. »Und du hast sie nicht gesehen! Eine Prachtkutsche mit vier Pferden! Und dein Freund war hier.«

»Mein Freund?«

»Der englische Lord. Lord Spears.« Isabella seufzte. »Er hat eine blaue und silberne Uniform, alles glänzt, und sein Arm ist gesund. Der Verband ist ab!«

»Du meinst, er trägt den Arm nicht mehr in der Schlinge?«

»Das sage ich doch.«

Sie lächelte ihn an. »Du würdest auch gut in Blau und Silber aussehen.«

»Stimmt. Das wäre was anderes als schwarz und blau.« Er grinste sie an. »Würdest du hierbleiben, Frau? Ich möchte mit ihm reden.«

Er stieß die Tür zu Sharpes Zimmer auf, und Richard Sharpe saß im Bett, wie Isabella gesagt hatte. Seine Miene spiegelte Erstaunen wider, als erwarte er, der Schmerz würde jeden Augenblick wieder einsetzen. Er schaute zu Harper auf und lächelte. »Es ist besser, die Schmerzen sind weg. Ich verstehe es nicht.«

»Die Ärzte sagten, es könnte geschehen.«

»Die Ärzte sagten, ich würde sterben.« Sharpe sah den Säbel in Harpers Hand. »Was ist das?«

»Nur ein alter Säbel, Sir.« Harper bemühte sich um einen nüchternen Tonfall, aber er konnte ein Grinsen nicht unterdrücken. »Ich dachte mir, Sie möchten ihn vielleicht haben.«

Sharpe streckte die Hand aus, und Harper sah, dass sie abgemagert war. Er überreichte Sharpe den Säbel mit dem Griff voran. Sharpe umfasste den Griff, und Harper zog die Scheide fort. In seiner geschwächten Verfassung war der Säbel fast zu schwer für Sharpe, und die Klinge senkte sich bis kurz über den Boden. Sharpe musste alle Kraft aufbieten, um den Säbel wieder anzuheben. Sein Blick war auf die Klinge gerichtet, und die Freude in seinen Augen war alle Belohnung für Harper, die er sich wünschen konnte. Sharpe blickte auf. »Du hast ihn gemacht?«

»Nun ja, wissen Sie, Sir, da war nicht viel zu machen, Sir. Hatte Langeweile, und da habe ich ein bisschen daran gearbeitet.«

Sharpe drehte die Klinge, und Licht fiel auf den glänzenden Stahl. »Wunderschön.«

»Nur das alte 96er Modell, Sir. Die Standardausführung. Nichts Besonderes. Habe nur ein wenig die Spitze verändert, Sir. Stimmt es, dass wir morgen umziehen? In höhere Kreise, wie ich hörte?«

Sharpe nickte, doch er hörte nicht richtig zu. Er schaute auf die Klinge, ließ seinen Blick an dem Stahl auf- und abschweifen, von der neuen Spitze bis zu dem veränderten Korb. Das Gewicht des Säbels war zu viel für ihn, und er sank langsam hinab, bis die Spitze auf der Binsenmatte ruhte. Sharpe blickte zu Harper auf. »Danke.«

»Nicht der Rede wert, Sir. Dachte mir, dass Sie ihn vielleicht brauchen.«

»Damit werde ich den Bastard töten.« Sharpes Gesicht verzerrte sich vor Anstrengung, aber er schaffte es, den Säbel wieder anzuheben. »Damit mache ich ihn fertig.« Patrick Harper grinste. Richard Sharpe würde leben.

TEIL III

DIENSTAG, 21. JULI,
BIS
DONNERSTAG, 23. JULI 1812

KAPITEL 17

Manchmal schimmerte der Fluss silbern und manchmal wie dunkelgrüner Samt. Beim Sonnenuntergang konnte er wie flüssiges Gold aussehen, das langsam auf die römische Brücke zuströmte, weiter zum Duero floss und schließlich zum fernen Meer. Manchmal war der Fluss spiegelglatt, und das andere Ufer spiegelte sich klar darin, und zu anderen Zeiten war das Spiegelbild grau und verzerrt. Sharpe wurde es nie leid, auf der von Säulen umgebenen Terrasse zu sitzen, die einst ein Marqués nah am Fluss hatte errichten lassen. Es war ein abgelegener Platz, der nur durch eine Tür betreten werden konnte, und wenn die Tür verschlossen und verriegelt wurde, verklangen die Geräusche im Haus und im Garten.

Sharpe übte stundenlang auf der Terrasse, kräftigte seinen Waffenarm, und er spazierte jeden Tag eine längere Strecke. Nach sechs Nächten in dem Haus konnte er die Meile bis zur Stadt und den Weg zurück gehen, und der einzige Schmerz war ein dumpfes Ziehen. Er aß außerordentlich viel, große Portionen Rindfleisch, um zu Kräften zu kommen.

Hauptmann Lossow von der Deutschen Legion des Königs hatte es fertiggebracht, Sharpe eine Kiste voller Bier in Tonflaschen zu schicken. Ein Brief war an die Kiste genagelt. Er war sehr kurz. »Die Franzosen konnten Dich nicht erledigen, also sauf Dich zu Tode. Dein Freund Lossow.« Sharpe konnte sich nicht vorstellen, wie Lossow es geschafft hatte, in Spanien eine ganze Kiste mit deutschem Bier aufzutreiben, aber er wusste, wie großzügig das Geschenk war, und es rührte ihn.

Am fünften Tag schoss Sharpe mit Harpers Gewehr, ließ den Kolben gegen seine Schulter zurückstoßen, zwang sich, die noch schwachen Arme ruhig zu halten, und beim zehnten Schuss zerschmetterte er eine der leeren Tonflaschen und fühlte sich zufrieden.

Er kam zu Kräften. Er hatte Hogan am ersten Tag geschrieben, ohne schlimme Schmerzen zu haben, und das Büro des Bürgermeisters leitete Hogans Antwortbrief an Sharpe weiter. Hogan war begeistert über Sharpes Neuigkeiten. Der Rest von Hogans Brief war unerfreulich. Er handelte von fruchtlosem Marschieren und vom Rückzug über die Ebenen, von der Unzufriedenheit der Armee, weil die Franzosen anscheinend die Briten ausmanövrierten, sie ohne Schlacht zermürbten, und Hogan deutete an, dass sich die Armee vielleicht bald nach Salamanca zurückziehen würde.

Hogan entschuldigte sich in dem Brief, weil er Teresa immer noch nicht erreicht hatte. Er wusste, dass die Nachricht bis Casatejada gelangt war, aber Sharpes Frau war nicht dort. Sie war weiter nördlich und setzte den Truppen des französischen Generals Caffarelli zu, und Hogan wusste nicht, wie lange es dauern würde, bis sie die Neuigkeiten erfuhr. Er hoffte, dass es bald sein würde. Sharpe hatte Schuldgefühle, denn er teilte Hogans Hoffnung nicht. Wenn Teresa in Salamanca war, dann war er gezwungen, die Gesellschaft der Marquesa aufzugeben. Sie besuchte ihn fast jeden Abend, und Sharpe freute sich auf die Besuche. Er brauchte Helenas Gesellschaft. Harper wunderte sich, ließ sich das aber nicht anmerken.

Major Hogan hatte in seinem Brief Leroux erwähnt. »Sie brauchen sich weder Sorgen zu machen, Richard, noch verantwortlich für das zu fühlen, was geschah.« Das fand Sharpe nett von Hogan, denn er, Sharpe, *war* verantwortlich. Sein Scheitern deprimierte ihn, und er quälte sich mit der Vorstellung, was der Franzose der

Marquesa antun würde, um sie zum Reden zu bringen. Sie hielt es nicht für ausgeschlossen, dass Leroux in der Stadt war, und Hogan war der gleichen Meinung. »Er wird sich zurückhalten, nehmen wir an, bis Salamanca wieder in der Hand der Franzosen ist (und diese Möglichkeit befürchte ich, wenn wir Marmont nicht zu einer Schlacht zwingen können), und wir müssen hoffen, dass Leroux' Pläne vorübergehend durchkreuzt sind. Wenn wir gegen Marmont kämpfen und siegen, wird Leroux Salamanca verlassen müssen. Vielleicht hat er die Stadt bereits verlassen, wir wissen es nicht, aber unterdessen lassen wir El Mirador beschützen, und Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen und nur an Ihre volle Genesung zu denken.«

Die Erwähnung eines Beschützers verwirrte Sharpe. Die Marquesa besuchte ihn allein, abgesehen von ihrem Kutscher, dem Lakaien und der Anstandsdame. Der Kutscher und der Lakai warteten im Quartier der Dienerschaft, die Anstandsdame wurde zum Lesen eines Buchs in die große Bibliothek des Hauses geschickt, und die Marquesa ging allein mit Sharpe auf die Terrasse am Fluss. Sharpe zeigte ihr den Brief, und sie lachte. »Es wäre ein bisschen auffällig, Richard, wenn ich mit einem bewaffneten Begleiter hierherführe. Mach dir keine Sorgen.«

Am nächsten Abend kam Lord Spears mit ihr, und sie konnten nicht allein auf der Terrasse sein. Sie gingen in den Garten und plauderten, und Sharpe musste so tun, als kenne er die Marquesa kaum – obwohl er argwöhnte, dass Spears es besser wusste –, als hätte sie ihn aus tätiger Nächstenliebe und Menschenfreundlichkeit aus dem Lazarett geholt, und er sprach sie förmlich mit »Ma'am« und »Señora« an und fühlte sich verlogen und so unbeholfen wie bei der ersten Begegnung.

Am Abend, als die untergehende Sonne den Westen purpurrot färbte, ging die Marquesa zu der niedrigen

Mauer am Fluss und warf Brotkrumen zu den Enten hinab. Sharpe war allein mit Spears. Der Rifleman erinnerte sich daran, dass der Kavallerist so verzweifelt die Identität von El Mirador hatte wissen wollen, wie er ihn, Sharpe, auf der Plaza Mayor am Morgen nach dem ersten Angriff auf die drei Festungen ausgefragt hatte. Sharpe grinste Spears an. »Sie haben es also herausgefunden?«

»Das über Sie und Helena? Es war kaum diskret, mein lieber Richard, hier in ihr Haus zu ziehen.«

Sharpe schüttelte den Kopf. »Nein. Ich meine, das mit El Mirador.«

Spears starrte ihn alarmiert an. Dann spiegelte seine Miene Ärger wider, und er zischte: »Sie wissen es?«

Sharpe nickte. »Ja.«

»Was zur Hölle wissen Sie?«

Sharpe versuchte, ruhig zu sprechen, Spears zu besänftigen. »Ich weiß, dass wir El Mirador beschützen lassen, und ich nehme an, dass Sie der Beschützer sind.«

»Woher haben Sie das erfahren?«

»Hogan schrieb mir.« Das war nicht die ganze Wahrheit. Hogan hatte geschrieben, dass jemand El Mirador beschützte, aber er hatte keinen Namen genannt. Der Rest war Sharpes Schlussfolgerung, und er hatte nicht mit dieser heftigen Reaktion gerechnet. Er versuchte Spears wieder zu beruhigen. »Verzeihung. Ich meinte es nicht böse.«

»Schon gut, ich nehme es nicht übel.« Spears strich eine Haarsträhne aus der Stirn. »Allmächtiger! Man sagte uns, dass es das größte Geheimnis ist seit dem Verwandeln von Wasser in Wein, und dann schreibt Hogan das in einem Brief an Sie! Wie viele andere Leute wissen davon?« Spears blickte zu der Marquesa und sah dann wieder Sharpe an. »Ja, ich bin der Mann, aber sagen Sie es um Gottes willen keinem.«

Sharpe wünschte, er hätte es nicht erwähnt. Er hatte Hogan verleumdet, indem er gesagt hatte, dass der irische Major alles in seinem Brief geschrieben hatte, und nach Spears' zorniger Reaktion hatte er auf eine Richtigstellung verzichtet.

Die Marquesa kehrte zurück und sah Spears an. »Sie sehen wirklich aufgeregt aus, Jack.«

Spears lächelte sie an. »Eine Wespe bedroht meine Tugend, Helena.«

»Da ist nicht viel zu bedrohen.« Sie sah Sharpe an. »Gefällt es Ihnen hier, Captain Sharpe?«

»Jawohl, Ma'am.«

Die Marquesa machte höfliche Konversation vor Spears. »Das Haus ist sehr schön. Der Onkel meines Mannes erbaute es. Er war leprakrank und deshalb gezwungen, außerhalb der Stadt zu leben. Hier konnte er glücklich und allein seine letzten Tage verbringen. Es heißt, er sah schrecklich aus, und deshalb gibt es die Mauern um das Grundstück.«

Spears grinste. »Ich hoffe, Sie haben hier alles geschrubbt, bevor Sie Sharpe hier einquartierten.«

Sie schaute Spears an, lächelte und berührte seine Wange mit ihrem Fächer. »Sie sind ein so charmanter Mann, Jack. Sagen Sie meinem Kutscher, dass er sich bereithalten soll, ja?«

Spears verneigte sich leicht. »Werden Sie bei Sharpe sicher sein?«

»Ich werde es riskieren, Jack. Und nun gehen Sie.«

Sie schaute Spears nach, als er zum Haus ging, und dann zog sie Sharpe in den Schatten einiger Büsche. Eine Steinbank stand auf einer kleinen Lichtung, und die Marquesa nahm darauf Platz. »Es tut mir leid, ich hätte ihn nicht mitbringen sollen.«

»Doch, du solltest ihn mitbringen.«

»Warum?«

»Er ist dein Leibwächter. Es ist sein Job.«

Sie musterte Sharpe einen Augenblick lang. »Wie bist du darauf gekommen, Richard?«

Er war verwirrt. Zuerst hatte Spears heftig reagiert, und jetzt befragte ihn die Marquesa, als lege er ihr die Rechnungen für ihre Besitztümer vor. Dann erkannte er, was sie befürchten musste. Wenn Spears ihn, Sharpe, eingeweiht hatte, dann konnte sie Spears nicht vertrauen. Er lächelte die Marquesa an. »Erstens ist er hier mit dir. Zweitens habe ich ihn gefragt. Er gab mir die Information nicht, sondern er war ziemlich wütend, weil ich Bescheid wusste.«

Sie nickte. »Gut. Was sagte er?«

»Dass er der Beschützer von El Mirador ist.« Sharpe lächelte. »La Miradora.«

Sie lachte darüber. »Solch ein Wort gibt es nicht, das habe ich dir schon gesagt. Miradores sind auf Spanisch maskulin, es gibt keine weibliche Form davon. Kann man ihm trauen?«

»Er war sehr ärgerlich.«

Sie seufzte und schlug mit dem Fächer nach einer Fliege. »Er ist ein Dummkopf, Richard. Er hat kein Geld, hat alles verspielt, aber manchmal ist er amüsant. Bist du eifersüchtig?«

»Nein.«

»Lügner.« Sie lächelte ihn an. »Ich werde ihn nicht mehr mitbringen. Heute bestand er darauf.« Sie lachte. »Du erinnerst mich heute an unsere erste Begegnung. Da warst du auch ganz Würde. So bereit, gleich gekränkt zu sein.«

»Und du warst bereit, mich zu kränken.«

»Und zu noch etwas anderem, Richard.«

»Ja.« Er setzte sich neben sie. Sie sah, dass sein Gesicht wieder Farbe hatte.

Sie saß einen Augenblick lang stumm da, den Kopf geneigt, als lausche sie auf ein fernes Geräusch, und dann entspannte sie sich. »Heute schweigen die Waffen.«

»Ja.« Keine Schlacht. Das bedeutete, dass die Franzosen Wellington wieder ausgewichen waren, dass sich die Armeen der Stadt näherten und der Zeitpunkt näher rückte, an dem Sharpe Salamanca verlassen musste. Er schaute die Marquesa an. »Komm mit uns.«

»Vielleicht wirst du nicht weggehen.«

»Vielleicht.«

Doch sein Gefühl sagte ihm das Gegenteil.

Sie schmiegte sich an ihn und schloss die Augen. Dann rief Spears vom Haus herüber, dass die Kutsche warte. Die Marquesa öffnete die Augen und schaute zu Sharpe auf. »Ich werde morgen früher kommen.«

»Bitte.«

Sie küsste ihn. »Hast du heute geübt?«

»Ja, Ma'am.« Er grinste.

Sie salutierte scherzhaft. »Geben Sie nicht auf, Capitán.«

»Nie.«

Er folgte ihr zum Haus, schaute ihr nach, als die Kalesche durch das hohe Tor fuhr, begleitet von Spears zu Pferde, und dann ging er ins Haus. Es war sein letzter Abend mit Harper für wer weiß wie lange, denn am nächsten Tag würde der Sergeant nach Norden ziehen, mit Isabella, und zum South Essex zurückkehren. Harper marschierte mit einer Gruppe von Männern, die von ihren Verwundungen genesen waren. Zur Feier des letzten gemeinsamen Abends aßen Harper und Isabella mit Sharpe im Esszimmer anstatt in der Küche.

Sharpe verbrachte die nächsten Tage allein. Er übte und wanderte umher, und die Nachrichten von Norden wurden schlimmer. Ein Offizier, der nach Ciudad Rodrigo abkommandiert worden war, hielt beim Haus und bat um Wasser. Sie setzten sich in den Garten, und der Offizier erzählte vom Zorn der Soldaten, die nicht kämpfen durften. Wellington zog sich anscheinend ständig vor den Franzosen zurück, und mit jedem neuen Tag erhielt Marmonts Armee Verstärkung. Der Offizier hielt Wellington für zu vorsichtig. Er war der Überzeugung, dass Wellington den Feldzug verlieren würde, und Sharpe verstand es nicht. Die Armee war von Portugal aus mit so großen Hoffnungen losmarschiert, und jetzt zerplatzten diese Hoffnungen wie Seifenblasen. Der Feldzug wurde ohne Schlacht verloren. Mit jedem Tag näherten sich die Armeen mehr der Stadt, und bald würde Leroux wieder auf die Jagd gehen können. Sharpe fragte sich, wo der Franzose war und was er tat, und er übte mit dem Säbel in der schwachen Hoffnung, Leroux wiederzusehen.

Einen Monat nach Sharpes Verwundung bewahrheiteten sich die schlechten Nachrichten. Der Tag hatte Staubwolken im Osten gebracht, und am Abend wusste Sharpe, dass die Armeen den Rio Tormes östlich der Stadt erreicht hatten, und er wusste, dass Salamanca wieder in andere Hände fallen würde.

Ein weiterer Brief von Hogan traf ein, wurde von einem verärgerten Kavalleristen überbracht, der erst in der irischen Schule und dann beim Bürgermeister gewesen war und über diese Umwege schließlich Sharpe gefunden hatte. Der Brief war kurz, die Botschaft schlimm. »Heute Abend durchqueren wir den Fluss, und morgen werden wir westwärts marschieren. Die Franzosen marschieren jeden Tag schneller als wir, und deshalb müssen wir uns beeilen. Ich befürchte, es gibt ein Wettrennen zur portugiesischen Grenze, und ich bin mir nicht sicher, ob wir es gewinnen.

Sie müssen fort, Richard. Packen Sie sofort! Wenn Sie kein Pferd haben, dann versuchen Sie, das Hauptquartier zu finden. Ich werde Ihnen meine Remonte leihen. Verabschieden Sie sich und gehen Sie bis spätestens morgen bei Tagesanbruch fort.« Das Wort »spätestens« war unterstrichen. »Im nächsten Jahr können wir Marmont vielleicht packen, aber leider nicht in diesem. In Eile, Michael Hogan.«

Sharpe hatte nicht viel zu packen. Er stand im Garten, schaute über den Fluss und sah, dass die Ziegen von den fernen Hügeln herab auf tieferen Grund zogen. Das war ein Anzeichen darauf, dass starker Regen kommen würde. Die Sonne schien zwar noch, doch von Norden her zogen dunkle Wolken heran. Der Fluss war silbrig mit einer Spur Grün.

Er verstaute seine wenigen Sachen in seinem Tornister. Zwei Ersatzhemden, zwei Paar Ersatzstrümpfe, ein Essgeschirr, das Fernrohr, sein Rasiermesser, und dann füllte er den Tornister aus Ochsenfell bis obenhin mit Lebensmitteln, die er aus der Küche nahm. Er packte zwei Brotlaibe, einen Käse und einen großen Schinken ein. Der Koch gab ihm Wein in Flaschen und füllte auch seine Ersatzfeldflasche mit Wein. Sharpe brauchte kein Gewehr zu tragen. Er hatte nur den schweren Säbel.

Er ging wieder in den Garten. Der Himmel war dunkler geworden, fast schwarz, und Sharpe wusste, dass er bis zum Morgen mit dem Aufbruch warten musste. Er sagte sich, dass er träge und verweichlicht geworden war, weil er sich eine Nacht im Freien ersparen wollte, aber er wusste, dass er in Wirklichkeit bis zum Morgen wartete, weil er hoffte, dass die Marquesa an diesem Abend kommen würde. Vielleicht zu ihrer letzten gemeinsamen Nacht. Er spielte mit dem Gedanken, zur Stadt zu wandern, zum Palacio Casares, doch dann hörte er den Hufschlag, das

Öffnen des Tors, und er wusste, dass die Marquesa kam. Er wartete.

Es war etwas eigenartig Schönes an der Landschaft. Die Sonne schien noch, neigte sich unter den Wolken dem Horizont zu, und sie tauchte das Land in Licht, das dem Himmel fehlte. Oben war die Dunkelheit, grau und schwarz, und unten war alles in Licht getaucht, die grünen Hügel, die weißen Häuser und der Fluss, der wie glänzende Seide schimmerte. Es war schwül. Die Wolken hingen tief, als drücke sie das Gewicht des Wassers hinunter. Er rechnete damit, dass es jeden Augenblick regnen würde, doch der Regen blieb aus. Das Gewitter schien noch Kraft zu sammeln. Die Ziegen hatten wie immer den richtigen Instinkt. Es würde in dieser Nacht ein Gewitter geben.

Sharpe ging zur Terrasse, die von Säulen gesäumt war, und blickte zur Stadt. Vielleicht würde er Salamanca zum letzten Mal am Abend sehen. Der Sonnenschein überzog die große Kathedrale mit rötlich goldenem Schimmer. Sharpe genoss den Anblick und wartete auf die Marquesa.

Am Morgen würde er fortgehen. Er würde von dieser Stadt fortgehen, und der Staub der Straßen würde Schlamm sein. In diesem Sommer war er gescheitert. Er hatte versprochen, einen Mann gefangen zu nehmen, und der Mann hatte ihn fast getötet, doch das war es nicht, was Sharpe am meisten bedauerte. Er hatte seine Frau betrogen, und das machte ihn traurig, aber auch das war nicht sein größtes Bedauern. Die Marquesa würde ihm fehlen, ihr goldenes Haar, der sinnliche Mund, die Augen, das Lachen und die Schönheit, der Zauber einer Frau, die er auf den ersten Blick begehrt hatte.

Heute war die letzte Nacht. Helena würde hierbleiben, in Gefahr, und er würde zur Armee zurückkehren. Er konnte seine volle Kraft in Ciudad Rodrigo wiedergewinnen, und stets würde er an die Marquesa denken, Erinnerungen an

die Zeit mit ihr nachhängen und befürchten, dass sie seinem Feind in die Hände gefallen war.

Die ersten Regentropfen fielen. Er hatte schon einmal von einer letzten Nacht in Salamanca geträumt, und diese Hoffnung hatte im Todeskeller geendet. Jetzt hatte ihm das Schicksal von Neuem diese Nacht geschenkt, wenn auch getrübt durch eine Niederlage. Er wusste, dass er von der Marquesa besessen war, und er musste sie verlassen, und das war zu oft so bei Frauen und Soldaten. Doch es bleib noch diese eine Nacht.

Er hörte die Schritte auf dem Rasen und wandte sich nicht um. Er war plötzlich abergläubisch. Er hatte das Gefühl, sein Schicksal herauszufordern, wenn er sich umwandte, aber er lächelte, als er die Schritte auf der Terrasse hörte, und dann nahm er das Klicken eines Gewehrschlosses wahr.

»Guten Abend, Captain.« Es war die Stimme eines Mannes, und der Mann hielt ein Gewehr im Anschlag und zielte auf Sharpes Magengrube, als Sharpe herumfuhr.

Der erste Donner grollte am Himmel.

KAPITEL 18

Der Reverend Dr. Patrick Curtis, bekannt als Don Patricio Cortes, Rektor der irischen Schule und Professor der Astronomie und Naturgeschichte an der Universität Salamanca, hielt das Gewehr, als wäre es eine giftige Schlange, die jeden Augenblick herumzucken und ihn beißen könnte. Sharpe erinnerte sich, dass Leroux zum Zimmer dieses Mannes gerannt war, dass Spears erzählt hatte, Curtis habe sich freiwillig gemeldet, um gegen die Engländer zu kämpfen, und jetzt stand ihm der große Priester gegenüber. Der alte Ire lächelte. »Das Gewehr funktioniert noch. Es ist Ihres, Captain Sharpe.«

Donner krachte. Es klang wie Kanonendonner. Regen prasselte. Sharpe stand fünf Schritte von Curtis entfernt. Er dachte daran, ihn anzuspringen, in der Hoffnung, der Priester würde vor dem Abdrücken zögern, aber er wusste, dass er nach der Verwundung noch zu langsam sein würde. Er schaute auf Curtis' rechte Hand und hob die Stimme, um das Rauschen des Regens zu übertönen. »Sie müssen einen Finger am Abzug haben, damit es funktioniert.«

Curtis hob überrascht die buschigen Augenbrauen. »Das Gewehr ist nicht geladen, Captain. Ich bringe es Ihnen nur zurück. Hier.« Er hielt es Sharpe hin. Sharpe verharrte reglos, und der irische Priester zuckte mit den Schultern und lehnte das Gewehr an die Wand.

Sharpe nickte zu der Waffe hin. »Es ist schlecht, wenn es gespannt bleibt. Das schwächt die Feder.«

»Man lernt jeden Tag etwas dazu.« Curtis nahm das Gewehr, drückte ab und zuckte zusammen, als der Funke auf die leere Pfanne schlug. Er lehnte das Gewehr wieder

an die Wand. »Sie freuen sich anscheinend nicht übermäßig, mich zu sehen.«

»Sollte ich das?«

»Sie können mir dankbar sein. Ich habe mir die Mühe gemacht, Ihnen Ihre Waffe zu bringen. Ich musste mir Ihre Adresse beim Bürgermeister holen und dann das Gewehr unter meiner Soutane aus der Stadt schmuggeln. Es wäre schlecht für meinen Ruf, wenn man mich bewaffnet auf den Straßen sieht.«

»Sie hätten mir das Gewehr schon eher bringen können«, sagte Sharpe kalt. Er wollte, dass der störende Priester verschwand. Er wollte die Marquesa.

»Ich wünschte, ich hätte es früher zurückgeben können. Einer der Steinmetze der Schule hatte es gestohlen. Seine Frau beichtete es mir, und ich stellte es für Sie sicher.« Er wies auf die Waffe. »Und da ist es.« Er wartete darauf, dass Sharpe etwas sagte, doch der blieb verdrossen und schwieg. Curtis seufzte und schaute in den Regen hinaus. »Welch ein Wetter!« Trotz des Wolkenbruchs schien die Sonne noch im Westen unter der schwarzen Wolkendecke. Curtis raffte seine Soutane und setzte sich auf die Steinbank. »Macht es Ihnen etwas aus, wenn ich warte, bis das Gewitter vorüber ist? Es gab eine Zeit, in der ich bei jedem Wetter unterwegs war, aber ich werde dieses Jahr zweiundsiebzig, und der Herrgott wird es mir vielleicht übel nehmen, wenn ich mir aus Leichtsinn eine Erkältung hole.«

Sharpe war nicht nach Höflichkeit zumute. Er wollte bis zum Eintreffen der Marquesa allein sein, an sie denken, sich seelisch auf die bevorstehende Trennung vorbereiten. Diese letzte Nacht war kostbar für ihn, etwas, das er in schlechten Zeiten in Erinnerung haben würde, und jetzt setzte sich dieser verdammte Priester zu einem gemütlichen Plausch hin!

»Ich erwarte Besuch«, sagte Sharpe schroff.

Curtis ignorierte ihn. Er machte eine umfassende Handbewegung. »Ich kenne all das hier gut. Ich war der Beichtvater des Marqués, und er war stets nett zu mir. Er ließ mich das Haus für einige meiner Naturbeobachtungen benutzen. Ich beobachtete im vergangenen Jahr von hier aus den Kometen. Bemerkenswert. Haben Sie ihn gesehen?«

»Nein.«

»Da haben Sie etwas versäumt, wirklich. Der Marqués war der Meinung, dass der Komet Auswirkungen auf die Traubenernte hatte, dass er für das gute Weinjahr verantwortlich war. Ich verstehe das nicht, aber zweifellos war der Wein im vergangenen Jahr ausgezeichnet. Ausgezeichnet!«

Ein gewaltiger Donnerschlag ersparte Sharpe eine Antwort. Der Donner verhallte, und der Regen schien mit noch mehr Kraft herabzuströmen.

»Ich nehme an, Sie warten auf die Marquesa«, sagte Curtis unvermittelt.

»Sie können annehmen, was Sie wollen.«

»Stimmt.« Curtis nickte. »Es erfüllt mich mit Sorge, Captain Sharpe. Ihr Gatte ist ein Mann, den ich als Freund bezeichnen möchte. Ich bin Priester. Sie sind, wie ich weiß, verheiratet. Ich appelliere an Ihr Gewissen.«

Sharpe lachte. »Sie kommen bei diesem Wetter her, um mir eine verdammte Predigt zu halten?« Er setzte sich auf die Bank, die an der Wand der überdachten Terrasse stand. Er saß hier fest wegen des Gewitters, aber er wollte verdammt sein, wenn er zuließ, dass sich der Priester in seine Angelegenheiten einmischte. »Vergessen Sie’s, Curtis. Es ist nicht Ihre Sache.«

»Es ist Gottes Sache, mein Sohn«, erwiderte Curtis milde. »Die Marquesa beichtet nicht bei mir. Sie beichtet bei den Jesuiten. Die haben so eine komplizierte Ansicht von Sünde.

Ich bin sicher, es muss sehr verwirrend sein. Ich habe eine sehr einfache Auffassung von Sünde, und ich weiß, dass Ehebruch eine Sünde ist.«

»Ich möchte nicht beleidigend sein, aber Sie ärgern mich«, sagte Sharpe mit ruhiger Stimme.

»Wieso?«

»Ich erinnere mich, dass Leroux in Ihr Zimmer flüchtete, ich habe gehört, dass Sie gegen die Engländer kämpften, und ich weiß, dass die Franzosen Spione in dieser Stadt haben. Es würde mich nur zwei Minuten kosten, Sie in den Fluss zu werfen, und ich frage mich, wie viele Tage es dauern würde, bis man Sie finden würde.«

Curtis starrte ihn an. »Ist das Ihr Ernst?«

»Ja.«

»Die einfache Lösung, wie? Die Art und Weise des Soldaten.« Curtis verspottete ihn jetzt. »Immer wenn Menschen nicht mehr weiterwissen, rufen sie die Soldaten. Gewalt löst alles, wie? Das taten sie auch mit Christus, Captain Sharpe, sie riefen die Soldaten. Sie wussten nicht, was sie mit ihm machen sollten, und so riefen sie Männer wie Sie, und ich bezweifle, dass die Soldaten über ihr Tun nachdachten, bevor sie Ihn kreuzigten. Sie, Sharpe, hätten das auch einfach getan, nicht wahr?«

Sharpe schwieg.

Er gähnte. Er schaute auf das gekräuselte Wasser des Flusses, auf den der Regen prasselte. Der Himmel war schwarz, der westliche Horizont schimmerte golden, und Sharpe fragte sich, ob die Marquesa das Ende des Gewitters abwartete, bevor sie mit der Kutsche zum Haus am Fluss fuhr.

Curtis schaute auf die Läufer und Kissen, mit denen die Marquesa die Terrasse ausgestattet hatte. »Wovor fürchten Sie sich, Sharpe?«

»Vor Motten.«

»Ich meine es ernst.«

»Ich auch. Ich hasse Motten.«

»Vor der Hölle?«

Sharpe seufzte. »Herr Pfarrer, ich will nicht beleidigend sein und Sie auch nicht in den Fluss werfen, aber ich möchte nicht hier herumsitzen und mir Predigten anhören. Ist das klar?«

Ein Donnerschlag krachte, und der Blitz zuckte über den dunklen Himmel. Curtis zuckte zusammen. Der Donner schien westwärts durch die Stadt zu hallen und zurückgeworfen zu werden, und dann war nur das Prasseln des Regens zu hören. Curtis blickte zum Fluss. »Es wird morgen eine Schlacht geben.«

Sharpe schwieg. Curtis sprach lauter. »Es wird morgen eine Schlacht geben, und Sie werden siegen.«

»Morgen werden wir vor den Franzosen weglaufen«, erwiderte Sharpe gelangweilt.

Curtis stand auf. In der schwarzen Soutane hob er sich scharf vor dem helleren Hintergrund ab. Er trat an den Rand der zum Fluss hin offenen Terrasse, fast bis unter die Kante des von Säulen getragenen Dachs, auf das der Regen trommelte. Er blieb mit dem Rücken zu Sharpe stehen und blickte auf den Fluss, während er sprach. »Ihr Engländer habt einen alten Glauben, dass eure großen Siege am Tag nach einer Gewitternacht kommen. Morgen werdet ihr eure Schlacht haben, die Problemlösung des Soldaten, und ihr werdet siegen.« Donner grollte, und Sharpe fand, dass der weißhaarige Priester in der schwarzen Soutane wie ein alter Magier wirkte, der das Gewitter heraufbeschworen hatte. Als der Donner verhallte, blickte Curtis über die Schulter zu Sharpe. »Die Zahl der Toten wird Legion sein.«

Sharpe glaubte Hufschlag und das Rasseln von Wagenrädern zu hören. Er lauschte angespannt, doch er nahm nur das Rauschen des Regens und Heulen des

Windes wahr. Er schaute Curtis an, der zurückkehrte und sich wieder auf die Bank setzte. »Und wann kommt der Weltuntergang?«

»Das ist Gottes Sache«, erwiderte Curtis. »Schlachten hingegen sind Menschenwerk. Würde Ihnen eine morgige Schlacht nicht sehr gefallen?« Sharpe gab keine Antwort. Er lehnte sich an die Wand. Curtis hob die Hände in einer Geste der Resignation. »Sie wollten nicht über Ihre Seele sprechen, und da redete ich stattdessen über eine Schlacht, und Sie wollen immer noch nichts sagen. Nun, dann schweigen Sie eben, und ich rede.«

Der alte Priester senkte den Blick, wie um seine Gedanken zu sammeln, und dann blickte er zu Sharpe auf. »Nehmen wir mal an, der Donner sagt die Wahrheit. Nehmen wir an, es findet morgen eine Schlacht statt, und die Engländer gewinnen. Was geschieht dann?« Er hob die Hand, als Sharpe etwas sagen wollte. »Folgendes geschieht: Die Franzosen werden sich zurückziehen müssen, dieser Teil Spaniens wird frei sein, und Colonel Leroux wird hier festsitzen.«

Jetzt hatte er Sharpes Aufmerksamkeit. Der Rifleman setzte sich auf.

»Colonel Leroux ist höchstwahrscheinlich in der Stadt«, fuhr Curtis fort. »Er wartet auf den Abzug der Briten. Wenn die Briten fort sind, wird er aus der Versenkung auftauchen, und das Töten und Foltern wird weitergehen. Habe ich recht?«

»Ja.« Curtis hatte nur gesagt, was sich jeder zusammenreimen konnte. »Und?«

»Und wenn Leroux gestoppt werden muss, wenn das Töten und Foltern aufhören soll, dann müssen Sie morgen kämpfen und eine Schlacht gewinnen.«

Sharpe lehnte sich wieder zurück. Curtis war nur ein Wohnzimmerstratege. »Wellington hat einen Monat lang

auf eine Schlacht gewartet. Es ist höchst unwahrscheinlich, dass er morgen eine bekommen wird.«

»Warum hat er gewartet?«

Sharpe schwieg, während es wieder donnerte. Er schaute zum Fluss und sah, dass es immer noch in Strömen regnete. Es war fast dunkel. Sharpe wünschte, das Gewitter würde aufhören und Curtis würde verschwinden. Er zwang sich, mit ihm zu plaudern. »Wellington hat gewartet, weil er will, dass Marmont einen Fehler macht. Er will den Franzosen auf dem falschen Fuß erwischen.«

»Genau!« Curtis nickte heftig, als wäre Sharpe ein Schüler, der endlich ein schwieriges Thema begriffen hat. »Nun, ertragen Sie mich weiter, Captain Sharpe. Morgen wird Wellington südlich des Flusses sein und dann westwärts ziehen, gen Portugal, habe ich recht?«

Sharpe nickte.

Curtis neigte sich vor und sprach eindringlich weiter. »Mal angenommen, er zieht *nicht* westwärts. Mal angenommen, er hat sich entschlossen, seine Armee an der Abzweigung zu verbergen, und angenommen, die Franzosen wissen das nicht. Was wird dann geschehen?«

Es war sehr einfach. Morgen würden beide Armeen den Fluss überqueren und nach rechts abbiegen. Es war wie der Bogen einer Pferderennbahn, und die Briten waren auf der Innenseite. Wenn sie vor Marmont gelangen, das Wettrennen zur portugiesischen Grenze gewinnen wollten, dann mussten sie schnell aus dem Bogen herauskommen und weitermarschieren. Wenn jedoch Curtis recht hatte, und wenn sich Wellington an der Biegung verbarg, dann würden die Franzosen an ihm vorbeimarschieren, seine Armee würde in Marschformation auseinandergezogen sein, und es würde leicht sein, sie anzugreifen. Es würde kein Wettrennen mehr sein. Es würde sein, als ob ein Schäfer seine Schafe vor einem Rudel hungriger Wölfe aufreiht. Aber das waren alles nur Mutmaßungen.

Sharpe zuckte mit den Schultern. »Die Franzosen wären geschlagen. Aber da stimmt nur eines nicht.«

»Was?«

Sharpe dachte an Hogans Brief. »Morgen marschieren wir westwärts, und zwar so schnell, wie wir können.«

»Nein, das tut ihr nicht, Captain Sharpe«, widersprach Curtis überzeugt. »Euer General versteckt seine Armee in einem Dorf namens Arapiles. Er will nicht, dass Marmont das erfährt. Der Franzose soll denken, er lässt in Arapiles einfach nur eine Nachhut zurück, und der Rest der Armee marschiert so schnell wie möglich westwärts.«

Sharpe lächelte. »Ich bezweifle, dass sich die Franzosen an der Nase herumführen lassen werden. Wenn Sie, Curtis, von dieser Täuschung gehört haben, dann müssen viele andere davon erfahren haben.«

»Nein.« Curtis lächelte. Es regnete immer noch in Strömen. »Ich verbrachte den Nachmittag in Arapiles. Da gibt es nur ein Problem.«

Sharpe neigte sich vor. »Welches?«

»Wie sagen wir Marmonts Spionen, dass Wellington morgen weitermarschiert?«

»Ist das Ihr Ernst?«

»Ja.«

Sharpe erhob sich, ging zur Tür, öffnete sie und spähte in den Garten. Es war nichts zu sehen außer den vom Gewittersturm gepeitschten Bäumen. Er wandte sich um, verwirrt nach der Unterhaltung. »Was meinen Sie mit *wir?«*

»Ich meine unsere Seite, Captain.«

Sharpe nahm sein Gewehr und kehrte zu seinem Platz zurück. Er hatte das Gefühl, der Boden gäbe unter seinen Füßen nach. Zuerst hatte Curtis ihn gereizt, dann verspottet, und jetzt gab er Sharpe das Gefühl, sehr dumm zu sein. Er ließ die Hand über das Schloss des Gewehrs

gleiten und sah den Priester an. »Sagen Sie, was Sie zu sagen haben.«

Curtis griff unter seine Soutane und zog ein Papier hervor, das mehrfach zu einem schmalen Streifen gefaltet war. »Dies erreichte mich heute, und deshalb suchte ich Wellington auf. Es kam zu mir, eingenäht in den Rücken eines Gebetbuches. Es kam aus Paris.«

Sharpe nahm nicht wahr, dass seine Wunde schmerzte. Seine ganze Konzentration galt dem alten Priester, der plötzlich große Autorität gewonnen hatte.

»Leroux ist ein gefährlicher Mann, Captain, ein sehr gefährlicher, und wir wollten mehr über ihn wissen. Ich fragte bei einem meiner Informanten an, bei einem Freund, der in einem Ministerium in Paris arbeitet. Dies ist die Antwort.« Curtis entfaltete das Papier. »Ich werde nicht alles vorlesen, weil Sie schon vieles davon von Major Hogan erfahren haben. Ich lese nur die letzten Zeilen vor. *Leroux hat eine Schwester, die so viele Sprachen beherrscht wie er, und ich kann ihren Aufenthaltsort nicht herausfinden. Sie wurde auf den Namen Helene getauft.*«

Sharpe schloss die Augen und schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Doch.«

»Nein, nein, nein!« Ein Donnerschlag übertönte Sharpes Worte, die wie ein Aufschrei klangen. Sharpe öffnete die Augen und nahm den Priester nur als Schatten in der Dunkelheit wahr. »Sie sind El Mirador.«

»Ja.«

Sharpe konnte es nicht fassen. »Nein. Nein!«

Curtis war unerbittlich. »Es mag Ihnen nicht gefallen, Captain, aber die Antwort ist immer noch ›ja‹.«

Sharpe weigerte sich weiterhin, es zu glauben. »Wo ist denn Ihr Beschützer?«

»Lord Spears? Der denkt, ich nehme Beichten in der Kathedrale ab, wie stets am Dienstagabend. Er verabschiedete sich von der Marquesa, Sharpe, und das hält die Frau auf. Die Hälfte der Kavallerie-Offiziere in der Stadt machen ihr in diesem Augenblick den Hof.«

»Nein! Ihre Eltern wurden von den Franzosen getötet! Sie lebte in Saragossa!«

»Sharpe!«, sagte Curtis eindringlich. »Sie lernte ihren Mann vor fünf Jahren in Paris kennen. Er war Mitglied der Spanischen Botschaft in Paris. Sie sagt, ihr Vater wurde in der Revolution hingerichtet, aber wer weiß das? So viele starben! Tausende. Und es wurden keine Akten angelegt, Sharpe, nichts wurde sorgfältig registriert. Es ist nicht schwierig für Napoleons Männer, ein schönes, junges Mädchen ins Spiel zu bringen und zu behaupten, sie sei die Tochter von Don Antonio Huesca und dessen englischer Frau. Wir hätten es nie herausgefunden, wenn wir nicht wegen Leroux nachgefragt hätten.«

»Sie wissen es immer noch nicht. Es gibt unzählige Helenes und Helenas.«

»Captain Sharpe, bitte benutzen Sie Ihren Verstand.«

Sie hatte behauptet, El Mirador zu sein, und sie war es nicht. Sharpe dachte an das Fernrohr auf ihrem Balkon, das auf die San-Cayetano-Festung gerichtet war, in der es ein zweites Fernrohr gegeben hatte. Es wäre so leicht für sie gewesen, Leroux Signale zu geben, ihm Informationen zu übermitteln. Dennoch konnte Sharpe es immer noch nicht glauben. Er wies in die Runde. »Aber all dies hier! Sie hat sich um mich gekümmert!«

»Ja.« Curtis erhob sich und ging auf und ab. Der Regen hatte nachgelassen, und es donnerte jetzt weiter südlich. »Ich nehme an, Sharpe, dass sie sich mehr als ein bisschen in Sie verliebt hat. Lord Spears sagt das, und Gott weiß, dass er mit ihr gesündigt hätte, wenn sie es ihm erlaubt hätte. Ich denke, sie liebt Sie. Sie ist einsam und fern der

Heimat. Als Priester missbillige ich Ihre Affäre, Sharpe, als Mann beneide ich Sie darum. Und als El Mirador will ich mir diese Liebe zunutze machen.«

»Wie?«

»Sie müssen sie heute Abend belügen, Captain. Sie müssen ihr sagen, dass Wellington eine Nachhut in Arapiles zurücklässt und damit Marmont überzeugen will, dass die Nachhut seine ganze Armee ist. Sie werden ihr sagen, dass Wellington Marmont täuschen will, damit er angesichts der Nachhut – die er fälschlich für die ganze Armee hält – nichts unternimmt, während die britische Armee entkommt. Das werden Sie ihr sagen, Captain, und sie wird es Ihnen glauben, weil Sie sie noch nie getäuscht haben. Und sie wird Marmont informieren, und morgen können Sie die Früchte Ihrer Bemühungen sehen.«

Sharpe versuchte, es ins Scherzhafte zu ziehen. »Sie informiert Marmont? Einfach so?«

»Niemand in Spanien stoppt einen Boten, der auf der Botschaft das Siegel des Hauses Casares el Grande y Melida Sadaba hat.«

Sharpe schüttelte den Kopf. Er konnte es immer noch nicht fassen. Er sehnte sich danach, die Marquesa zu sehen, sie in den Armen zu halten, ihre Stimme zu hören, mit ihr zu lachen.

Curtis nahm wieder Platz neben Sharpe, und während der Regen nachließ und das Gewitter südwärts zog, sprach der alte Priester von den Briefen, die zu ihm gelangten, von den versteckten und verschlüsselten Botschaften. Er erzählte von den Männern, die sie ihm schickten, und der List, die sie anwandten, um die Botschaften ans Ziel zu bringen. Curtis zeichnete ein plastisches Bild von seinen Informanten, die in Todesangst lebten, die nur für die Freiheit arbeiten und ein Netz über Napoleons Imperium gezogen hatten, das zu diesem alten Priester führte.

»Ich weiß nicht mehr genau, wann es anfing, vielleicht vor vier Jahren, aber ich fand die eintreffenden Briefe, und ich schrieb zurück, und dann begann ich die Briefe zu verstecken, in den Rücken von Büchern einzubinden. Als dann die englische Armee kam, war es ratsam, das Material weiterzugeben, und das tat ich, und jetzt bin ich der wichtigste Spion, den ihr habt.« Curtis zuckte mit den Schultern. »Ich hatte nicht vorgehabt, es zu werden. Ich habe viele Jahre lang Priester ausgebildet. Viele davon schreiben mir, oftmals auf Lateinisch, manchmal auf Griechisch ihre Informationen, und ich habe nur einen Mann verloren. Ich fürchte Leroux.«

Sharpe erinnerte sich daran, dass die Marquesa gesagt hatte, sie habe Angst vor Leroux. Sie war seine Schwester.

Sharpe schaute Curtis an. »Sie glauben, Leroux ist in der Stadt?«

»Ich nehme es an. Ich weiß es nicht, aber es ist nur logisch, dass er sich versteckt, bis die Franzosen zurückkehren. Oder dass er in der Stadt bleibt, um weiter nach mir zu suchen.« Curtis lachte vor sich hin. »Man nahm mich einmal fest. Man untersuchte all meine Bücher, alle Papiere, aber sie fanden nichts. Ich überzeugte sie, dass ich als irischer Priester die Engländer nicht besonders liebe. Ich liebe sie auch nicht. Aber ich liebe dieses Land, Sharpe, und ich fürchte Frankreich.«

Der Regen hatte aufgehört. Der Donner grollte fern im Süden. Sharpe fühlte sich völlig einsam.

Curtis musterte ihn. »Es tut mir leid.«

»Weswegen?«

»Weil ich denke, Sie lieben diese Frau.« Sharpe nickte, und Curtis seufzte. »Michael Hogan sah das voraus. Er wusste nicht, ob Sie ihr Geliebter waren, und so stellte ich Sie auf die Probe, um zu sehen, wie Sie reagieren. Lord Spears sagte, Sie schlafen mit der Marquesa, aber dieser

junge Mann streut Gerüchte aus, wenn er einen Skandal wittert. Ich glaube, ich beneide Sie.«

»Warum?« Sharpe war niedergeschmettert. Er hatte das Gefühl, dass man sein Privatleben genau analysiert hatte. Er war nur benutzt worden.

»Ich bin von Berufs wegen ein Wallach, Sharpe, aber das heißt nicht, dass ich den Stuten keine Beachtung schenke.«

»Sie ist sehr beachtenswert.«

Curtis lächelte in der Dunkelheit. »Das kann man wohl sagen.«

Sharpe legte das Gewehr auf die Bank neben sich. »Was geschieht, wenn es morgen eine Schlacht gibt?«

»Wir werden dann am Abend nach Leroux suchen. Ich nehme an, wir werden den Palacio Casares durchsuchen müssen.«

»Und was passiert mit ihr?«

Curtis lächelte ihn an. »Nichts. Sie ist ein Mitglied des spanischen Adels, über jeden Vorwurf erhaben und nicht zu bestrafen.« Curtis blickte in die Dunkelheit. »Ich muss gehen. Wenn sie mich hier antrifft, hätte ich das Gewehr als Vorwand für mein Hiersein, aber es ist besser, sie sieht mich nicht.« Er erhob sich. »Überzeugen Sie sie heute Nacht, Sharpe, und ich erteile Ihnen Absolution für diese Nacht, für diese Ta t.«

Sharpe wollte keine Absolution, er wollte Helena oder Helene, wenn das ihr Name war, und trotzdem fürchtete er sich vor der Begegnung, weil sie vielleicht bemerkte, dass eine Veränderung mit ihm vorgegangen war. Sie hatte ihn benutzt,

und vielleicht hätte er nie glauben sollen, dass eine Adelige eine echte Freundschaft mit einem Mann wie ihm im Sinn haben könnte, doch er konnte nicht glauben, dass sie alles nur vorgetäuscht hatte. Zuerst hatte sie ihn gebraucht, weil er der Mann war, der ihren Bruder jagte

und der ihr alles sagte, damit sie es Leroux weitererzählen konnte, doch sie war zu ihm zurückgekehrt, hatte ihn aus dem Lazarett geholt, und heute Nacht wollte er sie haben, was sich auch immer daraus entwickeln würde.

Curtis ging hinaus in den vom Regen nassen Garten. Nach dem Gewitter tropfte es von den Bäumen. »Viel Glück, Sharpe.«

»Ihnen auch, Sir.«

Curtis ging. Sharpe fühlte sich einsam und kam sich wie ein Dummkopf vor. Er wünschte sich, mit dieser Frau zu schlafen, und er war einsam. Er wartete. Im Süden, über dem Dorf Arapiles, grollte der Donner.

KAPITEL 19

Die Hügelkette verlief in Nord-Süd-Richtung. Sie war von Schafen, Ziegen und Kaninchen abgefressen worden, deren Kot wie kleine Musketenkugeln im dünnen, kargen Gras lagen. Auf der Hügelkette roch es nach wildem Thymian.

Der Tag war klar und trocken heraufgedämmert. Die einzigen Überbleibsel des Gewitters waren ein paar hohe Wolken und das nasse Erdreich, das bis zum Mittag von der Sonne getrocknet werden würde. Der Hügelkamm trocknete bereits, als Sharpe eintraf.

Die Marquesa hatte ihn angefleht zu bleiben. Sie hatte ihn angefleht, sie vor Leroux zu schützen, und er hatte sich an den Lügen beteiligt, indem er sie inständig gebeten hatte, ihn auf dem Rückzug der Armee zu begleiten, mit ihm nach Ciudad Rodrigo zu gehen, aber das wollte sie nicht.

Sie war sehr früh am Morgen in die Stadt zurückgekehrt, als es noch dunkel gewesen war, und sie hatte versprochen, Sharpe ein Pferd als Geschenk zu schicken. Er hatte protestiert, aber sie hatte es ihm geschickt. Ein Diener hatte es ihm gebracht und ihm stumm nachgeschaut, als er zur Furt östlich der Stadt geritten war. Sie hatte ihm ein Pferd mit Sattel und Zaumzeug geschenkt, und er konnte nicht einmal raten, wie viel das Geschenk wert war. Bald würde sie herausfinden, dass er sie belogen hatte wie sie ihn, und er würde das Geschenk zurückgeben.

Jetzt ritt er auf dem Pferd den großen Höhenrücken hinunter zu dem Platz, wo die Hügelkette endete und die Ebene begann, die Abzweigung. Dies war die Biegung, auf der die Armeen westwärts abschwenken würden, und die Hügelkette war wie die Markierung an der Innenseite der Kurve.

Er hatte der Marquesa alles in der Dunkelheit erklärt. Er hatte gesagt, die Franzosen könnten schneller als die Briten marschieren, und deshalb plane Wellington, sich davonzustehlen. Er würde eine Division in Arapiles zurücklassen und den Rest der Armee im Eilmarsch zehn Meilen westwärts ziehen lassen. Wellington selbst würde bei der Nachhut bleiben und damit Marmont überzeugen, dass die ganze Armee der Briten noch vor Salamanca war. Die Marquesa hatte aufmerksam zugehört und Fragen gestellt, und Sharpe hatte sich für die Lüge erwärmt.

Als die Zeit der Trennung gekommen war, hatte die Marquesa zärtlich die Narbe an seinem Gesicht berührt. »Ich möchte bei dir bleiben.«

»Dann bleib.«

»Ich muss gehen.« Sie hatte traurig gelächelt. »Ich frage mich, ob ich dich jemals wiedersehen werde.«

»Du wirst von Kavallerie-Offizieren umschwärmt sein, und ich werde eifersüchtig sein.«

Sie hatte seine Wange geküsst.

»Du wirst vor Würde strotzen wie beim ersten Mal, als du zum *mirador* kamst.«

Sharpe hatte sie geküsst. »Wir werden uns wiedersehen.«

Die Worte schienen in ihm nachzuhallen, als er sein Pferd, *ihr* Pferd, den Hügel hinauftrieb.

Östlich der Hügelkette erstreckte sich ein weites, gewelltes Tal, wo der reifende Weizen vom Regen niedergedrückt worden war und wo ein paar dunkle Bäume den Verlauf eines Bachs anzeigten.

An der fernen Seite des Tals gab es einen Steilhang, und Sharpe wusste, dass jenseits der kahlen Grate die französische Armee marschieren würde. Der Höhenzug und der Steilhang endeten in einer großen gewellten Ebene, und darauf würde Marmont westwärts abschwenken, um den Briten den Weg nach Portugal zu blockieren.

Am südlichen Ende des Höhenzugs fiel der Hang steil ab, und nicht weit davon entfernt im Westen befand sich ein Dorf. Es war ein Dorf wie tausend andere spanische Dörfer. Die Häuser waren aus roh behauenen Steinen und so niedrig, dass eine große Person nicht aufrecht darin stehen konnte. Die Ansammlung der kleinen Häuser war von vielen Gassen durchzogen. Es gab eine schlichte Kirche mit einem kleinen Glockenturm, auf dem ein Storchennest zu sehen war.

Die reicheren Bauern, und davon gab es nur wenige, hatten ihre Häuschen weiß angestrichen. Rosen wuchsen an den Wänden empor. Bauernhöfe grenzten an einige Häuser und waren jetzt leer, weil die Dorfbewohner die Armee fürchteten, die mit der Nacht hinter den Höhenzug gekommen war. Die Dorfbewohner hatten ihr Vieh fortgetrieben, in ein anderes Dorf, und die Ställe und Gassen waren Gott und den Soldaten überlassen worden. Das Dorf, das nie berühmt gewesen war, hieß Arapiles.

Wenn man am Fuß des Hangs nahe beim Dorf stand und südwärts schaute, sah man eine scheinbar leere, fast ebene Fläche, die mit Weizen und Gras bedeckt war. Der Horizont war dunkel von Bäumen und Büschen und unübersichtlich, denn jenseits der Ebene war das Terrain uneben und zerklüftet. Wenn man nach rechts blickte, sah man das Dorf Arapiles und jenseits davon, so nahe, dass es den Anschein hatte, Felsen wüchsen aus den Häusern, ragte ein Hügel auf, der Teso San Miguel. Zwischen dem Südende des Höhenzugs und dem Teso San Miguel erstreckte sich ein kleines Tal, nur zweihundert Yards breit an seiner engsten Stelle, und wenn man in die Mitte des Tals ging und den Höhenzug zu seiner Rechten und den Teso San Miguel zu seiner Linken hatte, konnte man voraus, etwa vier Meilen nördlich, den hohen Turm von Salamancas neuer Kathedrale sehen.

Wenn das kleine Tal von Kanonen- und Musketenrauch erfüllt war, konnte man vielleicht dankbar für diesen Orientierungspunkt sein.

Im Osten war der Steilhang, dann folgte das große Tal, dann der Höhenzug, auf dem es nach Thymian und Lavendel duftete und der mit Kohlweißlingen getupft war, und dann kam das kleine Tal, dann der Teso San Miguel mit Arapiles zu seinem Fuß, und jenseits des Dorfs und des Hügels erstreckte sich die Ebene nach Westen.

Sharpe zügelte das Pferd am südlichen Ende des Höhenzugs und betrachtete mit dem Blick des Soldaten den Steilhang, die Täler und das Dorf, doch sein Hauptaugenmerk galt der Ebene, die sich bis zu dem Wald im Süden erstreckte. Die Ebene, in der reifender Weizen leuchtete, war wie ein großer See, der gegen den Steilhang, den Höhenzug und den Teso San Miguel schwappte, und in dem See gab es zwei sonderbare Inseln. Zwei Hügel, und für einen Soldaten waren die beiden Hügel der Schlüssel zur Ebene.

Der erste Hügel war klein, aber hoch. Seine Hänge waren zu steil, um etwas darauf anzupflanzen, und so überließ man sie den Schafen, Kaninchen und den Skorpionen, die zwischen den Felsen lebten, von denen die Hänge übersät waren, und den Falken, die auf dem flachen Gipfel nisteten.

Der kleine Hügel lag genau südlich des Höhenzugs, so nah, dass das Tal dazwischen wie ein Sattel war. Aus der Luft würden der lange Höhenzug und der kleine Hügel wie ein Ausrufezeichen aussehen.

Wenn ein Storch aus seinem Nest auf Salamancas neuer Kathedrale geradenwegs nach Süden flog, über den Fluss und weiter über das Ackerland, würde er den kleinen Hügel überfliegen. Und wenn er noch weiter nach Süden flog, in die große Ebene, würde er den zweiten Hügel nur etwas mehr als eine halbe Meile von dem ersten entfernt überfliegen. Dieser Hügel ragte einsam aus dem Weizen

auf. Er war größer als der erste, jedoch niedriger. Er lag wie ein Klotz mit ebener Oberfläche, wie ein Gedankenstrich unterhalb des Ausrufezeichens. Die Hänge waren so steil wie die des ersten Hügels, und die Falken und Raben lebten auf der flachen Kuppe ungestört, denn kein Mensch hatte einen Grund, die steilen Hänge zu erklettern, es sei denn, er hatte ein Geschütz und wollte diese Position einnehmen. Dann hatte er jeden Grund, denn keine Infanterie konnte hoffen, jemanden von dem Hügel zu verjagen, der wie eine große Schützenplattform aus der See des Weizens ragte.

Die Dorfbewohner nannten die beiden Hügel »Die kleinen Brüder«. Ihr richtiger Name war auf das Dorf zurückzuführen. Sie waren die Arapiles, der kleinere Arapile und, draußen in der Ebene, der größere Arapile.

Als Gott die Welt erschaffen hatte, musste er die große Ebene eigens für die Kavallerie geschaffen haben. Der Boden war hauptsächlich fest, oder er würde es sein, wenn die Sonne den Regen der Nacht aufgesogen hatte, und er war überwiegend eben. Die Säbel konnten wie Sensen ins Korn mähen. Und die Arapiles, den größeren und den kleineren, hatte Gott für die Schützen erschaffen. Von ihren Gipfeln, die eine Plattform für die Geschütze bildeten, konnten die Kanoniere die Ebene beherrschen. Für die Infanterie hatte Gott nichts getan, abgesehen von einigem lockeren Erdreich, aus dem leicht Gräben ausgehoben werden konnten, aber die Infanterie war daran gewohnt, benachteiligt zu sein.

All das sah Sharpe in ein paar Sekunden, denn es zählte zu seinem Handwerk, ein Terrain einzuschätzen und zu beurteilen, wie es für das Töten des Feindes genutzt werden konnte, und er wusste, dass dies das Schlachtfeld sein würde, wenn er die Marquesa getäuscht hatte. Einige Männer waren hier bereits gefallen.

Im weiten Tal zwischen dem Höhenzug mit den Briten und dem Steilhang mit den Franzosen lieferten sich Riflemen einen halbherzigen Kampf mit französischen Voltigeuren. Die britischen Schützen hatten den Feind bis zum Gipfel des Steilhangs zurückgetrieben und ein paar Franzosen getötet, aber niemand nahm diesen Kampf sonderlich ernst.

Der zweite Kampf war ernst. Portugiesische Soldaten hatten den Befehl erhalten, den größeren Arapile einzunehmen, draußen in der Ebene, und die französische Infanterie war schneller auf dem Gipfel und feuerte mit ihren Musketen den steilen Hang hinunter, und so scheiterten die Portugiesen. Die Franzosen hatten eine der beiden Geschützplattformen eingenommen, die das Schlachtfeld beherrschten, und Sharpe sah bereits eine französische Kanone auf dem Gipfel. Zwei britische Geschütze standen stumm auf dem kleineren Arapile. Ihre Besatzungen ließen ihre Uniformen trocknen, die noch nass vom Marsch durch den Regen waren, und fragten sich, was der Tag bringen würde. Vielleicht einen weiteren verzweifelten Marsch, um den Franzosen zu entkommen.

Sie wollten kämpfen, doch zu viele Tage dieses Feldzugs hatten mit einem Rückzug geendet.

Sharpe ritt zu dem kleinen Gehöft am südlichen Ende des Höhenzugs. Darin wimmelte es von Stabsoffizieren. Sharpe zügelte das Pferd und saß schwerfällig ab. Eine Stimme ertönte hinter ihm, und er wandte sich um.

»Richard!«

Hogan kam mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu, als wollte er ihn umarmen. Der Major tat es jedoch nicht. Er blieb vor ihm stehen und sagte: »Ich hätte nicht gedacht, Sie jemals wiederzusehen.« Er ergriff Sharpes Hand und schüttelte sie. »Von den Toten auferstanden! Sie sehen besser aus. Wie steht es mit der Wunde?«

»Die Ärzte sagen, die Heilung dauert noch einen Monat, Sir.«

Hogan strahlte vor Freude. »Ich dachte, Sie wären tot! Und wie Sie aussahen, als wir Sie aus diesem Keller holten!« Er schüttelte den Kopf. »Wie fühlen Sie sich?«

»Halb bei Kräften.« Sharpe war verlegen bei Hogans Freude. »Und wie geht es Ihnen, Sir?«

»Gut. Es ist schön, Sie wiederzusehen, wirklich.« Er blickte zu dem Pferd, und seine Miene spiegelte Überraschung wider. »Sie sind zu Geld gekommen?«

»Es ist ein Geschenk, Sir.«

Hogan, der ein Pferdenarr war, zog die Lippen des Pferdes zurück, um sich die Zähne anzusehen. Er betastete die Beine, den Bauch, und sagte bewundernd: »Das ist aber eine Schönheit. Ein Geschenk?«

»Von der Marquesa de Casares el Grande y Melida Sadaba.«

»Oh.« Hogan wurde rot. Er tätschelte den Hals des Hengstes und schaute Sharpe an. »Diese Sache tut mir leid, Richard.«

»Warum? Ich nehme an, ich habe einen Narren aus mir gemacht.«

»Ich wünschte, ich könnte das mit ihr.« Hogan grinste. »Haben Sie es ihr gesagt?«

»Ja.«

»Und sie hat es geglaubt?«

»Ja.«

Hogan lächelte zufrieden. »Gut, gut.« Er konnte seine Freude nicht verbergen. Er strahlte Sharpe an. »Wir müssen es dem Peer sagen. Haben Sie gefrühstückt?«

»Jawohl, Sir.«

»Dann frühstücken Sie eben noch einmal. Ich lasse Ihr Pferd von meiner Ordonnanz in den Stall bringen und versorgen.« Er wandte sich ab, blieb dann jedoch stehen und schaute zu Sharpe zurück. »War es hart, Richard?«

»Ja.«

Hogan nickte. »Es tut mir leid. Aber wenn es klappt, Richard …«

»Ich weiß.«

Wenn es klappte, würde es eine Schlacht geben. Die große trocknende Ebene südlich des Dorfs und rings um die Hügel würde zum Schlachtfeld werden, vorbestimmt in einer dunklen Nacht des Gewitterdonners, des Verrats und der Liebe.

KAPITEL 20

Die Sonne stieg höher, trocknete das Schlachtfeld und erhitzte die Felsen, dass man sie fast nicht mehr berühren konnte. Ein Hitzeschleier lag über den flachen Felsgipfeln der beiden Arapiles. Die Kanoniere spuckten auf die Läufe ihrer Kanonen, und der Speichel zischte und verdampfte, und das schon, bevor die Kanonen feuerten. Insekten schwirrten im Gras und Weizen herum, Schmetterlinge flatterten über Mohn und Kornblumen, und die letzten zerfaserten Wolken des Gewitters lösten sich auf und verschwanden. Das Land duckte sich unter der Hitze und war scheinbar leer. Vom Höhenzug oder dem Steilhang und von jedem der Hügel aus konnte man nicht mehr als hundert der hunderttausend Männer sehen, die sich an diesem Tag bei den Arapiles versammelt hatten. Es war Mittwoch, der 22. Juli 1812.

Auguste Marmont war sechsunddreißig Jahre alt. Er war Herzog von Ragusa, was wenig bedeutete im Vergleich zu der Tatsache, dass er der jüngste Feldmarschall Frankreichs war. Marmont war ungeduldig. Der Engländer, Wellington, hatte jeden französischen General besiegt, der sich ihm entgegengestellt hatte, aber Marmont hatte er nicht besiegt und würde es auch nicht. Auguste Marmont, Sohn eines Eisenfabrikanten, hatte den Engländer ausmanövriert, war schneller marschiert als er, und jetzt musste er ihn nur noch vor Portugal einholen. Aber nun, als der Morgen auf das Ende zuging, war Marmont auf einmal unsicher.

Er ritt hinter den größeren Arapile, stieg vom Pferd und kletterte den steilen Hang hinauf. Er legte sein Fernrohr auf dem Rad einer Kanone auf und spähte lange und

sorgfältig zum kleineren Arapile, zum Dorf und dem Gehöft am südlichen Ende des Höhenzugs. Andere Offiziere schauten ebenfalls durch ihre Fernrohre, und einer davon, ein Stabsoffizier, wies zum Höhenzug. »Dort, Maréchal.«

Marmont blinzelte, weil das Messing des Fernrohrs die Sonnenstrahlen reflektierte. Er richtete das Fernrohr auf den Höhenzug, und dann sah er deutlich einen Mann mit einem langen blauen Mantel, grauer Hose und einem einfachen schwarzen Hut. Marmont stieß einen Grunzlaut aus. Wellington war dort oben. »Was macht er?«

»Vielleicht will er dort zu Mittag essen«, sagte der Stabsoffizier und lachte.

Marmont bedachte ihn mit einem finsteren Blick. »Geht er oder bleibt er?«

Niemand antwortete. Marmont schwenkte das Fernrohr nach links und sah zwei britische Geschütze auf dem kleineren Arapile und dann weitere Kanonen, vielleicht vier, auf dem Hügel hinter dem Dorf. Das waren nicht viele Geschütze, und er fürchtete sie nicht. Er richtete sich auf und spähte nach Westen. »Wie ist das Terrain?«

»Trocken, Maréchal.«

Die Ebene erstreckte sich einladend nach Westen. Sie war leer, eine große, im Sonnenschein goldfarbene Straße, die ihn vor Wellington bringen konnte. Marmont reizte es, loszumarschieren, schneller zu sein als der Brite, damit er die Straße blockieren und den Sieg erringen konnte, der Frankreich, Europa, der Welt verkünden würde, dass Auguste Marmont Britanniens Armee zerstört hatte. Er sah diesen Sieg schon vor sich. Er würde das Schlachtfeld auswählen, die rotberockte Infanterie zwingen, auf irgendeinem unmöglichen Hang anzugreifen, den er mit seiner geliebten Artillerie besetzt haben würde. Vor seinem geistigen Auge sah er bereits das Kartätschenfeuer in die britischen Linien einschlagen. Doch nun, auf dem größeren Arapile, kamen ihm Zweifel. Er sah Rotröcke im Dorf,

Geschütze auf den Hügeln, aber war das nur eine Nachhut oder mehr?

»Geht er oder bleibt er?«, fragte er abermals.

Wieder gab es keine Antwort. Ein Feldmarschall Frankreichs kam gleich unter dem Kaiser, und Marmont trug die dunkelblaue Uniform, besetzt mit goldenen Blättern, und sein Kragen und die Schultern waren mit vergoldeten Auszeichnungen geschmückt. Ein Feldmarschall Frankreichs erhielt Privilegien, Reichtümer und Ehren, aber er musste sie sich verdienen, indem er selbst Antworten auf die schwierigen Fragen fand. Marschierte er weiter oder blieb er?

Marmont stapfte auf dem größeren Arapile auf und ab. Er dachte nach. Seine Stiefel waren eng und drückten, und das ärgerte ihn. Jeder, der hundertfünfzig Paar Stiefel mit in den Krieg nahm, hatte ein Anrecht darauf, ein Paar zu finden, das passte. Er zwang sich, wieder an die Briten zu denken. Gewiss würden sie marschieren, oder? Wellington hatte sich einen Monat lang zu keiner Schlacht gestellt, warum sollte er das also heute tun? Und warum sollte Wellington warten?

Marmont spähte wieder durch das Fernrohr. Er sah, dass sein Feind mit einem großen Mann sprach, der den grünen Uniformrock eines Schützen trug. Die Schützen. Britanniens Leichte Truppen. Schnelle Marschierer, sogar schneller als die Franzosen. Angenommen, Wellington hatte seine Leichten Divisionen in diesem Dorf gelassen? Angenommen, der Rest seiner Armee war bereits auf der Straße, marschierte westwärts, um dem Feuer der französischen Geschütze zu entgehen?

Marmont versuchte sich in die Lage seines Feindes zu versetzen. An Wellingtons Stelle würde er einen Tagesmarsch herausschinden wollen. Er würde wollen, dass die Franzosen hierblieben. Und wie konnte er das erreichen? Indem er seine besten Soldaten bei dem Dorf

ließ und selbst blieb, denn wenn der General anwesend ist, nimmt der Feind an, dass die Armee ebenfalls da ist.

Marmont war sich im Klaren darüber, dass er eine Entscheidung treffen musste. Diese verdammten drückenden Stiefel!

Etwas zu tun war besser, als nichts zu tun. Er wandte sich an seine Stabsoffiziere und befahl einen Angriff auf das Dorf. Er wusste, dass es nur ein Hinhaltemanöver war. Es würde die britische Nachhut entmutigen, und sie würde sich nicht auf die Ebene wagen, sodass er westwärts marschieren konnte. Die Entscheidung musste er jedoch immer noch treffen, die große Wahl, und er fürchtete sich davor.

Sein Adjutant breitete eine Leinendecke auf dem Gras aus und legte das silberne Besteck darauf, das den Feldmarschall und seine hundertfünfzig Paar Stiefel überallhin begleitete. Marmont sagte sich, dass der Krieg bis nach einem frühen Mittagessen warten musste. Er rieb sich die Hände, als er sah, was serviert wurde. »Kalte Ente! Vorzüglich, vorzüglich!«

Ein Reiter trabte den südlichen Steilhang hinab. Er ritt an den Truppen vorbei, die auf die Befehle warteten, entweder westwärts zu marschieren oder einen Tag lang zu warten. Der Reiter durchquerte eine seichte Furt, trabte vorbei an einer alten Fußgängerbrücke, die den Bach überspannte, und dann ritt der Reiter auf den größeren Arapile-Hügel zu. Dort wartete Marmont, wie man ihm gesagt hatte. Der Reiter trug einen Brief in seiner Säbeltasche. Er trieb sein Pferd den Hang hinauf, so hoch wie es klettern konnte, und dann saß er ab, warf einem Infanteristen die Zügel zu und eilte das letzte Stück zu Fuß hinauf. Er rannte zum Feldmarschall, salutierte und überreichte ihm das gefaltete, versiegelte Papier.

Marmont lächelte, als er das Wachssiegel sah. Er kannte dieses Siegel, wusste, dass er ihm vertrauen konnte. Er

erbrach das Siegel, entfaltete das Papier und rief nach Commandant Berthon. »Entschlüsseln! Schnell!«

Dann schaute er wieder zu den Hügeln, die vom Feind gehalten wurden. Wenn er nur sehen könnte, was auf der anderen Seite war! Vielleicht würde ihm die Botschaft das sagen. Dann wurden seine Gedanken pessimistisch. Vielleicht war es auch nur eine politische Nachricht oder ein Bericht über Wellingtons gesundheitliche Verfassung.

Während Berthon die Botschaft entschlüsselte, wartete Marmont ungeduldig, täuschte jedoch Ruhe und Gelassenheit vor. Er bot dem Kavalleristen, der die Botschaft gebracht hatte, Wein an und machte ihm ein Kompliment über die Uniform.

Endlich brachte Berthon dann die Botschaft. »Die Briten marschieren heute westwärts. Eine einzige Division bleibt, um Sie zu überzeugen, dass er einen Kampf um Salamanca plant. Die Briten sind in großer Eile und befürchten, eingeholt zu werden.«

Er hatte es gewusst! Die Botschaft war nur eine Bestätigung. Er hatte es gewusst! Und dann, wie zur Bekräftigung seiner plötzlichen Gewissheit, sah er die verräterische Staubwolke am westlichen Himmel. Die Briten marschierten! Und er konnte sie überholen! Er zerriss die Botschaft der Marquesa in Stücke, in immer kleinere Schnipsel und verstreute sie. Dann grinste er seine Offiziere an. »Wir haben ihn, Messieurs! Endlich haben wir ihn!«

Etwa fünf Meilen entfernt marschierte die britische Dritte Division, die zurückgelassen worden war, um Salamanca auf dem Nordufer des Rio Tormes abzuschirmen, durch die Stadt und über die romanische Brücke. Es war ein unangenehmer Marsch. Die Bürger von Salamanca verhöhnten die Soldaten, warfen ihnen vor, feige vor dem Feind davonzulaufen, und die Offiziere und Sergeants sorgten dafür, dass die Männer die Disziplin bewahrten. Sie

marschierten unterhalb der kleinen Festung über die Brücke und bogen nach rechts auf die Straße nach Ciudad Rodrigo ein. Außer Sicht der Stadt schwenkten sie nach links von der Straße ab und marschierten weiter südwärts bis zu einem Dorf namens Aldea Tejada. Sie waren jetzt nahe der großen Ebene, die zum Schlachtfeld werden sollte.

Die Dritte Division brauchte über zwei Stunden für den Marsch. Die Männer waren müde, entmutigt durch einen weiteren Rückzug, und sie schämten sich, weil sie die Stadt im Stich ließen. Einige von ihnen schlurften in ihrer Erschöpfung. Staub stieg empor. Die Straße war trocken, und der Staub wirbelte, und die Luft über der Straße nach Ciudad Rodrigo war von feinem weißem Staub erfüllt.

Marmont hatte die Botschaft, sah die Staubwolke, und jetzt war vergessen, dass ihn die Stiefel drückten. Er würde seinen Sieg haben!

Bei den Briten herrschte keine solche Hochstimmung. Das Warten hatte Wellingtons Offiziere nervös und gereizt gemacht. Sharpe hatte eine Weile geschlafen, denn er hatte in der vergangenen Nacht kaum ein Auge zugetan, und jetzt spähte er über die große Ebene, die sich leer unter den Falken erstreckte, die am stahlblauen Himmel flogen. Es gab kein Anzeichen darauf, dass Marmont in die Falle ging, und der Mittag war schon vorüber. Sharpe war von Kanonendonner geweckt worden, als die Franzosen das Dorf angegriffen hatten. Er hatte eine Zeitlang beobachtet, wie die Kanonenkugeln der Briten in die Reihen der feindlichen Bataillone eingeschlagen waren, wie sich die Plänkler zum Kampf in den Weizenfeldern getroffen hatten, aber der französische Angriff wurde am Dorfrand gestoppt. Marmont hatte jedoch einen Erfolg. Mit seinen Geschützen auf dem größeren Arapile vertrieb er die Briten mit ihren Kanonen vom Gipfel des kleineren Arapile. Sharpe

beobachtete, wie die Kanoniere, unterstützt von Infanterie, die großen Geschütze den steilen Hang hinabbugsierten.

Runde eins für Frankreich.

Etwa fünftausend Franzosen waren hinter dem größeren Arapile aufgetaucht und auf das Dorf vorgerückt. Sharpe hörte das hellere Peitschen der Baker-Gewehre von der Ebene, und er wusste, dass die französischen Plänkler die britischen Schützen verfluchten, dass Voltigeure im Weizen sterben würden, und alles schien so weit entfernt zu sein wie die Schlacht eines Kindes mit Spielzeugsoldaten, die man aus einem Fenster im oberen Stockwerk betrachtet. Die Blauuniformierten rückten vor, stoppten, und die weißen Rauchwölkchen zeigten, wo Schrapnells über dem Feind niedergingen, und das Donnern und Krachen folgte Sekunden später.

Der Angriff stoppte vor dem Dorf. Dies war keine echte Schlacht, noch nicht. Wenn es die Franzosen ernst gemeint hätten, wenn sie wirklich die armseligen kleinen Häuser hätten erobern wollen, dann wären sie in ihren großen Kolonnen marschiert, mit Fahnen und Bannern, die Trommler hätten sie angespornt, und die Artillerie hätte vor ihnen einen Pfad freigeblasen, und der Kampflärm wäre zu einem Crescendo in der Mittagshitze angeschwollen, während die Franzosen das Dorf gestürmt hätten. Sharpe döste wieder ein.

Hogan weckte ihn und bot ihm Mittagessen an, zwei kalte Hühnchenschenkel und verdünnten Wein. Sharpe aß und trank im Schatten an der Wand des Bauernhauses und lauschte auf den schwachen Kampflärm der Plänkler, die beim Dorf aneinander gerieten. Die große Ebene im Westen war immer noch leer, die Franzosen nahmen den Köder nicht an, und Hogan hatte bedrückt zugegeben, dass Wellington in ein paar Stunden wahrscheinlich den Befehl zum vollständigen Rückzug geben würde.

Wellington ging unruhig vor dem Gehöft auf und ab. Er war einmal unten im Dorf gewesen, hatte sich vergewissert, dass die Verteidiger nicht in Schwierigkeiten waren, und jetzt machte er sich Sorgen, während er kaltes Hühnchen aß und darauf wartete, dass Marmont seine Karten aufdeckte. Wellington hatte Sharpe gesehen, ihn »wieder unter den Lebenden« willkommen geheißen, aber der General war nicht in der Stimmung für eine Plauderei. Er ging unruhig auf und ab, er beobachtete und machte sich Sorgen.

»Sir! Sir!« Ein Reiter jagte von Westen den Hang hinab, und sein Pferd war schweißnass. Er zügelte das erschöpfte Tier, sprang aus dem Sattel, salutierte und überreichte dem General einen Zettel. Er war der Adjutant von General Leith, und er wartete nicht, bis Wellington die Botschaft las. »Sir! Sie gehen nach links in einer auseinandergezogenen Formation!«

»Geben Sie mir ein Fernrohr! Schnell!«

Es gab brachliegende Flächen in der gewellten Ebene, Vertiefungen zwischen dem Weizen, die von dem Höhenzug aus nicht zu sehen waren, und die Franzosen waren in diesen Senken. General Leith, weiter im Westen, hatte die Bewegungen als Erster bemerkt, aber nun waren die Franzosen auch vom Höhenzug aus zu sehen, während sie aus den Senken auftauchten, und Sharpe sah durch sein Fernrohr, dass der Feind marschierte. Das Schaf war auf dem Gebiet des Wolfs. Wellington schob sein Fernrohr zusammen, warf den Hühnchenschenkel, von dem er gegessen hatte, über die Schulter und sagte mit strahlender Miene: »Bei Gott! Es klappt!«

Sein Pferd stand bereit. Er saß auf und preschte nach Westen, galoppierte seinen Stabsoffizieren davon, und eine Staubfahne stieg hinter ihm auf. Sharpe spähte weiterhin nach Südwesten, zu der großen Ebene, die sich so einladend vor den Franzosen erstreckte, und er sah die

Truppen aus den Senken auftauchen. Es war ein beeindruckender Anblick. Bataillon um Bataillon des Feindes formierte sich in Marschordnung und marschierte in der Hitze westwärts. Der Angriff auf das Dorf hatte nur dazu gedient, die britische Nachhut festzunageln, während die Franzosen abzogen, weil sie überzeugt waren, dass ihr Feind bereits unterwegs war und sie ihn jetzt nur noch zu überholen brauchten.

Hitzeschleier wogten über der Ebene, doch die Franzosen waren guten Mutes, voller Eifer, und sie marschierten über die Feldwege zwischen den Disteln und dem Weizen, die Waffen geschultert und voller Hoffnung. Sie marschierten immer weiter nach Westen, zogen sich immer weiter auseinander, und keiner von ihnen konnte wissen, dass der Feind sie erwartete, nördlich von ihnen, verborgen und bereit zur Schlacht.

Hogan strahlte vor Freude. »Wir haben ihn, Richard! Endlich haben wir ihn!«

KAPITEL 21

Schlachten fangen selten schnell an. Sie entwickeln sich wie ein Flächenbrand. Ein rot glühendes Stück von einem Musketenpfropf fällt auf Gras, es schwelt, wird vom Wind angefächert, und hundert andere solcher winziger Funken glimmen auf dem trockenen Boden. Einige erlöschen, andere werden zu Flämmchen und vielleicht von einem gereizten Plänkler ausgetreten, aber dann vereinigen sich zwei Flämmchen, und der Wind facht die Flamme an, wirbelt den Rauch auf, und plötzlich wird aus den Funken und Flämmchen ein tobendes Feuer, das die Verwundeten röstet und die Toten verschlingt. Es gab noch keine Schlacht bei den Arapiles, aber es gab bereits Funken, die noch zu einem Inferno führen konnten. Der Nachmittag zog sich dahin, und die Offiziere, die vom Gehöft am südlichen Ende des Höhenzugs aus beobachteten, spürten, dass ihr Hochgefühl in Langeweile umschlug. Die französischen Batterien feuerten immer noch über ihre Soldaten hinweg, die sich im Gras und Weizen niedergelassen hatten, aber die Kanonade war langsamer, fast halbherzig, und die Briten nutzten die Feuerpause, um zwei Geschütze zurück auf den kleineren Arapile zu bringen.

Der Nachmittag ging träge dahin, und für die Männer auf dem Höhenzug und die Bataillone dahinter war der Kampflärm wie ein fernes Gewitter, das keine Auswirkungen auf sie hatte. Der linke französische Flügel, ein Viertel der Armee, marschierte westwärts, hörte das Krachen der Geschütze hinter sich und hielt es nur für ein Geplänkel mit der Nachhut.

Die britischen Kanoniere, die zwei Geschütze auf den kleineren Arapile gebracht hatten, bedienten sie

schwitzend in der Hitze. Die Geschütze ruckten zurück, die Kanonenkugeln zersplitterten Gestein auf dem anderen Arapile, und nach jedem Schuss mussten die Kanoniere die Geschütze wieder in Position bringen, die Monster mussten gefüttert werden, und der Rauch biss den Männern in die Augen und nahm ihnen den Atem.

Ein Kanonier schob eine kugelförmige Kartätsche in den Lauf. Es war Britanniens Geheimwaffe, vor achtundzwanzig Jahren von Lieutenant Shrapnell erfunden, und bis jetzt hatte noch kein anderes Land sie erfolgreich kopieren können. Dies war eine kleine Kartätsche, denn es hatte keine größere Kanone als ein Sechspfünder den steilen Hügelhang hinaufgeschafft werden können. Die hohle Eisenkugel von Shrapnells Erfindung enthielt sechzig Musketenkugeln rings um die Pulverladung in der Mitte. Die Lunte war verkürzt worden, sodass die Kugel über dem größeren Arapile explodieren würde. Die Sechspfünder-Kanone wurde geladen, und bald darauf hallte ihr Donnern über die Ebene.

Das Feuer schwelte noch. Es konnte jeden Augenblick ausbrechen, und das Schicksal, die Göttin des Soldaten, interessierte sich allmählich für die Funken, die um die Arapiles glimmten. Ein Artillerieoffizier auf dem kleineren Arapile sah die Kartätsche aus dem Rauch auftauchen wie eine bleistiftdünne graue Linie in der Luft, und dann explodierte die Kartätsche über dem fernen Rand des größeren Arapile in einem schwarzgrauen und blutroten Ball, und gleich darauf war der Boden von Bleikugeln und den Fetzen der Hülle übersät. Die meisten Kugeln schlugen harmlos ein, einige prallten als Querschläger von heißem Gestein ab, aber das Schicksal wollte es, dass zwei Kugeln Auguste Marmont in die Seite trafen, und Frankreichs jüngster Feldmarschall wurde gefällt. Er war nicht tot, aber er konnte seine Armee an diesem Tag nicht mehr

befehligen, eine Armee, die er bereits in die Vernichtung geführt hatte.

Wellington war weit fort. Er war zur Dritten Division geritten und hatte sie in eine neue Position ostwärts befohlen, und sie hatte den Marsch begonnen. Die Franzosen marschierten westwärts, in dem Glauben, die Briten überholen und abfangen zu können, doch die Briten kamen ihnen entgegen und warteten hinter ihnen, was sie nicht wissen konnten. Und die Briten, verbittert nach den Wochen der Märsche und des Rückzugs, wollten kämpfen.

Zwischen der Dritten Division und den Arapiles, verborgen in einer tiefen Senke, warteten weitere Briten. Kavalleristen. Die Schwere Kavallerie, kürzlich aus Britannien gekommen und begierig darauf, ihre Pferde und die langen 35-Zoll-Klingen auszuprobieren, Säbel, die zu schwer für eine schnelle Parade, jedoch hervorragend geeignet zum Töten von Infanteristen waren.

Die Sonne hatte die Ebene gebleicht. Das Schlachtfeld begann sich zu füllen wie eine Bühne, aber immer noch wartete es darauf, dass die Funken zum Feuer der Schlacht aufloderten. Das geschah im Westen, als die Dritte Division auf die Spitze der französischen Kolonne stieß, und für die Männer beim Gehöft auf dem Höhenzug begann die Schlacht mit dem fernen Krachen der Musketen. Rauch stieg im Westen auf, Kampflärm war zu hören, und Staub wirbelte empor und vermischte sich mit dem Rauch. Dann konnten die Männer durch die Fernrohre ein wenig von dem erkennen, was geschah. Die französische Kolonne war zusammengebrochen und zurückgeworfen, und die Schlacht, die im Westen begonnen hatte, wogte nach Osten, zurück zu den Arapiles.

Die französischen Bataillone zogen sich zurück. Sie waren zahlenmäßig unterlegen, hatten weniger Geschütze und keinen General. Sie hatten geglaubt, die Vorhut auf einem Marsch zu sein, und jetzt stellten sie fest, dass sie die Front

in einer Schlacht waren und vernichtend besiegt werden würden.

Sharpe beobachtete. Er verabscheute die Kavallerie wie alle Infanteristen, und er war es gewohnt, die britische Kavallerie schlecht geführt und wirkungslos zu erleben, doch das Schicksal war an diesem heißen Nachmittag in Spanien gegen die Franzosen. Die Schweren Dragoner der Briten, einige von der Leibwache des Königs, griffen die Franzosen von Norden her an. Sie wollten kämpfen. Sie tauchten in zwei Gliedern aus der Senke auf, trabten, um ihre Formation zu halten, und die schwarzen Pferdeschweifhaare auf ihren glänzenden Helmen wogten im Reitwind. Sharpe sah durch das Fernrohr ein Funkeln, Glitzern und Blitzen, und dann waren die Säbel erhoben, und die Reiter trabten Steigbügel an Steigbügel in einer Linie.

Er hörte nicht das Trompetengeschmetter, das sie zum Handgalopp trieb, aber er sah, dass die Linie schneller wurde und immer noch Disziplin bewahrte. Er wusste, was sie empfinden mussten. Alle Männer fürchteten den Augenblick, in dem es in die Schlacht geht, aber diese Männer waren auf großen Pferden, der Gestank des Pulvers drang ihnen in die Nase, und das Schmettern der Trompete feuerte sie an. Die Franzosen waren unvorbereitet. Die Infanterie kann sich zu einem Karree formieren, und die Lehrbücher sagen, dass keine Kavallerie der Welt ein gut formiertes Karree durchbrechen kann, aber die Franzosen hatten nichts von der Gefahr gewusst und kamen nicht mehr dazu, sich zu einem Karree zu formieren. Sie waren auf dem Rückzug von einem massiven Infanterieangriff, und sie feuerten und luden und verfluchten ihren General, als die Erde unter den vielen Hufen erbebte.

Tausend Pferde, die besten Pferde der Welt, und tausend Säbel tauchten aus dem Staub auf, und das

Trompetengeschmetter spornte die Reiter zum Angriff, zu dem letzten Augenblick, wenn dem Pferd die Zügel freigegeben werden und die Linie in Unordnung gerät, aber das macht nichts, denn der Feind ist nahe. Die Reiter, die ein Ziel bekommen hatten, von dem jeder Kavallerist träumte, stießen Triumphschreie aus, und die großen, schweren Säbel sausten hinab auf die Franzosen. Die Furcht war vergessen. Die Briten töteten und töteten, ritten die Franzosen über den Haufen und machten sie mit den Säbeln nieder, und den Franzosen blieb nichts anderes übrig als heillose Flucht.

Die Reiter verfolgten sie. Jetzt trafen die Säbel von hinten. Die Schweren Dragoner trieben Schneisen von Blut und Staub durch die Flüchtenden. Die Musketen waren verstummt. Jetzt erfüllten der donnernde Hufschlag, die Todesschreie, das Hacken der Säbel die Luft.

Einige Franzosen rannten in ihrer Not zur britischen Infanterie, um Hilfe zu finden. Die roten Reihen öffneten sich, ließen die Franzosen herein, denn alle Infanterie fürchtet diesen Augenblick, wenn sie nicht im Karree ist und von der Kavallerie überrascht wird. Die britischen Soldaten schrien den Franzosen zu, zu den britischen Linien zu rennen, und die Rotröcke beobachteten gebannt, was die Schweren Dragoner taten. Sie wussten, dass das Schicksal es auch anders hätte bestimmen können, und so halfen sie ihren Feinden, dem gemeinsamen Feind aller Infanterie zu entkommen. Der Funke war zu einer lodernden Flamme geworden.

Sharpe beobachtete vom Hügel aus, hatte das Privileg eines Zuschauers, und er sah, dass der französische linke Flügel zwischen den Schweren Dragonern und der Dritten Division aufgerieben wurde. Er sah, dass sich die Dragoner, die hervorragend geführt wurden, immer wieder neu formierten, immer wieder angriffen und kämpften, bis sie zu erschöpft waren, um die schweren Säbel zu halten.

Acht französische Bataillone waren besiegt. Ein Colonel war gefallen, fünf Geschütze waren erbeutet worden, und Hunderte Franzosen mit vom Pulverrauch geschwärzten Gesichtern und Verwundungen waren gefangen genommen worden. Der linke Flügel der Franzosen war abgetrennt, niedergemacht, vernichtend geschlagen. Jetzt waren die Dragoner erschöpft. Das Schicksal war nicht ganz auf britischer Seite. Es hatte den Tod des Generals der Schweren Dragoner bestimmt, der nie wieder der britischen Kavallerie zeigen konnte, wie sie zu kämpfen hatte, aber ihre Aufgabe an diesem Tag war erledigt. Ihre Säbel waren blutig, sie hatten Ruhm erlangt, und sie würden für immer die Momente in Erinnerung behalten, in denen sie sich nur richtig aus dem Sattel neigen, den Feind niedermachen und weiterreiten mussten.

Wellington schickte seine Truppen in den Angriff, eine nach der anderen, von Westen nach Osten. Die Dritte Division war marschiert, dann die Kavallerie, und nun wurden mehr Männer in die Schlacht auf der großen Ebene geworfen. Sie kamen von beiden Seiten des Hügels San Miguel und zogen südwärts, auf das Zentrum der französischen Linien zu, das vom größeren Arapile beherrscht wurde.

Sharpe beobachtete. Er sah, dass Infanterie aus dem kleinen Tal zwischen dem Höhenzug und dem San-Miguel-Hügel auftauchte und auf das Dorf zumarschierte. Die Fahnen flatterten über den Bataillonen, und Sharpe war bei diesem Anblick vom Stolz des Soldaten erfüllt.

Die Geschütze auf dem größeren Arapile wurden auf das Ziel gerichtet. Sie donnerten, und die ersten Lücken wurden in die britischen Linien gerissen. Die Sergeants schrien ihre Männer an, aufzuschließen, und sie marschierten weiter, griffen in Linie an, und Sharpe sah die gelbe Fahne des South Essex.

Zum ersten Mal kämpfte er nicht mit ihnen, und er hatte ein tiefes Schuldgefühl, als er seine Männer beobachtete, die Plänkler, die voraus in den Weizen rannten. Er sorgte sich um sie, und er wusste, dass seine Wunde noch schmerzte und dass die Ärzte gesagt hatten, sie könne aufbrechen und bluten, und wenn sie beim nächsten Mal eiterte, würde er sterben.

Portugiesische Soldaten marschierten auf den größeren Arapile zu. Die Vierte Division, Überlebende des Hauptdurchbruchs bei Badajoz wie Sharpes South Essex, marschierten rechts des Hügels, der von den Franzosen gehalten wurde. Die Geschütze donnerten. Die Franzosen hatten Kanonen auf der Ebene neben dem Hügel in Stellung gebracht, und die Batterien feuerten auf die britischen und portugiesischen Linien.

Die ersten Lücken entstanden, wurden aufgefüllt, und kleine Knäuel von Männern mit roten oder blauen Uniformröcken blieben auf dem zertrampelten Weizen zurück. Die französischen Truppen, die das Dorf angegriffen hatten, wichen angesichts der Vierten Division zurück. Die Briten marschierten weiter, die Fahne flatterte, und sie bedrohten die französischen Geschütze in der Ebene, die Truppen, die vor ihnen zurückwichen, und diejenigen, die von dem Blutbad im Westen zurückkehrten.

Sharpe spähte durch sein Fernrohr und sah seine Männer paarweise im Weizen. Er entdeckte Harper und hielt das Glas auf ihn gerichtet. Der Sergeant gestikulierte zur Kompanie, befahl den Männern, sich zu verteilen, weiter vorzugehen, und Sharpe fühlte sich schrecklich schuldig, weil er nicht dort war. Sie mussten ohne ihn kämpfen, und er konnte den Gedanken nicht ertragen, dass einige fallen würden und er sie vielleicht hätte retten können. Er wusste, dass er wenig hätte tun können, was Lieutenant Price und die Sergeants nicht bereits taten, aber das war nur ein schwacher Trost.

Bis jetzt ging die Schlacht an die Briten. Der linke Flügel der Franzosen war vernichtet, und nun wurde die Mitte angegriffen, und Sharpe bezweifelte, dass sie sich gegen die Angriffe halten konnte. Die Vierte Division würde bestimmt das Terrain rechts des größeren Arapile einnehmen und die französischen Geschütze erobern. Sharpe hatte den Eindruck, dass die Franzosen irgendwie den Kampfeswillen verloren hatten.

Rauch wallte in riesigen Schwaden über Weizen und Gras, Kanonendonner erfüllte die Luft, Tausende von Männern marschierten in die Ebene, und die Rotröcke, die überall waren, schlugen die Franzosen zurück. An diesem Tag hatte es den Anschein, dass Wellingtons Männer unbesiegbar waren und nur der Einbruch der Dunkelheit ein paar Franzosen retten konnte. Die Sonne neigte sich bereits dem Horizont zu und würde bald untergehen.

Marmont wusste nicht, was geschah. Er war vom größeren Arapile gebracht und von den Stabsärzten behandelt worden. Sein Stellvertreter war ebenfalls verwundet, und ein dritter Mann, Général Clausel, übernahm das Kommando. Er sah, was geschah, und er hatte den Willen zum Kämpfen nicht verloren. Er war noch jung und die halbe Zeit seines Lebens Soldat gewesen, und er war entschlossen, diese Schlacht zu gewinnen. Den linken Flügel gab es nicht mehr, er war überrascht und aufgerieben worden, und die Mitte war bedroht, doch Clausel spielte sein eigenes Spiel. Er hatte bei einem Meister gelernt, bei Napoleon persönlich, und er gab sich damit zufrieden, die Mitte kämpfen zu lassen, während er seine Reserven sammelte und in Deckung des größeren Arapile zusammenzog. Er befehligte eine massive Streitkraft, Tausende Männer mit Bajonetten, und er hielt sie zurück, wartete auf den Moment, an dem er sie zu einem gewaltigen Gegenschlag in die Schlacht werfen würde, der genau auf den Kern von Wellingtons Armee

gerichtet war. Die Schlacht war noch nicht verloren, jede Seite konnte sie noch gewinnen.

Die Portugiesen kletterten den steilen Hang zum größeren Arapile hinauf, und Clausel beobachtete sie und stimmte seinen Gegenangriff zeitlich darauf ab, sodass sie als Erste darunter leiden mussten. Dann kam das Signal. Auf der Hügelkuppe tauchte plötzlich eine Linie von Infanteristen auf, die mit ihren Musketen auf so kurze Distanz ihr Ziel nicht verfehlen konnten. Die Portugiesen, hilflos auf den letzten paar Fuß des steilen Hangs, wurden zurückgeschmettert. Keine noch so große Tapferkeit konnte diese letzten paar Schritte überwinden. Die Portugiesen wurden vom Musketenfeuer der Franzosen hinweggefegt, und selbst das wäre nicht entscheidend gewesen, wenn es die Vierte Division geschafft hätte, anzugreifen und den Hügel zu umzingeln, denn dann wäre den Franzosen auf dem größeren Arapile nur die Flucht geblieben.

Die Vierte Division kam jedoch nicht bis zum Hügel. Dahinter begann der Gegenangriff aus einer schmalen Senke am westlichen Ende des Hügels heraus. Die französischen Kolonnen stießen vor. Zwölftausend Männer, Fahnen flatterten, Klingen funkelten, und Sharpe hörte durch das Donnern der Kanonen, das die Trommler zum *pas de charge,* zum Sturmschritt, trommelten. Dies war Krieg, wie Frankreich ihn die Welt gelehrt hatte. Dies war der Massenangriff, die unaufhaltsame Streitkraft, angetrieben von Trommelwirbel. Die Masse der Männer war wie eine riesige menschliche Ramme, die gegen den Feind marschierte, um durch dessen Zentrum zu stoßen und eine Bresche zu schlagen, durch die die Kavallerie brechen und über die Flanken herfallen konnte.

Die britischen Zweierlinien konnten für gewöhnlich solch einen Angriff stoppen. Sharpe hatte es Dutzende Male erlebt, und es gab eine kalte mathematische Logik dafür. Eine Kolonne war ein großes Rechteck aus Männern, und

nur die Männer an den äußeren Rändern konnten ihre Musketen einsetzen. Jeder Mann in der britischen Linie konnte feuern, und selbst wenn die Kolonne mehr Männer hatte, würde die Linie immer das Feuergefecht gewinnen. Das Furchteinflößende an der Kolonne war ihre Größe, sie erschreckte unsichere Soldaten, schüchterte sie ein, aber die Kolonne war verletzlich, wenn sie gegen gute, erfahrene Soldaten zog. Die Kolonne wurde bestraft, wie es Sharpe schon bei anderen Kolonnen gesehen hatte, und wiederum staunte er über die französischen Soldaten, die unter dem schrecklichen Bombardement so ruhig blieben. Kanonenkugeln schlugen in die Kolonne, Schrapnells krachten über den Köpfen der Männer, doch die Kolonne blieb in Bewegung. Das Trommeln verstummte nie.

Dies war die Macht Frankreichs, der Stolz Frankreichs, die Taktik der ersten Armee der Welt mit einberufenen Soldaten, und diese Kolonne, Clausels Gegenangriff, ignorierte kalte mathematische Logik. Sie wurde nicht von der britischen Linie besiegt.

Sie trieb die Vierte Division zurück. Die Briten hatten ihre präzisen Salven gefeuert, die Musketen hatten rhythmisch in der Rauchwolke geblitzt, und Sharpe hatte gesehen, dass die Leichten Kompanien zu ihren Bataillonen zurückkehrten, sich zu einer Linie formierten und am Musketenkampf teilnahmen. Die Vierte Division hatte große Furcht vor der französischen Kolonne. Vielleicht hatten die Briten zu viel Blut bei Badajoz gesehen, hatten gedacht, jeder, der das überlebt hatte, dürfe nicht auf einem sommerlichen Schlachtfeld sterben, und sie wichen einen Schritt zurück, bevor sie nachluden, dann zwei Schritte, und die französische Kolonne marschierte immer noch weiter. Die britischen Offiziere schrien, die Sergeants versuchten, die Glieder auszurichten, doch die Linien wichen zurück.

Die Trommler legten eine Pause ein, und ein Kriegsschrei aus Tausenden von Kehlen ertönte. *»Vive l'Empereur!«* – »Es lebe der Kaiser!«

Und die Trommeln setzten wieder ein, der alte Rhythmus, den Sharpe so gut kannte. Dieser Rhythmus war von Ägypten bis Preußen erklungen, hatte die Kolonnen angetrieben, Europa zu beherrschen, und zwischen jeder Phase legten die Trommler eine Pause ein, der Kriegsschrei ertönte, und die Kolonne marschierte weiter, als die Trommler in ihrer Mitte wieder die Stöcke wirbeln ließen. Bei jedem Kriegsschrei wurden die Bajonette gehoben und blitzten im Sonnenschein, und links der Kolonne, auf der Fläche zwischen den beiden Hügeln, hackte die französische Kavallerie in die Reste des portugiesischen Trupps.

Hogan sah, dass sich Sharpes Rechte um den Säbelgriff krampfte.

Die Vierte Division war geschlagen. Einige Männer erstiegen die unteren Hänge des kleineren Arapile, einige die Hänge des San-Miguel-Hügels, und andere suchten Zuflucht in dem Dorf. Die französische Kolonne stieß durch die besiegten Bataillone, ignorierte sie, marschierte stetig weiter auf das kleine Tal zu, das mitten in den Kern der britischen Linie führte. Einige von der Vierten Division, wie das South Essex Bataillon, zogen sich immer noch vor der Kolonne zurück, aber sie waren geschlagen. Die französische Kolonne gelangte in das kleine Tal, und die Geschütze zu beiden Seiten der Franzosen spuckten den Tod in ihre Reihen. Die britische Kanonenkugeln schlugen in die Kolonne ein, Schrapnells explodierten, doch die Franzosen schlossen immer noch auf, traten über ihre Toten hinweg und ließen einen Pfad von zerfetzten Leibern hinter sich im Pulverrauch zurück.

Der Lärm war der des französischen Siegs. Das Trommeln, die Hurraschreie, der Kanonendonner, der sie

nicht stoppen konnte, erfüllten das Tal, während die französischen Bataillone auf den fernen Orientierungspunkt, den größten Turm der neuen Kathedrale von Salamanca, zumarschierten.

Wellingtons Kuriere jagten in halsbrecherischem Galopp den Hang hinab. Sie preschten zur Sechsten Division, der neuen Division, die so lange gebraucht hatte, um die Festungen einzunehmen. Es war die einzige Division zwischen Clausel und dem Sieg. Die Vierte Division war geschlagen, und nun musste die Sechste gewinnen, oder Clausel würde aus einem sich anbahnenden Fiasko noch einen Sieg machen.

Schlachten beginnen selten schnell. Manchmal war es schwierig zu wissen, wann aus einem Scharmützel eine Schlacht geworden war, doch der Höhepunkt einer Schlacht war leicht zu bestimmen. Wenn die Fahnen flatterten, die Trommeln klangen und die Waffen auf beiden Seiten rasend krachten, dann war die Schlacht in vollem Gang. Sie musste noch gewonnen werden, und Sharpe, der sah, dass sich das South Essex Bataillon durch das vom Rauch erfüllte Tal zurückzog, konnte nicht ertragen, dass die Schlacht ohne ihn gewonnen oder verloren wurde. Hogan wollte ihn zurückhalten, doch Sharpe schüttelte seine Hand ab, schwang sich auf sein Pferd und ritt in den Kampf.

KAPITEL 22

Vom Höhenzug aus war das Gesamtbild der Schlacht zu sehen gewesen, zwar oftmals vom Rauch eingehüllt, jedoch erkennbar. Die linke Flanke der Franzosen war zusammengebrochen, die Mitte war zurückgewichen und hatte dann einen Gegenangriff gestartet, während die französische Rechte wie die britische Linke noch in Reserve war. Wellington führte seine Angriffe vom Westen aus, einen nach dem anderen, aber Clausel hatte ein neues Schema erzwungen und durfte nun sogar auf den Sieg hoffen. Einmal im Tal, gab es kein Schema mehr. Sharpe war damit vertraut, denn er war auf vielen Schlachtfeldern gewesen, aber für die Männer, die luden und feuerten, die verzweifelt durch den Rauch starrten, um Anzeichen der Gefahr zu erkennen, war das Tal zu einer Stätte geworden, an der es keine Kampfordnung mehr gab. Diese Männer konnten nicht wissen, dass die linke Flanke der Franzosen zusammengebrochen war. Ebenso wenig wussten sie, dass das Blut auf den Flanken der Pferde der Schweren Dragoner zu einer Kruste trocknete. Sie wussten nur, dass dieses Tal ihr Kampfplatz war, auf dem sie töten mussten oder getötet wurden.

Es herrschte Chaos. Dennoch war die Lage von einer Einfachheit, die Sharpe brauchte. Er war von der Marquesa hereingelegt worden, und seine Dummheit hatte dazu geführt, dass sein Feind entkommen konnte. Er war von den gerissenen Leuten des Geheimdienstes ausgetrickst worden, aber in diesem Tal gab es eine einfache Aufgabe zu erledigen. Sharpe wusste, dass die Marquesa das Donnern der Waffen hören musste wie ein Echo des Gewitterdonners der vergangenen Nacht. Sie musste jetzt wissen, dass er

den Spieß umgedreht und sie im Bett belogen hatte wie sie ihn, und er fragte sich, ob sie jetzt an ihn dachte. Politik, Strategie, Raffinesse und List und Tücke hatten diese Schlacht herbeigeführt. Jetzt hing ihr Ausgang von den Soldaten ab.

Sharpe sah zu seiner Rechten die Sechste Division in kleinen Kolonnen auf die große französische Kolonne zumarschieren. Es würde vielleicht zwei Minuten dauern, bis die neue Division zwei tiefe Linien gebildet hatte und die Musketenschützen von Neuem versuchen konnten, den massiven französischen Angriff zu stoppen, und Sharpe wusste, dass es in dieser kurzen Zeit Arbeit für das South Essex Bataillon gab. Das Bataillon war am Ende des Tals, die Grenadierkompanie befand sich dicht am San-Miguel-Hügel und diente als Angelpunkt. Die anderen neun Kompanien schwangen zurück und machten Front zu den Franzosen, und die Leichte Kompanie, auf der linken Seite der Linie, schwenkte am schnellsten ein und lud am langsamsten. Sharpe sah Major Leroy, der die linken fünf Kompanien befehligte. Der Major fluchte und schimpfte und gestikulierte. Sharpe erkannte den Grund. Wenn die kleine Linie des Bataillons voll zurück zum Hügelhang schwenkte, dann konnte die französische Kolonne ins offene Terrain vorstoßen und die Briten im Rücken angreifen. Leroy wollte das South Essex Bataillon halten, die französische Kolonne zwingen, nach rechts auszuweichen und somit genau auf die Musketen der Sechsten Division zu. Das South Essex Bataillon war wie ein schrecklich schwacher Wellenbrecher, der eine Flutwelle vom freien Terrain abhalten und in einen vorbereiteten Kanal ableiten sollte.

Das Terrain hinter dem Bataillon war von Verwundeten übersät, und die Männer der Musikkapelle, die in der Schlacht als Sanitäter fungierten, schleppten Verwundete zurück, fort von den Kompanien, die sich zurückzogen. Sharpe ritt dorthin und winkte einem Trommler. Der Junge

starrte offenen Mundes zu ihm empor, als er vom Pferd glitt. »Sir?«

»Halte das Pferd! Verstanden? Such mich, wenn dies vorüber ist. Und verlier das Pferd nicht!«

Sharpe hörte die Trommeln, das Hurrageschrei der Franzosen, und das Krachen der Musketen schien im Lärm unterzugehen. Der Angriff hatte das Tal erreicht, kam näher, und das South Essex Bataillon dachte, es wäre das letzte Hindernis zwischen den Franzosen und Salamanca. Die Männer kämpften, aber sie wichen nach jedem Schuss zurück, und Major Leroy galoppierte hinter die dünne Linie und schrie: »Steht, ihr Bastarde! Haltet stand und kämpft!« Der Major näherte sich der Leichten Kompanie, die am schnellsten zurückwich. Er schimpfte und fluchte, doch während er mit der Leichten Kompanie beschäftigt war, wichen die anderen zurück, und Leroy kochte vor Zorn. Er sah Sharpe, und es war keine Zeit für eine Begrüßung, für Überraschung. Der amerikanische Major wies auf die Kompanie. »Halten Sie die, Sharpe!« Er galoppierte zu den anderen Kompanien, und Sharpe zog seinen Säbel.

Harpers Geschenk. Zum ersten Mal nahm Sharpe den Säbel mit in die Schlacht, und die Klinge blitzte im Sonnenschein. Jetzt würde sich erweisen, ob der Säbel ihm Glück brachte.

Sharpe eilte an der Flanke der Kompanie vorbei. Die Männer hatten rot geränderte Augen und vom Pulverrauch geschwärzte Gesichter. Zuerst bemerkte ihn keiner. Sie wussten, dass Leroy fortgeritten war, und sie zogen sich zurück, die Ladestöcke in den Händen, und plötzlich ertönte eine Stimme, die sie kannten. Sie hatten befürchtet, diese Stimme nie wieder zu hören, doch jetzt schrie sie: »Stehen bleiben!« Sie vergewisserten sich in ihrer Überraschung, dass sie sich nicht verhört hatten, begannen zu grinsen, und dann sahen sie Sharpes zornige Miene.

»Vorderes Glied! Knien!« Das würde die Kerle stoppen. »Sergeant Harper!«

»Sir!«

»Erschießen Sie den nächsten Bastard, der einen Schritt zurückweicht!«

»Jawohl, Sir.«

Sie starrten ihn an, als wäre er ein Geist. Sie erstarrten, die Kugel erst zur Hälfte in den Lauf gerammt, und Sharpe brüllte sie an, zu laden, sich zu beeilen, und zum ersten Mal seit einem Monat hatte er mit aller Kraft gebrüllt, und die Anstrengung zerrte an der großen Narbe an seinem Unterleib, und Harper sah, dass sich das Gesicht des Captains vor Schmerz verzog. Das vordere Glied kniete jetzt. Die Männer hatten mehr Angst vor Sharpes Zorn als vor den Franzosen. Die Schützen luden ihre Waffen.

Der Lärm der angreifenden Franzosen war nahe und überwältigend. Sharpe wünschte, er könnte sich zurückziehen und nur zuschauen, aber das wagte er nicht. Seine Männer luden die Waffen, und er sah, wie die Ladestöcke in die Läufe gerammt und herausgezogen wurden. Dann legten die Männer die Musketen auf die Franzosen an. Sharpe blickte nach links und sah, dass die Fünfte Kompanie bereits gefeuert hatte, und er musste darauf vertrauen, dass kein Mann der Kompanie ihn hasste und absichtlich auf ihn zielte.

»Feuer!«

Die Kugeln rasten an ihm vorbei.

»Laden!«

Er beobachtete sie. Die Schützen befanden sich jetzt in einer kleinen Gruppe am offenen Ende der Linie. »Tötet ihre Offiziere! Feuert ohne Befehl!« Er sah wieder zu den Männern. »Wir bleiben hier! Zielt auf die Ecke der Kolonne!«

Plötzlich grinste er sie an. »Schön, wieder bei euch zu sein.« Dann wandte er der Kompanie den Rücken zu und blickte dem Feind entgegen. Er konnte sich jetzt auf dieser Stelle behaupten und den Franzosen den Durchbruch verwehren. Er stand mit gespreizten Beinen da, den Säbel auf den Boden gestützt, und die große französische Kolonne näherte sich schreiend im Dröhnen der Trommeln.

Die kleinen Salven des South Essex Bataillons schmetterten in die Ecke der Kolonne, fällten Männer, sodass die Glieder dahinter nach rechts den Gefallenen auswichen, und immer noch donnerten Salven des South Essex, und die Franzosen, die mit Schrapnell- und Kartätschenfeuer bestrichen und mit Kanonenkugeln beschossen worden waren, schwenkten auf ihrem Vormarsch ab, um an dem einzigen Bataillon vorbeizukommen. Der Wellenbrecher hielt. Die Franzosen feuerten im Vorbeimarsch auf das Bataillon, doch es war schwierig, eine Muskete zu laden und dabei weiterzumarschieren, und noch schwieriger, beim Marschieren zu zielen. Die Kolonne gewann nicht durch Feuerkraft. Sie war dazu bestimmt, durch reine Übermacht zu siegen, dem Feind Furcht einzujagen und Ruhm zu erlangen. Das Trommeln erfüllte das Tal und trieb die Franzosen an, und sie marschierten keine fünfzig Yards entfernt an Sharpe vorbei. Er beobachtete die dichten Reihen, sah, wie sich die Münder der Männer öffneten, wenn die Trommeln kurz verstummten und der Kriegsschrei ertönte. *»Vive l’Empereur!«*

Eine weitere Salve schmetterte in die Ecke der Kolonne, noch mehr Männer fielen, und dann versuchte ein Offizier, eine Gruppe Männer aus der Kolonne zu ziehen, um auf die Leichte Kompanie zu feuern. Daniel Hagman schoss auf den französischen Offizier und traf ihn tödlich. Sharpe beobachtete, dass die feindliche Infanterie den toten Offizier fledderte, als sie vorbeimarschierte. Männer

bückten sich und durchwühlten die Taschen des Offiziers, und immer noch erfüllten das Trommeln und die Kriegsschreie das Tal, und Sharpe fragte sich, wo die Sechste Division blieb und was auf dem restlichen Schlachtfeld geschehen war.

Er beobachtete die feindlichen Soldaten, die so nahe waren. Abgesehen davon, dass sie eine Vorliebe für Schnurrbärte hatten, unterschieden sie sich wenig von seinen eigenen Männern. Manchmal blickte ein Franzose zu Sharpe, und ein sonderbarer Ausdruck des Wiedererkennens war in den Augen der Franzosen, als sei das Gesicht des Feindes das eines alten Kameraden, an den die Erinnerung verblasst war. Er sah, dass wieder die Münder geöffnet wurden: *»Vive l'Empereur!«* Ein Mann, der die Worte schrie, fing Sharpes Blick auf, zuckte mit den Schultern und grinste. Sharpe grinste zurück. Es war lächerlich.

»Feuer!«, schrie Lieutenant Price. Die Kompanie schoss, und Männer der Kolonne brachen getroffen zusammen. Sharpe freute sich, zu sehen, dass der Mann, der mit den Schultern gezuckt und ihn angegrinst hatte, noch am Leben war. Er wandte sich um. »Feuer einstellen!«

Es hatte keinen Sinn mehr, weiterzuschießen. Sie mochten noch ein paar Männer an den Flanken der Kolonne töten, aber ihre Aufgabe hatte darin bestanden, die gewaltige Kolonne nach rechts abzudrängen, und das hatten sie geschafft. Sie konnten sich die Kugeln für den Rückzug der Kolonne aufsparen, *wenn* sie sich zurückzog. Sharpe nickte Price zu. »Die Kompanie kann sich bis zum Hügel zurückziehen, Lieutenant!«

Die Nachhut der französischen Kolonne marschierte jetzt vorbei, und Sharpe sah die Verwundeten hinterherhumpeln, die versuchten, ihre Kameraden einzuholen. Einige der Verwundeten konnten sich nicht

mehr weiterschleppen und stürzten zu Boden, weitere Opfer des großen Angriffs.

Sharpe spähte nach Süden in den Pulverrauch. Er sah noch keine Kavallerie und keine Geschütze, aber sie konnten kommen. Er wandte sich um und ging zu seiner Kompanie. Die Männer grinsten ihn an, begrüßten ihn mit Rufen, und er schämte sich, weil er befürchtet hatte, einer könnte auf ihn zielen. Er nickte ihnen zu. »Wie geht's, Jungs?«

Sie klopften ihm auf den Rücken, riefen durcheinander, und alle grinsten, als hätten sie einen großen Sieg errungen. Er bahnte sich einen Weg zwischen ihnen, bemerkte nach seiner langen Abwesenheit, wie sehr ihr Atem stank, aber es war gut, wieder bei ihnen zu sein.

Lieutenant Price salutierte. »Herzlich willkommen, Sir!«

»Es ist schön, wieder dabei zu sein. Wie ist die Kompanie?«

Price warf einen Blick zu den Männern, die am nächsten standen, und grinste dann Sharpe an. »Sie ist immer noch die beste Kompanie des Bataillons, Sir.«

»Ohne mich?«

»Sie hatten mich, Sir.« Beide lachten, um ihre gemeinsame Freude zu verbergen. Price musterte Sharpe. »Und wie geht's Ihnen, Sir?«

»Die Ärzte sagen, es dauert noch einen Monat.«

»Harper sagte, es wäre ein Wunder, dass Sie überlebt haben.«

Sharpe lächelte. »Dann hat er das Wunder vollbracht.« Er wandte sich um und schaute der französischen Kolonne nach. Sie wirkte wie eine hirnlose Maschine, die nordwärts walzte, auf die Stadt zu, und Sharpe wusste, dass das Tal bald mit französischen Geschützen und Kavallerie gefüllt sein würde, wenn die Kolonne nicht gestoppt wurde. Einer

seiner Männer rief gegen das Trommeln und die Kriegsgeschreie der Franzosen an.

»Harper sagte, Sie wohnten in einem Palast bei einer Herzogin!«

»Harper ist ein verdammter Lügner!« Sharpe bahnte sich einen Weg durch die Traube der Männer und grinste den großen Sergeant an. »Wie geht's?«

»Gut. Und Ihnen, Sir?«

»Prima.« Sharpe blickte nach Norden, wo das Tal mit Leichen übersät war. »Verluste?«

Harper schüttelte den Kopf. »Zwei Verwundete«, sagte er, und fügte enttäuscht hinzu: »Wir zogen uns verdammt zu schnell zurück.« Er nickte zum Gewehr auf Sharpes Schulter. »Sie haben das Gewehr zurückbekommen?«

»Ja. Aber ich brauche Munition.«

»Die besorge ich, Sir.« Harper wandte sich ab. Ein neues Geräusch erfüllte das Tal. Es klang, als würden hundert Kinder mit Stöcken gegen ein Geländer schlagen. Es waren die fernen Salven, die von der Sechsten Division in die Spitze der Kolonne geschossen wurden. Die Sechste Division hatte geschworen, ihren guten Ruf wiederherzustellen, der gelitten hatte, weil sie so lange gebraucht hatte, um die drei Festungen einzunehmen. Sie hatte sich der großen Kolonne in kleinen Einheiten genähert und sich dann, angesichts des Feindes, in Linie formiert und gewartet, bis die Franzosen auf Musketenschussweite heran waren.

Zwei tiefe Linien schlossen sich um die Spitze der Kolonne. Die Männer kämpften wie Automaten, luden und feuerten auf Kommando, sodass die Mündungsblitze der Salven längs der Linie aufflammten, immer wieder, und die Kugeln den wallenden Pulverrauch zerfetzten und den Feind trafen. Die Salven der Briten verwandelten die Spitze der Kolonne in ein Chaos von Toten und Verwundeten.

Franzosen, die sich im vierten oder fünften Glied sicher gewähnt hatten, mussten plötzlich ihre Musketen spannen und verzweifelt in den Rauch feuern. Die Kolonne geriet ins Stocken. Die Trommeln klangen immer noch, doch es gab keine Pause mehr für den Kriegsschrei.

Die Trommler ließen ihre Stöcke wirbeln, als könnten sie damit die Männer über die Barrikade der Toten hinweg und gegen die Sechste Division zwingen, doch die vorderen Männer der Kolonne schreckten vor dem mörderischen Feuer zurück. Die nachfolgenden Männer drängten vorwärts, die Kolonne geriet durcheinander und wurde zusammengedrückt, und die Trommler gerieten ins Stocken. Einige Offiziere, tapfer über ihre Pflicht hinaus, versuchten die Männer voranzutreiben, aber es war hoffnungslos. Die Tapfersten fielen, die anderen schreckten vor dem britischen Feuer zurück, und die Kolonne zuckte vor und zurück wie ein gigantisches Tier, das sich in einer Falle aufbäumt.

Es folgte eine Pause in den britischen Salven. Sie wurde von einem neuen Geräusch erfüllt, von Schaben und Klicken, als Hunderte von langen Bajonetten aus Scheiden gezogen und auf die Musketen gepflanzt wurden. Dann folgte Hurrageschrei, britische Kriegsschreie, und die lange Linie stürmte mit vorgestrecktem Bajonett auf die Franzosen zu. Die große Kolonne, die fast die Niederlage in einen Sieg verwandelt hätte, geriet in Panik. Die Männer ergriffen die Flucht.

Die Franzosen hatten versucht, Geschütze durch das kleine Tal zu schicken, um die Sechste Division zu pulverisieren, doch die Geschütze waren von der britischen Artillerie zerstört worden.

Der Talgrund war von Resten der Schlacht übersät, von Leichen, Waffen, Feldflaschen, Pulverbeuteln, Tornistern, Kanonenkugeln, Pferdekadavern, Verwundeten. Überall waren die Verwundeten. Die französische Kolonne war eine

Masse Flüchtender, die der Linie der Sechsten Division zu entkommen versuchte. Die Sechste Division überflutete das kleine Tal, das von einem Rauchschleier erfüllt war, dem die Sonne einen rötlichen Schimmer verlieh.

Die Vierte Division formierte sich neu, pflanzte die Bajonette auf und vereinigte sich mit der Sechsten Division. Die Briten marschierten vorwärts, die Franzosen zurück, und Clausels Zentrum gab es nicht mehr. Die Franzosen verließen den größeren Arapile und flüchteten vom Schlachtfeld. Die linke Flanke der Franzosen war vernichtet, in nur vierzig Minuten völlig aufgerieben. Die Mitte hatte es zu einem hohen Preis versucht und war gescheitert, und jetzt konnte die rechte Flanke der Franzosen nur noch versuchen, eine Barriere am Rand der Ebene zu bilden, um die britische Verfolgung zu stoppen.

Die Sonne sank auf ein Kissen aus Gold, färbte das Schlachtfeld rötlich und versprach, noch ein wenig länger Licht zu spenden. Lange genug, um weiteres Blut auf der Erde zu vergießen, die bereits nach Blut stank.

KAPITEL 23

Für die Zuschauer auf dem Höhenzug hatte es den Anschein, als brande eine Woge gegen eine Stelle an, die normalerweise über der Hochwassermarke lag. Die Flutwelle brandete von Westen heran, schwappte schnell über die Ebene und prallte gegen die Arapiles. Der Kampf wühlte die Woge auf. Einen Augenblick lang sah es aus, als würde die französische Mitte unaufhaltsam auf die Stadt zufluten, durch das kleine Tal, doch das Tal wurde gehalten, die beiden Divisionen in der französischen Kolonne wurden gebrochen, und der Kampf wogte zurück, vorbei an den Arapiles, und jetzt floss die Woge des Kampfes im Süden und Osten ab, fort von der Stadt.

Die Schlacht war noch nicht vorüber, doch schon waren die Aasgeier auf dem Schlachtfeld. Die Frauen und Kinder der Briten fledderten die Leichen des Feindes. Wenn es dunkel war, würden sie Männer ihrer eigenen Seite fleddern und Verwundeten, die Widerstand leisteten, die Kehle durchschneiden, aber im Augenblick plünderten sie die Franzosen, während sich die Sanitäter um die britischen Verwundeten kümmerten. Das South Essex Bataillon folgte der Sechsten Division ein kurzes Stück, doch dann wurde Rast befohlen, und die Männer sanken zu Boden, wo sie gerade standen.

Der junge Trommler hatte mit dem Eifer und der Besorgnis eines Kindes, dem man große Verantwortung übertragen hat, auf Sharpes Pferd aufgepasst, und Sharpe war dankbar, weil er jetzt im Sattel sitzen konnte. Die Wunde schmerzte, er war erschöpft und müde, und er musste sich zwingen, die Begrüßung von Leroy und Forrest zu erwidern und auf die Bemerkungen der anderen

Offiziere einzugehen, die ihn aufzogen, weil er ein Pferd hatte. Er war erschöpft, aber immer noch ruhelos.

Im Süden war Musketenfeuer zu hören. Der Kampf ging immer noch weiter.

Sharpe saß auf seinem Pferd, auf *ihrem* Pferd, und er beobachtete, ohne es richtig wahrzunehmen, wie ein kleines Mädchen den Ring vom Finger einer nackten Leiche zerren wollte. Die Mutter des Kindes fledderte die Leiche eines anderen Franzosen in der Nähe, schlitzte die Nähte seiner Uniform auf und fuhr das Kind an, sich zu beeilen, weil es so viele Leichen und so viele Plünderer gab. Das kleine Mädchen, nur mit einem verkürzten Rock ihrer Mutter bekleidet, hob ein weggeworfenes französisches Bajonett auf und begann damit auf den Ringfinger der Leiche einzuhacken. Gefangene wurden zusammengetrieben, entwaffnet und zum Schutz der Truppe gebracht.

Die Franzosen waren besiegt. Nicht nur besiegt, sondern vernichtend geschlagen. Die Hälfte ihrer Armee war gefallen, und die Überlebenden flüchteten zur Straße, die ostwärts durch die Wälder führte. Nur eine Nachhut stoppte die rachsüchtige britische und deutsche Kavallerie und verhinderte, dass die Flüchtenden niedergemacht wurden, doch deren Verfolgung konnte warten. Die Franzosen hatten die Disziplin verloren und schleppten sich zurück durch die Eichenwälder zur Stadt Alba de Tormes. Die Schlacht war in einer riesigen Biegung des Flusses geschlagen worden, und Alba war die einzige Stadt mit einer Brücke, über die die Franzosen ostwärts in Sicherheit gelangen konnten. Viele Männer würden die Furten benutzen, aber die meisten mit all dem Gepäck, mit der Ausrüstung und den Geschützen, und die Verwundeten würden sich auf den Weg zur mittelalterlichen Brücke bei Alba de Tormes machen. Und dort gestoppt werden. Die Spanier hatten eine Garnison in der Stadt, einen Posten,

der die Brücke unter Kontrolle hielt, und die Franzosen waren in der großen Flussbiegung in der Falle. Die Kavallerie konnte am Morgen reiten und die Flüchtenden zusammentreiben. Es war ein großer Sieg.

Sharpe starrte in den Rauch, der in langen rosafarbenen Schwaden über dem Schlachtfeld wallte. Er hätte nach diesem Sieg in Hochstimmung sein müssen. Sie hatten den ganzen Sommer auf eine Schlacht gewartet, sie gewünscht, und keiner hatte zu hoffen gewagt, dass sie so entscheidend ausgehen würde. In diesem Jahr hatten sie Ciudad Rodrigo und Badajoz eingenommen, und jetzt hatten sie die sogenannte Armee von Portugal besiegt. Sharpe hätte sich freuen müssen, doch er wurde von Gedanken an sein Scheitern gequält. Er hatte die Marquesa beschützt, die seine Feindin war, und es war ihm nicht gelungen, Leroux gefangen zu nehmen. Er war von dem Franzosen besiegt worden. Leroux hatte Sharpes Säbel zerbrochen und Sharpe so schwer verwundet, dass er in den Todeskeller gebracht worden war. Sharpe wollte Rache. Da lebte ein Mann, der sich damit brüsten konnte, Richard Sharpe besiegt zu haben, und das schmerzte. Es schmerzte wie die Wunde, und Sharpe wünschte, dass der Schmerz verschwand. Er war ruhelos. Er wünschte sich eine weitere Chance zu einem Kampf gegen den Klingenthal-Säbel, wünschte sich, ihn zu besitzen, und er berührte den Griff seines neuen Säbels, als wäre er ein Talisman.

Die Männer des South Essex Bataillons stellten ihre Gewehre zu Pyramiden auf und zogen in das Dorf, um Türen und Möbelstücke zu stehlen, die als Brennholz dienen konnten. Sharpe wollte sich nicht ausruhen. Da gab es eine unerledigte Sache, und es frustrierte ihn, dass er keine Möglichkeit sah, wie er sie erledigen konnte. Er fragte sich, ob vielleicht in diesem Augenblick der Palacio Casares nach Leroux durchsucht wurde. Er konnte jetzt

nach Salamanca zurückkehren, aber er konnte der Marquesa nicht in die Augen sehen.

Major Forrest kam zu Sharpe, der auf dem Pferd saß, und schaute zu ihm auf. »Sie sehen wie eine Statue aus, Sharpe.« Er hielt eine erbeutete Flasche Brandy hoch. »Leisten Sie uns Gesellschaft?«

Sharpe blickte zum südlichen Rand des Schlachtfelds, wo immer noch Rauch aufstieg. »Macht es Ihnen etwas aus, wenn ich mir das Ende der Schlacht ansehe, Sir?«

»Wie Sie wollen.« Forrest grinste. »Passen Sie auf sich auf, ich möchte Sie nicht noch mal verlieren.«

»Ich werde aufpassen, Sir.« Sharpe trieb das Pferd an und ließ es selbst den Weg zwischen brennendem Gras und den Verwundeten suchen. Die Sonne war fast untergegangen, und der blasse Mond stand bereits hoch am Abendhimmel. Sharpe sah die Musketen der französischen Nachhut in der Dämmerung blitzen. Ein Hund winselte neben der Leiche seines Herrn, bellte, als Sharpes Pferd zu nahe kam, und setzte dann seine Totenwache fort.

Sharpe war deprimiert. Er hatte von Anfang an gewusst, dass er die Marquesa nicht wirklich haben konnte, doch jetzt fehlte sie ihm, und er war traurig, weil sie sich gegenseitig getäuscht hatten und so vieles ungesagt geblieben war. Das war ebenfalls eine unerledigte Sache. Er ritt langsam in Richtung der Schüsse.

Die letzte französische Division war auf einem schmalen, steilen Hügelhang, der die Wege in den Wald blockierte, in Stellung gegangen. Auf dem Hügel feuerten sechs oder sogar sieben Glieder Männer auf die Briten, jedes Glied über die Köpfe der Männer im Glied davor, und das Mündungsfeuer der Franzosen stach durch die Dämmerung.

Die britische Sechste Division, die bereits Clausels Hoffnungen zerstört hatte, rückte gegen das Hindernis vor.

Sie hatte bereits einen großen Sieg errungen, und jetzt sagten sich die Männer, dass diese Nachhut, diese unverschämte Linie, bis zum Einbruch der Dunkelheit unter ihrem Musketenfeuer hinweggefegt sein würde. Das Musketen-Duell begann, Linie um Linie, und die französische Linie hielt. Sie kämpfte tapfer, hoffnungslos, in dem Wissen, dass die Kavallerie sie verfolgen würde, wenn sie zusammenbrach und zur Straße flüchtete, die ostwärts durch die Wälder führte. Die Dunkelheit war ihre Hoffnung, ihre Rettung, und die letzte französische Division stand auf dem steilen Hügelhang und trotzte der Sechsten Division, setzte ihr gehörig zu, und die Bataillone schrumpften Mann um Mann.

Britische Artillerie kam über die Ebene und protzte an den Flanken der Sechsten Division ab. Die Pferde wurden fortgeführt, die Geschütze in Stellung gebracht, und die Munition wurde daneben aufgestapelt. Kartätschen. Die Kanoniere schauten leidenschaftslos zu der französischen Linie. Auf diese Distanz konnten sie das Ziel nicht verfehlen. Fast jede Kugel aus den explodierenden Metallhüllen würde dort auf dem Hügel treffen.

Die Geschütze ruckten zurück, spuckten Feuer und Rauch, und Sharpe sah, dass die Franzosen fielen wie Weizenähren, die von einer Sense niedergemäht werden. Dennoch kämpften die Franzosen weiter. Feuer waren im Gras entflammt, verstärkten noch den Rauch, und die Flammen loderten an der Unterseite des Pulverrauchs, der in Schwaden über den blitzenden und krachenden Musketen hing. Die Franzosen hielten die Stellung, die Toten fielen auf den Hang, die Verwundeten kämpften weiter.

Sie müssen schreckliche Angst haben, dachte Sharpe, denn sie wissen, dass die Schlacht verloren ist, dass sie nicht nach Portugal marschieren, sondern einen langen, strapaziösen Rückzug in Spaniens Mitte vor sich haben.

Dennoch kämpften sie immer noch, und ihre Disziplin unter dem heftigen Angriff mit Musketen- und Kartätschenfeuer war bewundernswert. Sie erkauften Zeit mit ihrem Leben, Zeit für ihre geschlagenen Kameraden, damit sie den Weg ostwärts zur Brücke von Alba de Tormes schafften. Und dort wartete, wie die Briten wussten, eine spanische Garnison, um die Vernichtung zu vollenden.

Der Kampf konnte nicht ewig dauern, so tapfer die Franzosen auch waren, und das Ende kündigte sich an, als die Fünfte Division, die früher am Tag neben der Kavallerie die linke Flanke der Franzosen angegriffen hatte, auf die Flanke der französischen Nachhut zumarschierte. Zwei britische Divisionen kämpften gegen eine einzige französische Division. Weitere Geschütze trafen in der Wolke aus Staub und Rauch ein, und ihre Kartätschen zerbarsten inmitten der großen Mündungsflammen der Geschütze. Weiteres Gras fing Feuer. Die Flammen warfen zuckende Schatten, als die Dämmerung in Dunkelheit überging. Und dann musste das Ende kommen. Es gab eine Pause im Musketenfeuer der Sechsten Division, ein Befehl wurde von Kompanie zu Kompanie wiederholt, und dann wurden die Bajonette aufgepflanzt. Die Siebzehn-Zoll-Klingen reflektierten den Feuerschein.

»Vorwärts!« Das letzte Licht verblasste im Westen über Portugal, ein Hurraschrei der Briten hallte, die Linie stürmte auf die fast geschlagenen Franzosen zu, aber die Schlacht hatte noch eine Überraschung parat.

Sharpe hörte den Hufschlag hinter sich, nahm zuerst keine Notiz davon, doch dann wurde ihm bewusst, dass da ein einzelner Reiter heranpreschte, und er wandte den Kopf. Ein Kavallerieoffizier in prächtigem Blau und Silber galoppierte mit gezogenem Säbel auf die französische Linie zu. Er schrie wie ein Wahnsinniger. »Wartet! Wartet!«

Die Kompanie, die am nächsten bei Sharpe war, hörte den Ruf. Ein Sergeant sorgte für eine Lücke in der Linie.

Offiziere schrien den Kavalleristen an, aber er ignorierte sie, trieb sein Pferd mit den Sporen an und jagte weiter, dass Erdbrocken hinter den Hufen emporgewirbelt wurden. Der Offizier preschte auf die Lücke in der Linie zu, und die Franzosen auf dem Hügelkamm waren nur als Schatten zu sehen, als sie sich herumwarfen und in die Sicherheit des dunklen Waldes flüchteten.

Der Kavallerist preschte durch die Lücke in der britischen Infanterie und schrie herausfordernd hinter den Franzosen her, die im Wald verschwanden. Er trieb sein Pferd den Hang hinauf und handhabte seinen Säbel wie eine Peitsche, als er hinter dem Feind herjagte. Sharpe trieb sein Pferd an. Der Kavallerist war Lord Spears.

Spears war im Dunkel zwischen den Bäumen verschwunden. Sharpe zog seinen schweren Kavalleriesäbel aus der Scheide, ritt um die Flanke der britischen Linie herum an den stummen, rauchenden Geschützen vorbei, und er sah, dass der Hang des kleinen Hügels von toten Franzosen übersät war. Offiziere der Sechsten Division schrien Sharpe an, weil er in ihrer Feuerlinie war, aber dann hatte er den Hügelkamm überwunden und ritt in die tiefen Schatten. Voraus hörte er Rufe, Musketenfeuer, und er zog den Kopf ein, als das Pferd der Marquesa in den Wald jagte. Spears war auf einer kleinen Lichtung und kämpfte eine verrückte einsame Schlacht mit flüchtenden Franzosen. Sharpe kam zu spät. Der Kavallerist war quer über die Lichtung geritten und hatte mit seinem Säbel zugeschlagen. Als Sharpe eintraf, zog Spears sein Pferd um die Hand, hackte weiter hinab, und ein französischer Sergent auf der anderen Seite hatte die Muskete angelegt und feuerte. Sharpe sah, dass Spears zusammenzuckte, und dann flüchtete der Franzose zwischen die Bäume.

Spears öffnete den Mund wie zum Schrei, schien zu erzittern und sank im Sattel zusammen. Der Säbel hing

neben ihm, als sein Arm erschlaffte.

Sharpe ritt an Lord Spears' Seite. Spears presste die Hand auf seine blausilberne Uniform, und zwischen seinen Fingern quoll Blut hervor. Er sah Sharpe an. »Ich bin fast zu spät gekommen.«

»Sie sind ein Narr.«

»Ich weiß.« Spears schaute an Sharpe vorbei zu den drei Franzosen, die er getötet hatte. »Das war gute Arbeit, Richard. Das wissen Sie, nicht wahr?«

»Ja, Mylord.«

»Nennen Sie mich Jack.« Spears atmete stoßweise. Er schaute ungläubig auf das Blut auf seiner Hand und dem Uniformrock und schüttelte den Kopf. »O Gott!«

Sharpe hörte die Infanterie der Sechsten Division in den Wald eindringen. »Kommen Sie, Mylord. Sie müssen zu einem Arzt.«

»Nein.« Spears' Augen glänzten feucht. Er blinzelte schnell gegen die Tränen an und wirkte beschämt. »Muss der Musketenrauch sein, Richard?«

»Ja.«

»Bringen Sie mich hier raus.«

Sharpe schob seinen Säbel zum zweiten Mal an diesem Tag unbenutzt in die Scheide. Er nahm die Zügel von Spears' Pferd und führte es aus dem Wald. Sharpe umritt die vorrückende Infanterie, denn er wollte nicht von einem nervösen Mann beschossen werden. Sie gelangten auf den schmalen Hügelkamm, wo der letzte Kampf dieses Tages stattgefunden hatte.

»Halten Sie hier, Richard.« Sie befanden sich oben auf dem Hang, und vor ihnen waren die Feuer und das dunkle Schlachtfeld.

Sharpe hielt noch die Zügel von Spears' Pferd. »Sie brauchen einen Arzt, Mylord.«

»Nein.« Spears schüttelte den Kopf. »Nein, nein, nein. Helfen Sie mir herunter.«

Sharpe band die Zügel beider Pferde an einen verkrüppelten Baum. Dann hob er Spears aus dem Sattel und legte ihn auf den Boden. Er formte ein Kissen aus seinem eigenen Mantel.

Er hörte, dass die Männer der Sechsten Division mit Bajonetten Äste als Brennholz abhackten, und wusste, dass die Schlacht jetzt wirklich vorüber war.

Sharpe öffnete Spears' Uniformrock und das Hemd. Er musste den Stoff von der Wunde fortziehen. Die Kugel hatte einige Fäden des Leinenhemds in die Brust getrieben, sie hingen heraus wie dicke Haare. Das Kugelloch sah sehr klein aus. Blut quoll heraus, glänzte dunkel im Mondschein und ergoss sich über Spears' blasse Haut. Spears verzog das Gesicht »Tut weh.«

»Warum zur Hölle haben Sie das gemacht?«

»Ich wollte die Schlacht nicht versäumen.« Spears tupfte mit der Hand auf das Blut, hob sie und schaute entsetzt auf die Fingerspitzen.

»Es war verrückt. Die Schlacht war vorüber.« Sharpe schnitt mit seinem Taschenmesser Spears' Hemd auf und riss einen sauberen Streifen ab, um damit die Blutung zu stoppen.

Spears grinste schief. »Alle Helden sind verrückt.« Er versuchte zu lachen, aber es wurde nur ein Husten daraus. Er legte den Kopf wieder auf das improvisierte Kissen. »Ich werde sterben.« Das sagte er sehr ruhig.

Sharpe legte den gefalteten Stoffstreifen auf die Wunde und drückte vorsichtig darauf. Spears zuckte zusammen, weil ihm die Kugel eine Rippe gebrochen hatte. Sharpe zog die Hand zurück. »Sie werden nicht sterben.«

Spears drehte den Kopf und musterte Sharpes Gesicht. Seine Stimme hatte wieder etwas von seinem alten

lausbübischen Charme. »Ehrlich, Richard, auch wenn es schrecklich heroisch und dramatisch klingt, ich möchte lieber sterben.« Die Tränen in seinen Augen straften seine Worte Lügen. Er schniefte, drehte den Kopf zurück und blickte himmelwärts. »Das ist verdammt peinlich, ich weiß. Entschuldigung.«

Sharpe schwieg. Er schaute zu den Feuern auf dem Schlachtfeld und zu den dunklen Umrissen der Gefallenen. Der Wind trieb den Geruch des Sieges heran, den Gestank von Pulver, Rauch, Blut und verbranntem Fleisch. Sharpe hatte andere Männer gekannt, die hatten sterben wollen, aber nie jemanden, der Lord war, gut aussah und charmant war.

»Es ist mir peinlich«, entschuldigte sich Spears noch einmal. »Ich habe Sie in Verlegenheit gebracht. Vergessen Sie, was ich gesagt habe.«

Sharpe setzte sich neben ihn. »Sie haben mich nicht in Verlegenheit gebracht. Ich glaube Ihnen nicht.«

Einen Augenblick lang herrschte Schweigen. Musketenschüsse waren entfernt auf dem Schlachtfeld zu hören. Entweder wurden Plünderer entmutigt, oder jemand erlöste jemanden von seinen Qualen. Spears wandte wieder den Kopf zu Sharpe und sagte: »Ich habe nie mit der Marquesa geschlafen.«

Sharpe war verblüfft von dem plötzlichen, sonderbaren Bekenntnis. »Macht das was?«

Spears nickte langsam. »Bedanken Sie sich.«

Sharpe, der nicht verstand, wollte ihm seinen Willen lassen. »Danke.«

Spears blickte wieder auf. »Ich habe es versucht, Richard. Gott, wie ich es versucht habe. Das war nicht sehr anständig von mir.« Er sprach leise und blickte zu den Sternen.

Es war ein sonderbares Schuldbekenntnis, und Sharpe verstand immer noch nicht, weshalb Spears das Thema zur Sprache gebracht hatte. »Ich bezweifle, dass sie das übel nahm.«

»Nein, das nahm sie nicht übel.« Spears legte eine Pause ein. »Verrückter Jack!«

Sharpe zog die Beine an und wollte aufstehen. »Ich hole einen Arzt.«

»Nein. Keinen Arzt.« Spears legte die Hand auf Sharpes Arm. »Keinen Arzt, Richard. Können Sie ein Geheimnis bewahren?«

Sharpe nickte. »Ja.«

Spears zog seine Hand fort. Er atmete schwer. Er rang anscheinend mit sich, ob er es sagen sollte oder nicht, und schließlich entschied er sich, es zu sagen. Seine Stimme klang bitter. »Ich habe Syphilis. Lieber Gott! Die Syphilis!«

KAPITEL 24

»O Gott!« Sharpe wusste nicht, was er sagen sollte.

Die beiden Männer waren am Rand des Schlachtfelds, am Rand der riesigen Fläche des Leids. Schatten durchquerten den Schein der Feuer, Hunde heulten den Halbmond an, der die dunklen Umrisse der Verwundeten und Toten mit silbernem Schein überzog. Die Geschütze, die die französische Nachhut zerschmettert hatte, waren zurückgelassen worden, wo sie abgefeuert worden waren, und ihre Läufe kühlten sich im Abendwind ab. Aus der Ferne klang schwach Gesang über das Schlachtfeld heran. Eine Gruppe von Männern an einem Feuer feierte das Überleben.

Sharpe schaute Spears an. »Wie lange wissen Sie es schon?«

Spears zuckte mit den Schultern. »Seit zwei Jahren.«

»O Gott.« Sharpe erkannte die Hoffnungslosigkeit. Alle fürchteten natürlich die Syphilis, die zu Senilität, Blindheit und Wahnsinn führte, bevor der Tod eintrat. Sharpe hatte einmal seinen Obolus entrichtet, um durch Bedlam zu gehen, das Irrenhaus in Londons Moorfields, und er hatte die Syphiliskranken in ihren kleinen, stinkenden Käfigen gesehen. Die Patienten konnten sich ein paar Almosen verdienen, Viertelpennys, die ihnen zugeworfen wurden, indem sie herumtollten und sich zur Schau stellten. Die Irren von Bedlam waren eine der Sehenswürdigkeiten von London, noch populärer als die öffentlichen Hinrichtungen. Spears hatte einen langen, schrecklichen, quälenden Tod vor sich.

Sharpe sah den Lord an.

»Haben Sie das hier deshalb getan?«

Spears nickte. »Ja. Sie werden es keinem erzählen? Sie werden schweigen?«

»Ja.«

Spears’ Säbeltasche lag in der Nähe, und er griff danach, kam nicht heran und deutete darauf. »Da sind Zigarren drin. Möchten Sie?«

Sharpe öffnete die Säbeltasche. Eine Pistole lag obenauf. Er schob sie zur Seite, und darunter fand er eingewickelte Zigarren und eine Zunderbüchse. Sharpe zündete zwei Zigarren an und reichte eine Spears. Sharpe rauchte selten, aber heute Abend, in dieser Trauer, verspürte er das Verlangen, eine Zigarre zu rauchen. Der Tabakduft erinnerte ihn an die Marquesa. Die Brise vom Schlachtfeld trieb den Rauch davon.

Spears stieß einen leisen Laut aus, der ein Lachen sein konnte. »Ich hätte nicht mal hier zu sein brauchen.«

»Bei der Schlacht?«

»Nein.« Er paffte an der Zigarre, bis die Spitze rot aufglühte. »In der Armee.« Er seufzte und verlagerte sein Gewicht. »Mein älterer Bruder bekam die Erbschaft. Er war so ein langweiliger Mann, Richard, ein so völlig fader Typ. Wir hassten uns gegenseitig. Dann erhörte Gott zwei Monate vor der geplanten Heirat meines Bruders meine Gebete. Mein Bruder fiel von seinem verdammten Gaul und brach sich das Genick. Und ich bekam das ganze Erbe. Geld, Ländereien, Häuser, alles.« Seine Stimme klang leise und belegt. »Ich war bereits hier drüben, und ich wollte nicht heimkehren.« Er wandte Sharpe den Kopf zu und grinste. »Dieser Krieg machte mir zu viel Spaß. Ist das nicht verrückt?«

»Ja.« Sharpe kannte dieses Gefühl. Nichts war so aufregend oder verlangte einen solchen Preis. Er starrte auf die Grasfeuer, die Verwundete und Gefallene versengten. Der Krieg hatte Sharpe eine Beförderung, eine

Frau und die Marquesa gebracht, und er konnte ihn noch töten wie Spears. Launisches Schicksal.

Spears hustete, und diesmal wischte er sich anschließend Blut von den Lippen. »Ich verspielte den ganzen Besitz. Allmächtiger! Jeden verdammten Penny!«

»Wirklich alles?«

»Zweimal. Sie spielen nicht, oder?«

»Ich spiele nicht.«

Spears grinste verzerrt. »Sie sind sehr langweilig für einen Helden.« Er hustete und drehte den Kopf zur Seite, um Blut ins Gras zu spucken. Das meiste davon ging auf Sharpes Mantel. »Es ist ein Gefühl, als stünde man auf einer Klippe und wüsste, dass man fliegen kann. Es gibt nichts Vergleichbares. Abgesehen vom Krieg und den Frauen.«

Der Wind war jetzt kühler. Sharpe zog Spears' Uniformrock über die Wunde. Er wünschte, er hätte diesen Mann besser gekannt. Spears hatte ihm die Freundschaft angeboten, und er, Sharpe, hatte sie aus Misstrauen nicht angenommen. Jetzt fühlte er sich zu Spears hingezogen.

Spears sog an der Zigarre, hustete erneut, und Blut sprenkelte seine Wangen. Er drehte den Kopf und schaute zu Sharpe auf. »Werden Sie mir einen Gefallen tun?«

»Natürlich.«

»Schreiben Sie meiner Schwester. Hogan hat ihre Adresse. Schreiben Sie ihr, dass ich gut gestorben bin. Dass ich als Held gestorben bin.« Er lächelte entschuldigend. »Versprechen Sie das?«

»Ich verspreche es.« Sharpe blickte zum Himmel. Die Sterne waren wie die Lagerfeuer einer grenzenlosen Himmelsarmee. Darunter glühten die matten Feuer der siegreichen Briten. In der Ferne war Musketenfeuer zu hören. Sterbende wurden von ihren Qualen erlöst.

Spears blies eine Rauchwolke aus. »Sie heißt Dorothy. Komischer Name. Ich mag sie. Sie soll wissen, dass ich gut gestorben bin. Das ist das Letzte, was ich tun kann.«

»Ich werde es ihr schreiben.«

Spears schien Sharpes Worte nicht wahrzunehmen. »Ich habe ihr Leben ruiniert, Richard. Kein Geld, kein Erbe, keine Mitgift. Sie wird einen verdammten Krämer heiraten müssen, um mit seinem lumpigen Geld versorgt zu sein, und als Gegenleistung erhält er ihren Körper und etwas adliges Blut. Arme Dorothy.« Er atmete rasselnd. »Ich bin pleite, habe Syphilis und habe meine Familie entehrt. Aber wenn ich als Held sterbe, dann hat sie wenigstens das. Viele Leute werden meine Schecks nicht einlösen. Das ist schäbig, wenn jemand gerade für den König und das Land gestorben ist.« Spears lachte, und das Blut glänzte dunkel auf seiner Haut. »Man kann so schlecht leben, wie man will und so lange man kann, Richard, aber wenn man für sein Vaterland stirbt, dann wird einem alles verziehen. Alles.«

Spears wandte den Kopf zum Schlachtfeld. »Ich wurde jeden Sonntag zur Kirche geschleift. Wir hatten eine eigene Kirchenbank, und all die Bauern erwiesen uns die Reverenz. Dann warnte uns der verdammte Prediger vor dem Spielen, dem Trinken und der Hurerei. Er gab mir all meine Ambitionen im Leben.« Spears hustete wieder, schlimmer diesmal, und es dauerte eine Weile, bis er wieder bei Atem war. »Ich will einfach, dass Dorothy mich als Held in Erinnerung behält. Sie kann eine Marmortafel in der Kirche aufhängen lassen. Der Letzte der Spears, gefallen in Salamanca.«

»Ich werde es ihr schreiben.« Sharpe nahm den Tschako ab und fuhr sich durchs Haar. »Ich bin sicher, der General wird es schreiben.«

Spears schaute wieder Sharpe an. »Und sagen Sie Helena, dass sie mir das Herz gebrochen hat.«

Sharpe lächelte. Er wusste nicht, ob er die Marquesa jemals wiedersehen würde, aber er nickte.

»Ich werde es ihr sagen.«

Spears seufzte, lächelte wehmütig und blickte wieder zum Schlachtfeld. »Ich hätte das Meine für England tun können. Sie mit der Syphilis anstecken können.«

Sharpe grinste pflichtschuldig. Er schätzte, dass es fast acht Uhr abends war. So viele Leute in England würden jetzt zu Bett gehen und nicht wissen, dass zur Teezeit die Dritte Division die linke Flanke der Franzosen zerschmettert hatte und dass zu der Zeit, als das Porzellan abgespült war, die Franzosen ein Viertel ihrer Armee verloren hatten. Doch in ein paar Tagen würden die Glocken in allen Orten läuten, und Pfarrer würden Dankgebete sprechen, als wäre Gott eine Art oberster Divisionskommandeur. Die Obrigkeiten würden Fässer Bier spendieren und Reden halten, dass ehrbare Engländer die Tyrannei gebrochen hatten. In den Kirchen würden Gedenktafeln aufgehängt werden, für diejenigen, die es sich leisten konnten, doch im gesamten England würde man nicht so viel Dankbarkeit für die Männer zeigen, die an diesem Tag ihren Teil getan hatten. Dann erinnerte sich Sharpe an Spears' Worte. »Ich hätte das Meine für England tun können. Sie mit der Syphilis anstecken können.« Sharpe erschauerte plötzlich. Spears wusste, dass die Marquesa Französin war, er hatte es mit diesen Worten verraten. »Wie lange wissen Sie über sie Bescheid?«

Spears drehte den Kopf und sah ihn an. »Sie wissen es?«

»Ja.«

»Jesus. Das sind die Dinge, die Leute im Bett sagen.« Er wischte sich Blut von der Wange.

Sharpe starrte in die Dunkelheit. »Wie lange wissen Sie es?«

Spears warf die Zigarrenkippe den Hang hinunter. »Einen Monat.«

»Haben Sie es Hogan gesagt?«

Schweigen. Sharpe sah Spears an. Der Kavallerist hatte offensichtlich erkannt, dass er zu viel geredet hatte. Langsam nickte Spears. »Natürlich habe ich es ihm gesagt.« Er lächelte unvermittelt. »Was glauben Sie, wie viele heute gestorben sind?«

Sharpe gab keine Antwort. Er wusste, dass Spears log. Hogan hatte erst gestern herausgefunden, dass die Marquesa die frühere Helene Leroux war. Curtis hatte den Brief aus Paris am Morgen erhalten, Hogan am Nachmittag aufgesucht und war dann zu Sharpe gekommen. Spears hatte es weder Hogan gesagt noch wusste er, dass Curtis mit Sharpe gesprochen hatte. »Wie haben Sie es herausgefunden?«

»Das tut nichts zur Sache, Richard.«

»O doch.«

»Verdammt, ich bin Erkundungsoffizier, haben Sie das vergessen? Es war meine Aufgabe, Dinge herauszufinden.«

»Und Hogan zu informieren. Das haben Sie nicht getan.«

Spears atmete schwer. Er musterte Sharpe und schüttelte den Kopf. »Allmächtiger! Das zählt doch jetzt nicht mehr.«

Sharpe stand auf, hob sich groß vor dem Nachthimmel ab, und er hasste, was er tun musste, aber es musste sein. Er zog den Säbel aus der Scheide, und der Stahl glänzte matt im Schein des Halbmonds.

Spears starrte ihn überrascht an. »Was zur Hölle soll das?«

Sharpe hielt die Klinge neben Spears und schob seinen Arm weg, als Spears protestierte. Sharpe benutzte die Klinge als Hebel, sodass Spears halb herumgerollt wurde und mit dem Gesicht von Sharpe abgewandt liegen blieb. Dann stellte Sharpe einen Fuß auf Spears' Hüfte und hielt

ihm die Säbelspitze in den Nacken. Sharpes Stimme klang kalt und zornig. »Helden haben keine narbigen Rücken. Sie reden jetzt, Mylord, oder ich schneide Ihr Kreuz in blutige Streifen. Und ich werde Ihrer Schwester schreiben, dass Sie als syphiliskranker Feigling gestorben sind.«

»Ich weiß nichts!«

Sharpe drückte ihm die scharfe Klingenspitze in den Nacken und sagte laut und scharf: »Sie wissen es, Sie Bastard. Sie wussten, dass sie Französin ist, niemand sonst hatte davon eine Ahnung. Sie wussten, dass sie die Schwester von Leroux ist, nicht wahr?«

Stille folgte. Sharpe drückte den Säbel ein wenig fester in Spears' Nacken.

»Ja.« Spears hustete und spuckte Blut. »Hören Sie um Himmels willen auf!«

»Dann reden Sie.« Es folgte wieder Schweigen. Nur das Rascheln der Blätter im Wind, das Knacken der Feuer der Sechsten Division und vereinzelte ferne Musketenschüsse waren zu hören. Sharpe senkte die Stimmte. »Ihre Schwester wird entehrt sein. Sie wird nichts haben. Kein Geld, keine Zukunftsaussichten und nicht einmal einen toten Helden als Bruder. Sie wird irgendeinen Eisenhändler mit dreckigen Händen und dickem Bauch heiraten müssen und sich für sein Geld prostituieren müssen. Wollen Sie, dass ich Ihnen Ihre verdammte Ehre rette, Mylord? Dann reden Sie!«

Spears packte aus. Seine Worte wurden immer wieder durch Husten und Blutspucken unterbrochen. Er weinte und jammerte manchmal und versuchte sich von der Säbelklinge fortzuwälzen, aber Sharpe blieb unerbittlich und entlockte ihm die Geschichte. Sie deprimierte Sharpe und machte ihn traurig. Spears flehte um Verständnis, um Verzeihung, aber es war eine Geschichte von verkaufter Ehre.

Spears hatte Sharpe Wochen zuvor erzählt, dass er fast von Leroux gefangen genommen worden wäre. Er hatte gesagt, er wäre mit einem Sprung durch ein Fenster entkommen und hätte sich dabei den Arm gebrochen. Diese Geschichte stimmte jedoch nicht.

Lord Spears war Leroux nie entkommen. Er war gefangen genommen worden und hatte sein schriftliches Ehrenwort gegeben. Leroux hatte eine lange Nacht mit ihm gesprochen, mit ihm getrunken und seine Schwäche herausgefunden. Sie hatten einen Handel gemacht. Informationen für Geld. Spears hatte Colquhoun Grant verkauft, den besten Erkundungsoffizier der britischen Armee, und Leroux hatte ihm dafür fünfhundert Napoleondor gegeben. Spears hatte alles verspielt.

»Ich dachte, ich könnte wenigstens das Stadthaus zurückgewinnen«, erklärte Spears weinerlich.

»Weiter!«

Spears hatte die Liste verkauft, die er Hogan gestohlen hatte, die Liste mit den Namen der Personen, von denen Britannien Informationen kaufte. Er hatte zehn Goldmünzen pro Kopf erhalten und sie an den Spieltischen verloren. Und dann hatte Sharpe ihm alles verdorben. Er hatte Leroux in die Festungen gejagt, und damit war für Spears die Geldquelle versiegt, denn sein Zahlmeister hatte in der Falle gesteckt. Schließlich hatte Helena nach ihm verlangt, mit ihm gesprochen, und er hatte wieder Geld erhalten. Und die ganze Zeit über hatte Leroux Spears' schriftliches Ehrenwort, das Blatt Papier, das bewies, dass Spears ein Lügner war, dass er einst ein Gefangener gewesen war. Das Dokument wurde als Druckmittel gegen Spears benutzt. Leroux drohte, das Papier an Wellington zu schicken, wenn Spears ein Doppelspiel treiben würde. Leroux machte Spears zu einem Sklaven, zu einem gut bezahlten Sklaven, und wer würde jemals einen englischen Lord verdächtigen? Alle waren unter Verdacht geraten, die

Angestellten, die Stallburschen, Ordonnanzen, Köche und einfachen Arbeiter im Hauptquartier – doch niemand hatte Lord Spears verdächtigt, den verrückten Jack, den Mann, der Feiern belebte und sich der Welt so geistreich und charmant zeigte, und all die Zeit war er ein Spion.

Da war noch mehr. Sharpe wusste es. Er nahm den Säbel von Spears' Nacken und setzte sich neben Spears. Der Kavallerist gestand alles, fast froh, es sich von der Seele reden zu können, doch am Ende seiner Geschichte wurde er zurückhaltend. Die Grasfeuer waren inzwischen erloschen. Das Stöhnen der Verwundeten und die Musketenschüsse auf dem Schlachtfeld hatten nachgelassen, und der Wind brachte die Kühle des Abends. Sharpe blickte auf die Klinge seines Säbels, den er vor sich hielt.

»Was ist mit El Mirador?«, fragte er.

»Der ist sicher.«

»Wo?«

Spears zuckte mit den Schultern. »Er ist heute in einem Mönchskloster, wo er katzbuckelt.«

»Sie haben ihn nicht verkauft?«

Spears lachte, und es klang krächzend, fast erstickt. Er schluckte, und sein Gesicht verzog sich zu einer Grimasse. »Das brauchte ich nicht. Leroux hatte es bereits herausgefunden.«

Wie Hogan geargwöhnt hatte! Sharpe starrte auf das Schlachtfeld. Er hatte mal befürchtet, die schöne Marquesa müsse unter Leroux' grausamer Folter leiden, und jetzt sah er vor seinem geistigen Auge den alten Priester Folterqualen erleiden.

»Aber Sie sagten, er ist sicher?«

Curtis war sicher, aber er war ein alter Mann. Alte Männer sorgen sich, zu sterben, bevor ihr Werk erledigt ist, erklärte Spears, und so hatte Curtis die Namen und

Adressen all seiner Informanten in ein kleines ledergebundenes Buch geschrieben. Es war getarnt als eines seiner Notizbücher für astronomische Beobachtungen und gefüllt mit Sternenkarten und lateinischen Namen, aber der Code konnte geknackt werden.

Leroux hatte den rechten Augenblick abgewartet. Er hatte geplant, sich Curtis zu schnappen, wenn die Briten fort waren, aber dann war die Nachricht von einem großen britischen Sieg gekommen, und er hatte verlangt, dass Spears den Priester holte. Spears' Stimme klang jetzt leise. »Ich konnte das nicht tun. Ich brachte es nicht übers Herz. So brachte ich ihm stattdessen das Notizbuch.«

Leroux brauchte El Mirador nicht mehr. Mit dem Buch in Händen konnte er alle Informanten finden, die El Mirador aus ganz Europa schrieben. Er konnte sich einen nach dem anderen schnappen und ihn töten, und Britannien würde nichts mehr erfahren.

Sharpe schüttelte ungläubig den Kopf. »Warum haben Sie nicht einfach gelogen? Warum mussten Sie den Franzosen das Notizbuch geben? Die wussten nichts davon!«

»Ich dachte, sie würden mich belohnen«, erwiderte Lord Spears in weinerlichem Tonfall.

»Sie belohnen! Mit weiterem Blutgeld?«

»Nein.« Blut war dunkel auf seiner Wange. »Ich wollte ihren Körper besitzen, nur einmal. Ein einziges Mal!« Er stieß einen erstickten Laut aus, der ein Lachen oder Schluchzen sein konnte. »Ich bekam sie nicht. Leroux gab mir stattdessen das schriftliche Ehrenwort zurück. Er gab mir meine Ehre wieder.« Es klang voller Bitterkeit.

Auf der dunklen Masse des größeren Arapile glühten jetzt zwei kleine Feuer. Sie nahmen Sharpe den Blick auf die Lichter von Salamanca. »Wo ist Leroux jetzt?«

»Er reitet nach Paris.«

»Welchen Weg nimmt er?«

»Er reitet nach Alba de Tormes.«

Sharpe schaute auf Spears, der dem Sterben nahe war. »Sie haben ihm nicht gesagt, dass dort die Spanier sind?«

»Es machte ihm anscheinend nichts aus.«

Sharpe fluchte leise. Er musste weg. Er fluchte erneut, lauter, denn er mochte Spears trotz allem, und er hasste diese plötzliche Schwäche, diesen Zusammenbruch eines Mannes und den Verkauf der Ehre. »Sie verkauften all unsere Agenten für das Ehrenwort?«

Nein. Spears sagte, es wäre ihm auch Geld versprochen worden, doch das würde erst gezahlt werden, wenn Leroux in Paris sein würde. Das Geld würde an Dorothy in England geschickt werden. Eine Mitgift, Spears' letztes Geschenk, und er flehte Sharpe um Verständnis an, warf ihm vor, nicht zu verstehen, dass der Familienname alles bedeute und der Name Spears sauber bleiben müsse. Sharpe erhob sich. »Ich reite.«

Spears lag auf dem Boden, besiegt, gebrochen. »Ein letztes Versprechen?«

»Was?«

»Wenn Sie Leroux finden, wird meine Schwester das Geld nicht bekommen.«

»Stimmt.«

»Dann erhalten Sie meine Ehre für Dorothy.« Spears' Stimme brach fast. »Sagen Sie ihr, ich war ein Held.«

Sharpe schob den Säbel in die Scheide. »Ich werde ihr mitteilen, dass Sie als Held gestorben sind.«

Spears wälzte sich auf die Seite. »Noch eines.«

»Ich bin in Eile.« Sharpe musste Hogan finden. Er würde zuerst Harper alarmieren, denn der Sergeant würde sich an dieser letzten Jagd beteiligen wollen, an dieser letzten Chance gegen ihren Feind. Leroux hatte Windham und

McDonald ermordet, hätte fast Richard Sharpe getötet, er hatte spanische Priester zu Tode gefoltert und Lord Spears die Ehre genommen. Sharpe hatte noch eine Chance erhalten.

»Ich habe es auch eilig.« Spears wies mit zitternder Hand zum Schlachtfeld. »Ich will nicht, dass mich diese verdammten Plünderer töten, Richard. Tun Sie noch so viel für mich.« Er blinzelte. »Ich habe Schmerzen, Richard, so große Schmerzen.«

Sharpe erinnerte sich an Connelley. Stirb gut, Junge, stirb gut. »Sie wollen, dass ich Sie töte?«

»Der letzte Dienst eines Freundes!« Es war ein Flehen.

Sharpe nahm Spears Pistole, spannte sie und ging neben dem Kavalleristen in die Hocke. »Sind Sie sicher?«

»Sagen Sie ihr, dass ich gut gestorben bin.«

Sharpe hatte diesen Mann gemocht. Er erinnerte sich, dass bei der Feier im Palast ein Hühnchen wie eine Haubitzenkugel geworfen worden war, und er dachte an Spears' große Schau auf der Plaza am Morgen nach der ersten Nacht mit der Marquesa. Dieser Mann hatte Sharpe zum Lachen gebracht, hatte mit ihm Wein getrunken, und jetzt war er ein erbärmlicher, gebrochener Mann, der seine Ehre erst Leroux und nun ihm, Sharpe, gegeben hatte.

»Ich werde ihr schreiben, dass Sie gut gestorben sind. Dass Sie ein Held waren. Ich werde Sie zu Sir Lancelot machen«, sagte Sharpe.

Spears lächelte. Sein Blick ruhte auf Sharpe.

Sharpe hielt die Pistole dicht an Spears' Nacken. »Ich werde ihr vorschlagen, eine neue Kirche zu bauen, die groß genug für die verdammte Gedenktafel ist.«

Spears' Lächeln vertiefte sich, und die Kugel traf unterhalb des Kinns, schlug durch den Schädel und trat oben aus. Es war die Art Verwundung, die ein Held zu Pferde töten konnte. Er starb sofort, lächelnd, und Sharpes

Mantel, auf dem Spears’ Kopf ruhte, war voller Blut. Er zog den Mantel hervor und warf ihn angewidert auf den Boden. Dann wandte er sich um und schleuderte die Pistole zwischen die Bäume. Sie fiel durch Äste, Laub raschelte, und dann herrschte Stille.

Sharpe blickte auf Spears hinab und verfluchte sich dafür, dass er jemals in die Sache verwickelt worden war.

Sharpe bückte sich und hob seinen Mantel auf, schüttelte ihn aus und ging zu den Pferden. Er stieg auf sein Pferd, führte Spears’ Tier an den Zügeln mit und ritt den Hang hinunter. Am Fuß des Hügels zügelte er das Pferd und blickte zurück. Die Leiche hob sich als dunkler Schatten vom Gras ab. Sharpe sagte sich, dass die Tränen in seinen Augen nur auf den Rauch der Schlacht zurückzuführen waren.

In Alba de Tormes wartete die Rache!

Sharpe trieb sein Pferd mit den Hacken an. Die Glocke der Kathedrale oberhalb des Palacio Casares schlug zwölf.

KAPITEL 25

Die Stadt Alba de Tormes lag auf einem Hügel östlich des Flusses Tormes. Der Hügel war mit einer alten Burg gekrönt und bedeckt mit einem Wirrwarr von Häusern, das hinab zu dem prachtvollen Frauenkloster führte, in dem die Gebeine der Heiligen Teresa von Avila von Pilgern verehrt wurden. Neben dem Kloster spannte sich die Brücke über den Tormes.

Die Franzosen brauchten die Brücke, um ihre geschlagene Armee in die relative Sicherheit des östlichen Ufers zu bringen, fort von den Verfolgern, die im Morgengrauen mit ihren Säbeln kommen würden. Die Franzosen brauchten diese Brücke, doch Wellington hatte sie ihnen versagt. Wochen zuvor, als seine Armee nach Salamanca gekommen war, hatte er in der Burg und in den Verteidigungsanlagen am östlichen Ende der Brücke eine spanische Garnison stationiert. Die spanischen Geschütze konnten die gesamte Brücke mit Kartätschenfeuer bestreichen, und so waren die Franzosen in der großen Flussbiegung wie in der Falle.

Von Alba de Tormes aus floss der Fluss knapp zehn Meilen nordwärts und dann in einer großen Biegung gut elf Meilen westwärts, bis sein Wasser unter den Bogen von Salamancas römischer Brücke hindurchströmte. Innerhalb dieser großen Flussbiegung flüchteten die Franzosen ostwärts durch die Nacht. Hunderte durchquerten den Fluss durch die Furt, aber die meisten zogen auf die Stadt mit der einzigen Brücke zu, die sie benutzen konnten. Und diese Brücke wurde von den Spaniern mit ihren Geschützen bewacht.

Die Spanier waren jedoch nicht da. Sie waren vor drei Tagen geflohen, geflüchtet, ohne einen Feind zu sehen. Sie wussten, dass die Franzosen südwärts zogen, befürchteten eine britische Niederlage, und so hatte die spanische Garnison gepackt und war nach Süden marschiert.

Die Spanier hatten ihren Posten verlassen. Die Brücke war offen für die Franzosen, und die ganze Nacht hindurch zogen Marmonts Männer ostwärts. Ein großer Sieg war abgewertet worden. Die Nachzügler der besiegten Armee wurden auf dem östlichen Ufer zu Gliedern formiert, und sie marschierten fort. Eine Nachhut, die am vergangenen Tag nicht gekämpft hatte, blockierte die Straße nach Osten kurz hinter der Stadt und der leeren Brücke.

Die Nachricht erreichte Wellingtons Hauptquartier zu dem Zeitpunkt, an dem Sharpe Major Hogan davon überzeugte, dass Britanniens Spionagering verraten worden war. Aufgrund eines Notizbuches würden hundert Türen von Madrid bis Stettin eingeschlagen werden. El Miradors Informanten würden fortgeschleppt und von französischen Exekutionskommandos getötet werden.

Hogan schüttelte den Kopf. »Aber woher wissen Sie das?«

»Lord Spears fand heraus, dass das Notizbuch fehlt, Sir.« Sharpe hatte bereits einen Heldentod für Jack Spears vorgezeichnet.

Hogan sah ihn misstrauisch an. »Nur das? Nichts sonst?«

»Ist das nicht genug, Sir? Er starb, bevor er noch mehr sagen konnte.«

Hogan nickte langsam. »Wir müssen es dem Peer sagen.«

Dann gab es einen Zornesausbruch, denn Wellington erfuhr nebenan von einer Kavallerie-Patrouille, dass die Franzosen die Brücke von Alba de Tormes überquerten. Die besiegte Armee entkam, statt in eine Falle zu gehen, wie Wellington gedacht hatte, und alles, weil die Spanier

geflüchtet waren. Wellington tobte und fluchte, und dann flog die Tür zum Nebenraum auf.

Sharpe hatte Wellington schon zornig erlebt. Es war sonst ein kalter Zorn, verborgen hinter Ruhe und sarkastischer Höflichkeit. Nicht jedoch in dieser Nacht. Der Peer schlug mit der Faust auf den Tisch. »Verdammt sollen sie sein! In der Hölle sollen sie schmoren! Ihre verdammten, verkommenen schwarzen Seelen!« Er schaute Hogan an. »Die Spanier haben Alba de Tormes verlassen. Warum wussten wir das nicht?«

Hogan zuckte mit den Schultern. »Weil sie es nicht für nötig gehalten haben, es uns zu sagen, Sir.«

»Alava!« Wellington bellte den Namen des spanischen Generals, des Verbindungsoffiziers zu den Briten. Die Stabsoffiziere waren sehr still angesichts Wellingtons Zorns. Der General schlug abermals mit der Faust auf den Tisch. »Denken die, wir kämpfen für ihr verdammtes Land, weil wir es lieben? Sie verdienen verdammt, es zu verlieren!«

Er ging hinaus und knallte die Tür hinter sich zu. Hogan atmete tief und langsam aus.

»Ich glaube nicht, dass der Peer in Stimmung für Ihre Neuigkeiten ist, Richard.«

»Was machen wir also, Sir?«

Hogan wandte sich an einen Stabsoffizier. »Was ist die nächste Kavallerie?«

»Die Leichte der Deutschen Legion, Sir.«

»Holen Sie sie.« Hogan schaute Sharpe an. »Sie nicht, Richard. Sie sind noch nicht ganz in Ordnung.«

Sharpe ritt trotzdem mit, und Harper war an seiner Seite auf Spears' Pferd. Hauptmann Lossow mit seinem Trupp war ihre Eskorte, und der deutsche Offizier begrüßte Sharpe mit unverhohlener Freude. Sharpes Freude

verschwand auf dem langen, strapaziösen Ritt. Hogan fühlte sich wohl auf einem Pferd und ritt locker und entspannt. Harper war in einem Tal in den Donegal Moors aufgewachsen und hatte als Kind die Ponys ungesattelt geritten. Er saß ebenfalls lässig auf Spears' Pferd. Sharpe hingegen glaubte in einem Albtraum zu sein. Ihm tat scheinbar jeder einzelne Knochen weh, die Wunde pochte, und dreimal wäre er fast vom Pferd gefallen, weil ihn die Müdigkeit übermannte.

Jetzt, in der Morgendämmerung, saß er gepeinigt auf dem Pferd oberhalb des Rio Tormes und starrte auf die graue Landschaft, durch die sich silbrig der Fluss wand, vorbei an der stillen Stadt mit der Burg, dem Kloster und der leeren Brücke. Die Franzosen waren fort.

Und Leroux?

Sharpe wusste es nicht. Vielleicht hatte der französische Colonel Spears belogen. Vielleicht hatte Leroux geplant, in Salamanca zu bleiben, bis die Briten wieder weiterzogen, diesmal ostwärts, aber irgendwie bezweifelte Sharpe das.

Leroux wollte seinen Schatz nach Paris bringen, entschlüsseln und dann seine Mörder auf die Leute ansetzen, deren Namen in dem Notizbuch standen. Leroux war fortgeritten, dessen war sich Sharpe sicher, aber wohin hatte sich der Franzose gewandt? Nach Alba de Tormes? Oder war er von Salamanca aus auf direktem Weg ostwärts nach Madrid geritten? Hogan bezweifelte das. Hogan war überzeugt, dass Leroux versuchte, in die Sicherheit der französischen Armee zu gelangen, sich von vielen Männern mit Musketen und Säbeln abschirmen zu lassen, und Hogans großer Zweifel bestand nur darin, ob Leroux einen zu großen Vorsprung hatte.

Sie trieben die Pferde an und ritten den Hügel hinab auf den Fluss zu, der kühl unter der wie zum Hohn leeren Brücke floss.

Sharpe hatte seine letzte Chance erhalten. Um sie zu nutzen, war er die Nacht durchgeritten, und im Morgengrauen waren seine Hoffnungen auf den Tiefpunkt gesunken. Er wollte mit seinem Säbel, der noch nicht von Blut befleckt war, gegen den Klingenthal-Säbel kämpfen. Er wollte mit Leroux kämpfen, weil der Mann ihn besiegt hatte, und wenn jemand das für einen schlechten Grund hielt, dann hatte er keinen Stolz. Doch wie konnte man einen einsamen Reiter in dieser weiten Landschaft finden, über der Morgennebel wallte?

Sharpe wollte Rache für die gefolterten und getöteten Spanier, für den Tod von Windham und McDonald, für seine Verwundung und für Spears, den er gemocht hatte, den er auf dessen Flehen hin getötet hatte und dessen Ehre er schützte.

Hogan drehte sich im Sattel um. Er sah müde aus und wirkte gereizt. »Glauben Sie, dass wir ihn überholt haben?«

»Ich weiß es nicht, Sir.« In der Morgendämmerung konnte man das nicht mit Sicherheit sagen.

Sie ritten über die Brücke. Lossows Kavalleristen hatten die Säbel gezogen, falls der Franzose eine Nachhut in der Stadt gelassen hatte, und dann hallte das Trommeln des Hufschlags durch die schmalen Straßen. Als sie auf dem Hügel hinter der Stadt waren, sahen sie den Horizont, der bis jetzt grau mit einem Hauch von Rosa gewesen war, plötzlich von der aufgehenden Sonne golden entflammt. Der neue Tag war da.

»Sir!« Harper wies aufgeregt nach vorn. »Sir!«

Im goldenen Sonnenaufgang des neuen Tages wurden die Zweifel beseitigt. Ein einsamer Reiter ritt ostwärts. Durch das Fernrohr sah Sharpe eine grünschwarze Hose, einen roten Uniformrock und eine unverkennbare schwarze Pelzmütze. Ein Jäger von Napoleons Kaiserlicher Garde, der allein ostwärts trabte. Es musste Leroux sein! Der einsame Reiter hob sich dunkel und verschwommen vor

dem hellen Sonnenaufgang ab und verschwand dann in einer Senke. Der Reiter hatte nicht zurückgeschaut.

Sie folgten ihm, trieben die Pferde zum leichten Trab, denn ihre Kraft musste geschont werden, obwohl es jeden der Reiter drängte, in gestrecktem Galopp hinter dem Feind herzujagen. Zwei weitere Male sahen sie den Jäger von Napoleons Kaiserlicher Garde, jedes Mal näher, und beim zweiten Mal blickte Leroux zurück, sah die Verfolger, und die Jagd war eröffnet. Lossows Trompeter blies zur Attacke, die Männer gaben den Pferden die Sporen, und Sharpe versuchte, den schweren Säbel aus der klobigen Scheide zu ziehen.

Die Deutschen überholten ihn leicht, denn sie waren allesamt gute Reiter, und Sharpe fluchte, als seine Säbelscheide beim Reiten hin- und herwippte und gegen seinen Oberschenkel klatschte. Er wankte im Sattel, durch den plötzlichen Galopp aus dem Gleichgewicht geraten, und dann hatte er die Klinge endlich aus der Scheide heraus, und er sah Leroux von Neuem. Der Franzose hatte nur noch einen Vorsprung von einer halben Meile, und sein Pferd wirkte erschöpft. Sharpe vergaß seine schmerzenden Schenkel, das wund gescheuerte Gesäß und das Pochen der Wunde. Er spornte sein Pferd an.

Die Deutschen waren immer noch vor Sharpe. Sie ritten durch ein kleines Dorf, wo Leroux auf geheimnisvolle Weise nach links abgebogen war. Sie folgten ihm jetzt nordwärts, die Pferde jagten eine flache Uferböschung hinab durch einen Bach, dessen Wasser silbern aufspritzte, und dann hinauf auf Felder am anderen Ufer. Voraus waren niedrige Hügel, und Sharpe fragte sich, ob Leroux hoffte, dort ein Versteck zu finden. Das hielt er für eine schwache Hoffnung.

Plötzlich rief Lossow etwas, hob eine Hand und signalisierte Halt! Der Trupp schwenkte nach links ab, wurde langsamer, und Sharpe holte ihn ein. Sharpe wollte

protestieren, weil die Verfolgung eingestellt wurde, doch dann presste er die Lippen zusammen und schwieg. Leroux war in Sicherheit!

Leroux würde nach Paris gelangen, das Notizbuch würde entschlüsselt werden, und der Franzose würde gewinnen. Nur noch eine Meile, und sie hätten ihn vielleicht geschnappt, aber jetzt war das nicht mehr möglich.

Leroux trabte auf einen flachen Hügel, dessen Hang sich aus dem weiten Tal erhob. Auf dem Hang und dem Hügelkamm war die französische Nachhut aufgereiht, tausend Kavalleristen.

Lossow spuckte aus. »Wir können nichts tun.« Es klang entschuldigend, als erwarte Sharpe vielleicht von ihm, mit gerade einhundertfünfzig Männern tausend Feinde anzugreifen. »Tut mir leid, mein Freund.«

Sharpe beobachtete Leroux. »Was macht er?«

Der Franzose schloss sich nicht seiner Kavallerie an. Er trabte an den Linien vorbei und hob seinen Säbel im Salut vor den Offizieren der Schwadronen. Leroux ritt weiterhin nordwärts, vorbei an der Kavallerie. Sharpe trieb sein Pferd an, um ihm zu folgen. Sharpe führte Lossows Trupp eine knappe Meile westwärts von der französischen Linie und beobachtete, während Leroux weiterritt, vorbei an seiner Kavallerie und in ein Tal jenseits des Hügels. Leroux verschwand in dem Tal, und als er nicht mehr zu sehen war, trieb Sharpe sein müdes Pferd zum Galopp.

Voraus ragte ein Hügel auf, von dem aus das Tal zu überblicken sein würde. Sie ritten den Hügelhang hinauf. Tau glänzte, emporgewirbelt von den Pferdehufen. Plötzlich fluchte Sharpe und hob die Hand. Sie zügelten die Pferde. Sharpe hatte gehofft, dass Leroux vorhatte, weiterzureiten, wieder ostwärts und mit der eigenen Kavallerie hinter sich, aber Leroux hatte jetzt die völlige Sicherheit erreicht. In dem kleinen Tal war französische Infanterie. Drei Bataillone im Karree und jenseits davon zwei weitere Bataillone zum

Schutz der Rückseite des Hügels, wo die französische Kavallerie den Weg nach Osten blockierte.

Leroux ritt jetzt im Schritt auf die drei Bataillone zu. Sharpe fluchte wieder, schob seinen schweren Säbel in die Scheide und sank im Sattel zusammen.

Hogan stemmte die Hände aufs Sattelhorn. »Das war's dann.«

Eines der französischen Karrees öffnete sich. Leroux ritt im Schritt hinein, und für Sharpe war es, als hätte der Franzose genauso gut schon in Paris sein können.

Patrick Harper zog seinen geborgten Säbel und schüttelte den Kopf. »Ich freute mich schon auf einen Kavallerieangriff.«

»Nicht heute.« Hogan reckte sich und gähnte.

Weiter ostwärts, vielleicht drei Meilen entfernt, war die Straße voller Soldaten, die sich auf dem Rückzug befanden. Sie marschierten ostwärts in die Sicherheit. Leroux hatte die Nachhut erreicht, war sicher und würde bald von seiner Infanterie zum Rest der französischen Armee eskortiert werden. Lossow hatte nur hundertfünfzig Mann. Die französische Nachhut war mindestens zweieinhalbtausend Mann stark, Infanterie und Kavallerie, und Sharpes letzte Hoffnung verschwand wie der Nebel in der Morgensonne.

Es versprach ein weiterer schöner Tag zu werden. Die Wiesen und sanften Hügel waren üppig grün und mit bunten Blumen getupft, und die erste Wärme der höher steigenden Sonne fiel auf Sharpes Gesicht. Er konnte es nicht ertragen, die Verfolgung aufzugeben, aber was blieb ihm anderes übrig? Sie konnten nach Alba de Tormes zurückkehren, sich ans Flussufer setzen und Rotwein trinken, bis all die Enttäuschung ertränkt war. Es würde andere Tage des Kampfes geben, andere Feinde, und Curtis' Männer waren nicht die einzigen tapferen Leute, die Nachrichten nach England schickten. Es bestand noch

Hoffnung, und auch wenn die Hoffnung nicht sehr groß war, dann gab es immer noch Wein in Alba de Tormes.

Es war natürlich sinnlos, zu lamentieren, was vielleicht hätte sein können, doch Sharpe fluchte, weil sie das Schlachtfeld nicht eine Stunde früher verlassen hatten. Er stellte sich vor, was er tun könnte, wenn er nur eine einzige Batterie von Neunpfünder-Kanonen hätte. Er könnte diese Karrees Schuss um Schuss öffnen, und wenn er nur zwei gute britische Bataillone hätte, könnte er die Franzosen erledigen!

Hogan musste das Gleiche gedacht haben, denn er blickte düster zu den drei französischen Karrees hinüber. »Geschütze oder Infanterie würden wir erst am Nachmittag hier haben. Frühestens!«

»Dann werden sie längst fort sein, Sir.«

»Ja.«

Diese Nachhut würde gerade lange genug bleiben, um eine Kavallerieverfolgung zu stoppen, während der Rest von Marmonts Armee einen Tagesmarsch Vorsprung vor den Briten gewann. Ohne Geschütze oder Infanterie konnten die Karrees der Franzosen nicht gesprengt werden. Leroux war in Sicherheit.

Lossows Männer ließen ihre Pferde ausruhen. Sie befanden sich jetzt nördlich des Feindes auf einem Hügelhang, von dem aus das Terrain weit zu überblicken war. Die feindliche Kavallerie befand sich auf einem anderen Hügel etwa eine Meile südlich, die Infanterie war näher in dem kleinen versteckten Tal, und zu Sharpes Rechter erstreckte sich das weite Tal, in dem zwei Straßen vom Fluss her zusammenführten. Die am weitesten entfernte Straße war diejenige, auf die Leroux sie von Alba de Tormes aus geführt hatte, die durch das kleine Dorf führte und sich dann mit der nächsten Straße vereinigte, die von den Furten herführte. Der Feind beherrschte beide Straßen und blockte die Verfolgung ab. Leroux war sicher.

Auf der Straße von Alba de Tormes war auf einmal Bewegung. Britische Leichte Dragoner, dreihundert Säbel stark, trabten in Richtung Franzosen, sahen sie und stoppten. Sie formierten sich zu einer Linie gegenüber der französischen Kavallerie, und Sharpe konnte sich vorstellen, dass die britischen Offiziere mit zusammengekniffenen Augen gegen den Sonnenschein zur Überzahl des Feindes spähten.

Dann kam von Nordwesten, von den Furten her, weitere Kavallerie. Vierhundertfünfzig Mann ritten im Schritt in das Tal hinter den Briten. Die Neuankömmlinge sahen sonderbar aus. Sie trugen rote Uniformröcke, wie die von Infanteristen, und hatten altmodische schwarze Zweispitze auf dem Kopf, die von metallbesetzten Riemen gehalten wurden. Das Ganze sah aus wie ein Regiment von Infanterie-Colonels. Jeder Mann war mit einem langen, schweren Säbel bewaffnet wie der an Sharpes Seite. Die Männer waren Schwere Kavallerie, die Schweren Dragoner der Deutschen Legion des Königs. Sie hielten hinter den britischen Leichten Dragonern, etwas nach links versetzt. Hogan schaute von ihnen zum Feind und schüttelte den Kopf. »Sie können nichts ausrichten.«

Er hatte recht. Kavallerie kann kein gut formiertes Infanterie-Karree durchbrechen. Es war eine Regel des Krieges, die sich immer wieder bewahrheitet hatte, dass Pferde sich nicht in Infanterie treiben ließen, die solide formiert war und Bajonette auf ihre Musketen gepflanzt hatte.

Sharpe hatte schon in Karrees gestanden und den Kavallerie-Angriff beobachtet, hatte die erhobenen Säbel und zum Schrei geöffneten Münder gesehen, und dann hatten die Musketen gekracht, Pferde waren zusammengebrochen, und die überlebenden Kavalleristen, deren Pferde zu den Seiten des Karrees hin ausgebrochen waren, hatten im Musketenfeuer ebenfalls keine Chance

gehabt. Die Karrees konnten nicht durchbrochen werden. Sharpe hatte es zwar schon erlebt, aber niemals, wenn sie gut formiert waren. Er hatte einen Angriff auf ein Bataillon gesehen, das sich noch nicht ganz formiert hatte. Der Feind war durch die noch klaffende Lücke gebrochen und hatte die Glieder von innen her niedergemacht, aber das wäre nie geschehen, wenn die Lücke geschlossen gewesen wäre.

Er hatte gesehen, dass ein Karree von selbst auseinandergebrochen war, als die Männer in Panik auseinandergerannt waren, aber das war die eigene Schuld der Infanterie gewesen. Das South Essex Bataillon war einmal auseinandergebrochen, vor drei Jahren in Valdelacasa, doch das war geschehen, weil die Überlebenden eines anderen Karrees zu ihm gerannt waren, sich an die dichten Glieder geklammert hatten, und die französische Kavallerie zusammen mit den Flüchtenden in die Formation hineingeritten war, die durcheinandergebracht worden war. Diese französischen Karrees dort würde nicht brechen. Jedes bestand aus vier Gliedern, das vordere Glied kniete, und jedes war geschlossen, diszipliniert und mit Bajonetten bewaffnet. Leroux war sicher.

Leroux war in Sicherheit, weil er Zuflucht bei der Infanterie gesucht hatte. Die französische Kavallerie auf dem Hügel war anfällig für eine britische Verfolgung. Ihre Sicherheit lag in der Überzahl, doch Wellingtons Männer hatten die bessere Moral. Sharpe hörte den fernen Klang einer Trompete. Er blickte nach rechts und sah, dass die britischen Leichten Dragoner ihren Angriff begannen. Dreihundert Mann gegen tausend, in einem Angriff den Hügel hinauf, und Hauptmann Lossow stieß einen Freudenschrei aus.

Die Kavallerie griff an.

KAPITEL 26

Ein Kavallerieangriff beginnt langsam. Die Pferde gehen zuerst im Schritt. Die Reiter haben Zeit, die in ihre Säbel eingravierte Werbung »Garantiert zuverlässig« zu betrachten und die Furcht zu empfinden, dass die gleiche Garantie nicht für die Menschen gilt.

Staub stieg hinter den Pferden auf. Er trieb durch das üppig grüne Tal. Die Schatten waren lang hinter den Leichten Dragonern, die erhobenen Säbel blitzten in der Sonne. Im Tal herrschte Stille. Der Feind verharrte ruhig.

Eine zweite Trompete schmetterte. Die Pferde begannen zu traben, und immer noch ritten die Männer Knie an Knie. Die dreieckigen Banner flatterten hoch über der Linie der blauen und silbernen Uniformen. Das Trommeln der Hufe klang schwach zur Hügelkuppe, von der aus Sharpe beobachtete. Die französische Kavallerie regte sich nicht.

Lossow wollte seine Männer in das Tal führen, um an dem Angriff teilzunehmen, doch Major Hogan ließ es nicht zu. »Wir müssen Leroux im Auge behalten. Er könnte sich davonmachen.« Hogan wusste, dass es unwahrscheinlich war. Leroux war am sichersten Platz, in der Mitte eines Karrees.

Harsche Rufe erklangen dünn aus dem Tal – Befehle. Sharpe schaute nach rechts und sah vierhundertfünfzig schwere Kavalleriesäbel, die gezogen worden waren. Die deutschen Schweren Dragoner waren zu sechs Schwadronen formiert, drei voraus, drei dahinter, und jede Schwadron ritt in zwei Linien. Die Linien waren vierzig Yards auseinander, sodass bei einem Angriff die zweite Linie genug Platz hatte, um den Toten der ersten auszuweichen oder sie überspringen zu können. Die

Deutschen waren links hinter den britischen Leichten Dragonern, die auf die feindliche Kavallerie auf dem Hügel zutrabten.

Eine Trompete erklang, diesmal viel näher, und Lossows Pferde wurden unruhig. Die deutschen Schwadronen näherten sich im Schritt. Sharpe runzelte die Stirn und schaute nach links. »Sie können sie nicht sehen!«

»Was?« Hogan sah Sharpe an.

»Die Infanterie!« Sharpe wies hin. »Sie können sie verdammt nicht sehen!«

Es stimmte. Die französischen Karrees befanden sich im Schatten im kleinen Tal, verborgen hinter einem Vorsprung des Hügelhangs, und die deutsche Schwere Kavallerie nahm sie nicht wahr. Die Deutschen ritten auf einen Hinterhalt zu. Ihre Angriffslinie gegen die französische Kavallerie würde sie an dem kleinen Tal vorbeiführen auf Musketenschussweite, und sie würden erst die französische Infanterie bemerken, wenn deren Musketen blitzen und krachen würden.

Hogan fluchte. Sie waren zu weit von den deutschen Schwadronen entfernt, um sie zu warnen. Sie konnten nur zuschauen, wie die Kavalleristen ins Verderben ritten.

Die britischen Leichten Dragoner waren voraus, trabten auf den Hügel zu, und ihr Vorrücken geschah außerhalb der Schussweite der Infanteristen.

Sharpe zog seinen Säbel. »Wir können nicht einfach hier herumsitzen!«

Hogan wusste, dass sie die Schwere Kavallerie nicht warnen konnten, aber nichts zu unternehmen war schlimmer, als einen hoffnungslosen Versuch zu wagen. Er zuckte mit den Schultern. »Dann vorwärts!«

Lossows Trompeter blies zur Attacke. Es blieb keine Zeit zum langsamen Anreiten, vom Schritt über den Trab bis zum gestreckten Galopp. Lossows Männer jagten in

halsbrecherischem Galopp den Hügel hinunter. Wenn ihre Kameraden von der Schweren Kavallerie sie sahen, mussten sie sich wundern, weshalb sie so schnell kamen und wild winkten, und dann konnten sie vielleicht der Katastrophe entgehen. Aber die sechs Schwadronen der deutschen Schweren Kavallerie ritten stur weiter, die Trompete schmetterte, und sie begannen zu traben.

Sharpe wusste, dass sie zu spät kommen würden.

Eine andere Trompete erklang weit voraus. Die britischen Leichten Dragoner gingen in langsamen Galopp über. Sie würden im langsamen Galopp reiten und dann auf den letzten paar Yards in gestreckten Galopp übergehen. Ein Kavallerieangriff erzielte die beste Wirkung, wenn alle Pferde auf gleicher Höhe liefen, eine solide bewegliche Wand von Männern, Pferden und Stahl.

Die Briten erreichten den Fuß des Hügels und begannen hinaufzureiten. Die Franzosen regten sich nicht.

Die deutsche Schwere Kavallerie trabte noch, ahnte immer noch nichts von dem Hinterhalt, der fünfzig Yards voraus wartete. Einige der Männer mit den sonderbaren schwarzen Zweispitzen blickten neugierig zu Lossows Reitern, Sharpe wankte im Sattel und betete, nicht vom Pferd zu fallen, und er hielt den Säbel in der Rechten und wünschte, dass es keine Karrees der Infanteristen gäbe und er Leroux im offenen Kampf entgegenreiten könnte, aber Leroux war in Sicherheit.

Der britische Trompeter blies zur Attacke. Die Leichten Dragoner trieben schreiend ihre Pferde zum Galopp. Sie waren in der Minderzahl, sie griffen den Hügel hinauf an, doch sie jagten auf den Feind zu. Jetzt kam Bewegung in die Franzosen.

Sie rannten. Sie ergriffen die Flucht, ohne zu kämpfen! Vielleicht wollte keiner nach dem Blutbad des vergangenen Tages sterben. Es war wenig Ruhm mit dem Besiegen dieser Kavalleristen zu erlangen. Keiner würde sich heute

die Tapferkeitsmedaille verdienen, und so zogen die Franzosen ihre Pferde herum, preschten ostwärts davon, und die britischen Dragoner jagten sie, verfluchten sie, weil sie nicht kämpfen wollten, aber es war kein Kampfeswille in der französischen Kavallerie. Sie flüchteten, um an einem anderen Tag zu kämpfen.

Die deutschen Schweren Dragoner sahen die Franzosen flüchten, erkannten, dass ihre Chance auf einen Kampf schwand, und so trieben sie, angefeuert vom Trompetensignal, die Pferde zum Galopp. Und dann wurden das Trompetensignal und der Hufschlag von etwas übertönt, das Sharpe befürchtet hatte, vom Krachen einer Salve der Infanterie. Die ersten Gesichter der Karrees verschwanden in Rauch. Die ersten deutschen Schwadronen gerieten in den Kugelhagel. Pferde brachen zusammen, Reiter stürzten, wurden unter ihren Pferden zerquetscht, schrien im Sterben. Der Hinterhalt hatte geklappt.

Es war nicht mehr nötig, die Deutschen zu warnen. Die französischen Karrees hatten eine Schwadron zusammengeschossen, zwei weitere dezimiert, und die restlichen Deutschen mussten wissen, dass sie geschlagen waren. Plötzlich waren sie auf Infanterie gestoßen, auf gut formierte, und Kavallerie kann keine gut formierten Karrees brechen.

Die Männer mit den schwarzen Zweispitzen schwenkten nach links ab und sahen die Infanterie-Karrees mit Entsetzen. Sharpe war überzeugt, dass die Männer in Sicherheit ritten. Er sah Harper an und lächelte wehmütig. »Kein Kavallerieangriff heute, Patrick.«

Der Ire gab keine Antwort. Er stieß einen verrückten Freudenschrei aus und zog sein Pferd um die Hand. Sharpes Kopf ruckte herum. Er spähte zu den Deutschen. Sie parierten ihre Pferde, aber nicht, um fortzureiten. Sie

preschten auf die Karrees zu, um anzugreifen! Trompetengeschmetter trieb sie an. Es war Wahnsinn.

Sharpe zügelte sein Pferd, zog es herum und ritt mit den anderen. Der Säbel fühlte sich gut in seiner Hand an. Sharpe sah, dass die französischen Infanteristen nachluden, ruhig und professionell, und er wusste, dass dieser Angriff zum Scheitern verurteilt war.

Die deutschen Schwadronen ritten noch in langsamem Galopp. Sie schwenkten nach links ab, formierten sich zur Linie und jagten auf den Feind zu, angepeitscht vom Schmettern der Trompeten.

Lossow, seine Männer, Sharpe und Harper folgten den Schweren Schwadronen, als sie den Angriff begannen. Sie wussten, dass es Wahnsinn war, dass der Angriff scheitern musste, aber es zog sie unwiderstehlich mit.

Sharpes Puls raste. Mit dem Säbel in der Hand galoppierte er mit in den Angriff, der unmöglich erfolgreich sein konnte.

KAPITEL 27

Die deutschen Schweren Dragoner waren neidisch. Am Vortag hatte die britische Schwere Kavallerie angegriffen und Ruhm erlangt. Bei diesem Angriff gegen französische Infanterie, die keine Zeit gehabt hatte, sich zu einem Karree zu formieren, waren ihre Säbel bis zum Griff mit Blut bedeckt worden. Den Deutschen gefiel es nicht, dass die Briten allen Ruhm einheimsten.

Die Deutschen waren die diszipliniertesten von Wellingtons gesamter Kavallerie. Es war nicht ihre Art, wie die Briten einmal anzugreifen und dann in einer verrückten Jagd wie die Berserker zu wüten, bis ihre Pferde erschöpft waren und die Reiter anfällig gegenüber den feindlichen Reserven wurden. Die Deutschen waren kühl und tüchtig in der Schlacht. Aber jetzt nicht. Jetzt waren sie plötzlich in Rage, so erzürnt, dass sie das Unmögliche versuchten. Vierhundertfünfzig Männer, abzüglich derjenigen, die bereits gefallen waren, griffen eintausendfünfhundert gut formierte Infanteristen an. Das Trompetengeschmetter trieb sie zum Galopp.

Sie hatten keine Chance, das war Sharpe klar, doch die Verrücktheit steckte ihn an. Artillerie konnte ein Karree sprengen. Infanterie ebenfalls, aber Kavallerie gelang das nicht. Mathematische Logik bewies das. Ein Mann zu Pferde brauchte wesentlich mehr Platz in der Breite beim Angriff als ein Infanterist. Vor ihm waren acht Männer in vier Gliedern. So griff der Kavallerist durch eine schmale Gasse an, an deren Ende acht Kugeln und acht Bajonette warteten. Und selbst wenn die Infanterie die Waffen gerade nicht geladen und nur die Bajonette hatte, musste der Angriff immer noch scheitern. Ein Pferd würde nicht durch

diese solide Wand von Männern und Stahl brechen. Es würde darauf zugaloppieren und dann zur Seite hin ausbrechen. Sharpe hatte oft genug in Karrees gestanden, um zu wissen, wie sicher sie waren. Dies war ein Angriff, der unmöglich gelingen konnte.

Grauen und Wahnsinn lagen in der Luft. Die Deutschen waren in plötzlichem Zorn in diesen Angriff geritten. Ihre langen, schweren Säbel waren zum ersten Hieb erhoben, die Hufe der Pferde wirbelten Dreck aus dem Boden, und das französische Karree, das am nächsten bei den Angreifern war, feuerte abermals. Noch achtzig Yards.

Schreie ertönten vor Sharpe. Er sah ein Pferd zusammenbrechen und auf dem Bauch rutschen, den Kopf erhoben und die gelben Zähne gebleckt. Ein Mann überschlug sich ein paar Mal. Blut schoss aus seinem Hals. Die Trompete schmetterte wieder, und das Hämmern des Hufschlags erfüllte das Tal.

Ein Pferd lag blutend auf der Seite und keilte im Sterben aus. Die zweite Linie der Angreifer sammelte sich, sprang über Tote und Verwundete hinweg, und die Franzosen sparten im Augenblick das Musketenfeuer eines Glieds. Rauch hüllte das Karree ein, Kugeln peitschten den Angreifern entgegen, und ein Mann wurde in vollem Galopp getroffen. Er stürzte rücklings von seinem Pferd, sein Gesicht war von einem Heiligenschein aus Blut umgeben, und das Pferd jagte reiterlos weiter. Ein Bannerträger stürzte von seinem tödlich getroffenen Pferd. Er rappelte sich auf und rannte mit dem Banner weiter, hielt es hoch, und ein anderer Deutscher neigte sich aus dem Sattel, übernahm die Stange in vollem Galopp, und das Banner war wieder oben und führte sie weiter in den Angriff, der unmöglich erfolgreich sein konnte.

Die Erde erbebte unter dem Trommeln der Hufe. Die Linien hatten sich in diesem verrückten Ritt gelockert, und das ganze Tal schien von großen Männern auf großen

Pferden erfüllt zu sein. Die Säbelklingen und metallbesetzten Riemen ihrer Zweispitze reflektierten den Sonnenschein. Die Hufe der Pferde wirbelten Erdbrocken empor, die Sharpe ins Gesicht flogen. Die Pferde jagten auf den Feind zu, mit wild rollenden Augen und gebleckten Zähnen, und Sharpe ließ sich vom Wahnsinn mitreißen. Er ritt an einem verendeten Pferd vorbei, dessen Reiter hinter den Kadaver in Sicherheit kroch. Sharpe war noch nie mit der Kavallerie in einen Angriff geritten, und es war für ihn so großartig, wie er es sich nicht erträumt hätte. Dies war der Augenblick, in dem ein Mann sich erhaben fühlte wie ein Gott, wenn die Luft von Lärm erfüllt war, wenn Schnelligkeit dem Säbel Kraft verlieh, ein herrliches Gefühl in diesen Minuten, bevor eine Kugel den Gott in totes Fleisch verwandelte.

Ein Kavallerist blieb verwundet mit einem Fuß im Steigbügel hängen und wurde mitgeschleift. Er schrie.

Noch fünfzig Yards. Ein weiteres Glied des Karrees legte die Musketen an und feuerte. Ein Pferd stürzte und warf seinen Reiter ab. Das Tier überschlug sich, die Hufe hoch emporgereckt, und das Blut hinterließ eine unglaublich lange Spur im Gras. Dann war die nächste Linie vorbei, die Mähnen der Pferde flatterten, und immer noch hatten die Franzosen ein Glied mit geladenen Musketen.

Die Musketen spuckten Feuer und Rauch. Eine Kugel pfiff dicht an Sharpe vorbei, aber er nahm es nicht wahr. Er hörte nur das Trommeln der Hufe. Ein Offizier, der vor Sharpe ritt, wurde getroffen. Sharpe sah, dass sich der Mann vor Schmerzen zusammenkrümmte, und stellte sich den Schrei vor, den er bei all dem Lärm nicht hören konnte. Der lange Säbel des Offiziers baumelte nutzlos herunter. Das Pferd des Offiziers wurde ebenfalls getroffen und wieherte schmerzerfüllt, doch es jagte weiter. Ein sterbender Mann auf einem sterbenden Pferd führte den Angriff an.

Das Trompetengeschmetter trug sie auf den Feind zu. Ein Trompeter lag mit gebrochenen Beinen am Boden, doch er blies weiter das Signal zur Attacke, immer wieder, und der Klang übertönte die Schreie im Tal, die Schreie des Todes und Schmerzes. Die Standarten wurden wie Lanzen gesenkt, es war der letzte Augenblick, und Kreuzfeuer traf sie von einem anderen Karree. Eine Standarte senkte sich hinab, bohrte sich in die Erde, und der Mann, der sie gehalten hatte, schien unnatürlich langsam zu fallen, und plötzlich überschlug er sich schreiend im Gras und hinterließ eine Blutspur, und immer noch wurde der Angriff von einem sterbenden Mann auf einem sterbenden Pferd angeführt.

Der Mann starb zuerst. Er sank vornüber auf den Pferdehals. Das Pferd gehorchte noch dem letzten Kommando. Es griff an. Es verblutete, das große Herz pumpte die letzte Kraft in den sterbenden Körper, und das Pferd brach in die Knie. Während es über das Gras rutschte, versuchte es immer noch anzugreifen. Blut schoss aus seiner Brust, und es schlitterte mit seiner toten Last weiter und starb selbst. Und während es starb, rutschte es wie ein großes Geschoss aus totem Fleisch in die Front des Karrees. Mann und Pferd schmetterten die Glieder des Karrees zurück, öffneten eine Bresche, und die nächste Linie der Deutschen sah sie.

Sie erkannten die Chance. Sie parierten schreiend die Pferde, und die Franzosen versuchten verzweifelt, die Lücke zu schließen. Zu spät. Ein Pferd stieß in die Lücke, ein erster Säbel sauste hinab, und dann wurde das Pferd von einer Musketenkugel getroffen und stürzte. Es schuf damit noch mehr Platz, und zwei weitere Pferde waren in der Bresche. Klingen zischten, die Pferde setzten über die Toten hinweg und waren im Karree. Die Franzosen waren dem Tod geweiht.

Einige rannten, andere ergaben sich, manche kämpften. Die Deutschen kamen mit ihren langen Säbeln über sie, und die Pferde verhielten sich, als wären sie zum Kampf dressiert. Die Pferde töteten mit ihren Hufen, stampften auf Schädel ein und bissen, und der Staub stieg mit den Schreien empor, als die letzten deutschen Schwadronen abschwenkten und ein anderes Karree angriffen.

Überlebende des ersten Karrees suchten Zuflucht beim zweiten, sprengten dessen Glieder, und die Reiter kamen hinzu, stießen in das Durcheinander. Harper war dort, mit dem Degen in der Hand, den er unglaublich schnell einsetzte, und Spears' Pferd war für den Kampf dressiert. Es war in ständiger Bewegung, sodass kein Infanterist es mit dem Bajonett ausschalten konnte, es wählte förmlich die Ziele für den Degen aus, und Harper, der Ire, stieß seine gälischen Kriegsschreie aus, berauscht vom Kampf.

Es gab keine Hoffnung mehr für die französische Infanterie. Das zweite Karree brach zusammen, und die Deutschen machten den Rest der Männer mit den Säbeln nieder. Der Trompeter mit den gebrochenen Beinen blies immer noch zur Attacke, peitschte die Reiter an, und jetzt klang es nach purem Triumph.

Sharpes Pferd, nicht dressiert für den Krieg, schwenkte von dem Chaos ab. Sharpe verfluchte es, riss an den Zügeln, und dann jagte ein berittener französischer Infanterieoffizier auf ihn zu, hielt den Säbel wie eine Lanze vorgestreckt. Sharpe schlug mit seinem schweren Säbel zu, traf nicht, und er verwünschte sein Pferd, das ihn nicht zum Ziel bringen wollte.

Leroux!

Wo in Gottes Namen war Leroux?

Sharpe konnte Harper sehen. Der Ire war inmitten der Flüchtenden vom zweiten Karree. Ein Mann griff Harper mit dem Bajonett an. Harper trat ihm das Bajonett aus der Hand und stieß dann mit dem Degen zu. Der Mann fiel, und

sein Tschako hing grotesk an Harpers Degen. Er blieb dort während zwei weiterer Hiebe und löste sich dann, als der irische Hüne einen französischen Offizier tötete.

Sharpe sah auch Hogan. Der Major, der noch nicht einmal seinen Degen gezogen hatte, kreiste unter der französischen Infanterie und schrie ihr zu, sich zu ergeben. Die Musketen wurden fallen gelassen, Hände wurden erhoben.

Von Leroux war immer noch nichts zu sehen.

Das dritte Karree zog sich auf den Hügelhang zurück. Irgendwo dort lagen zwei weitere französische Bataillone, wie Sharpe wusste. Ein neues Trompetensignal ertönte, zwei britische Schwadronen wurden neu formiert, und dann sah Sharpe Leroux. Er hielt sich im dritten Karree auf. Er war zu Fuß gewesen, aber jetzt schwang er sich in den Sattel.

Sharpe trieb sein Pferd mit den Hacken an und preschte auf das noch geschlossene Karree zu. Dessen Männer waren nervös, gerieten in Panik, und als Sharpe auf sie zujagte, peitschte das Trompetengeschmetter auch die neu formierten Schwadronen gegen das Karree.

Die ersten beiden Karrees waren erledigt. Die meisten Männer hatten sich ergeben, viele waren tot, und die Deutschen, die ihre Sache hervorragend gemacht hatten, wollten noch mehr tun. Einzelne von ihnen preschten auf das noch intakte Karree zu.

Die Männer des Karrees feuerten nicht auf die Kavallerie, sondern auf Überlebende der ersten beiden Karrees, die in ihre Flanken einbrechen wollten. Die Infanteristen waren in Todesangst und wichen stolpernd zurück, als das Karree durcheinandergeriet, und die ersten Deutschen kamen. Sie wurden aus den Sätteln geschossen, doch ein Mann, dessen Gesicht blutüberströmt war, ritt am ersten Glied entlang und drosch mit seinem Säbel nutzlos gegen die Bajonette und Musketen, und dann warf ihn eine Kugel zu Boden.

Weitere Deutsche griffen das Karree an. Eigentlich hätte es standhalten können, doch die Männer waren entsetzt über das Schicksal ihrer Kameraden. Einige warfen ihre Musketen weg und hoben die Hände, und Sharpe sah, dass berittene Offiziere im Innern des Karrees die Fahne zerfetzten. Dieses Bataillon hatte nicht das Banner des Regiments, sondern eine Fahne, die man in Streifen riss und unter den Uniformen versteckte. Das Karree brach auseinander. Sharpe sah, dass es kapitulierte, und dennoch griff er an, wollte durchbrechen, um seinen Feind Leroux zu stellen.

Leroux hatte noch nicht aufgegeben. Dies alles hatte er nicht erwartet – wer hätte auch damit rechnen können? Er war die ganze Nacht hindurchgeritten, hatte einen weiten Bogen nach Süden geschlagen, um britischen Kavalleriepatrouillen auszuweichen, und in Alba de Tormes hatte er im Morgengrauen die Soutane ausgezogen, die seine Verkleidung gewesen war. Leroux hatte sich in dem Karree in Sicherheit gewähnt. Noch niemals hatte er erlebt, dass ein Karree durchbrochen worden war, nicht einmal, als er eines mit dem Kaiser persönlich an seiner Seite angegriffen hatte. Und jetzt das!

Leroux sah die deutschen Reiter rings um das Karree, das sich ergab, doch es waren nicht viele. Die meisten waren weitergeritten, auf die französischen Bataillone zu. Es war immer noch möglich für ihn, auszubrechen, ein oder zwei Meilen nordwärts zu reiten und dann nach Osten abzuschwenken. Leroux ritt zur Nordseite des Karrees, schrie den Gliedern zu, sich zu teilen, und dann sah er Sharpe, der genau auf ihn zupreschte. Der verdammte Schütze! Er hatte Sharpe tot gewähnt, seinen Tod gewünscht, in der Erinnerung an Sharpes Schreie auf dem oberen Säulengang geschwelgt, und dann hatte seine idiotische Schwester sich in den Mann verliebt, ihn

geschützt, und der Bastard war wieder da. Diesmal würde er ihn töten. Er zog die Pistole aus der Schulterholster und zielte vom Sattel aus über die Glieder des Karrees hinweg auf Sharpe. Er konnte ihn nicht verfehlen.

Leroux drückte ab.

Sharpe parierte sein Pferd, neigte sich zurück, und das Pferd der Marquesa stieg auf die Hinterhand, keilte mit der Vorderhand aus, und die Kugel traf das Tier in den Hals. Sharpe riss die Füße aus den Steigbügeln und schnellte sich verzweifelt aus dem Sattel. Dann rollte er übers Gras, während das Pferd in die französischen Glieder krachte. Die Männer wichen zurück, Sharpe hob seinen Säbel und stürmte zwischen ihnen hindurch.

Sie hätten ihn töten können, jeder von ihnen, doch sie wollten nur die Kapitulation. Sie ließen Sharpe durch, und er entriss einem Mann im hintersten Glied die Muskete. Die französischen Soldaten beobachteten den großen Schützen, fürchteten ihn, und keiner hob einen Finger gegen ihn.

Leroux schrie auf ein anderes Glied des Karrees ein, schlug mit seinem Klingenthal-Säbel zu, um sich einen Weg zu bahnen. Sharpe verharrte, lehnte seinen Säbel gegen das Bein, überprüfte die fremde Muskete, stellte fest, dass sie geladen und schussbereit war, und legte sie an. Sein eigenes Gewehr hing am Riemen über der Schulter, immer noch ungeladen, und diese schwere, fremde Muskete musste reichen. Er drückte ab.

Pulver brannte an seinem Gesicht, der Rückstoß traf seine Schulter, der Rauch nahm ihm die Sicht. Er ließ die Muskete fallen und riss seinen Säbel hoch. Leroux war getroffen! Er presste eine Hand auf das linke Bein, und Blut quoll hervor. Die Kugel musste durch seinen Oberschenkel und den Sattel geschlagen und noch durch das Fell des Pferdes gedrungen sein. Es stieg vor Schmerz auf die

Hinterhand, und Leroux musste sich an der Mähne festklammern, um nicht aus dem Sattel zu stürzen. Er versuchte, das Pferd unter Kontrolle zu bekommen, doch es bockte und scheute, und er fiel.

Das Karree hatte sich ergeben. Einige Deutsche bahnten sich bereits einen Weg in die Mitte, und einer von ihnen eroberte einen Streifen des goldenen Tuchs, das die französische Fahne gewesen war. Er schwenkte ihn hoch und zeigte ihn triumphierend seinen Kameraden. Die französischen Soldaten hockten sich hin und ergaben sich resigniert in ihr Schicksal.

Leroux stürzte zu Boden. Der Aufprall nahm ihm den Atem. Er krümmte sich, weil ein glühender Schmerz durch sein linkes Bein stach. Er hatte den Klingenthal-Säbel verloren, und er konnte nichts sehen, weil die große, runde Fellmütze über seine Augen gerutscht war. Er stemmte sich auf die Knie, schob die Mütze zurück und sah seinen Säbel am Boden. Ein Stiefel stand auf der Klinge. Langsam blickte Leroux auf, hinauf an der schwarzen Hose, dem zerfetzten grünen Uniformrock, und dann sah er den Tod in den Augen des Schützen.

Sharpe sah die Furcht in den blassgrauen Augen des Franzosen. Er trat einen Schritt zurück, gab den Klingenthal-Säbel frei und lächelte Leroux an. »Steh auf, du Bastard!«

KAPITEL 28

Die beiden Bataillone der französischen Nachhut waren nicht entmutigt über die Vernichtung der Karrees. Sie feuerten kalt und diszipliniert, und die deutschen Kavalleristen wurden von den Salven niedergemäht.

In dem kleinen Tal waren die Karrees zusammengebrochen. Gefangene wurden zusammengetrieben, viele mit schrecklichen Wunden an Kopf und Schultern, wo die großen Klingen getroffen hatten. Die Pferde schnauften. Kavalleristen verharrten starr. Sie konnten nicht glauben, was sie getan hatten. Von den Spitzen ihrer gesenkten Säbel tropfte Blut. Sie hatten das Unmögliche geschafft. Einige Männer lachten vor Erleichterung, ein fast irres Gelächter, und die französischen Gefangenen boten den Siegern Wein aus ihren Feldflaschen an.

Patrick Harper bahnte sich zu Pferde einen Weg in das dritte Karree und schaute auf Sharpe und Leroux hinab. Der Franzose kniete noch, und der Klingenthal-Säbel lag noch auf dem Boden. Harper schaute Sharpe an.

»Was ist mit ihm los?«

»Er will nicht kämpfen.« Sharpes Säbel war noch unblutig.

Leroux stand auf und zuckte zusammen, als das verwundete linke Bein schmerzte. »Ich ergebe mich.«

Sharpe fluchte und wies auf den Klingenthal-Säbel. »Heb ihn auf.«

»Ich ergebe mich.«

Leroux blickte sich Hilfe suchend um, doch Harper blockierte ihm die Sicht.

Sharpe versuchte eine Ähnlichkeit zwischen diesem Mann und der Marquesa zu erkennen, doch es gelang ihm nicht. War sie eine reine Schönheit, so war an ihm alles nur Härte.

»Nimm den Säbel!«

Leroux wischte Gras vom Pelzbesatz seines roten Uniformrocks. »Ich habe mich ergeben.«

Sharpe schwang seinen Säbel und fegte Leroux die Fellmütze vom Kopf. »Kämpfe, du Bastard!«

Leroux schüttelte den Kopf.

Sharpe würde nicht hinnehmen, dass Leroux sich ergab. »Du hast dich schon einmal ergeben, erinnerst du dich? Diesmal nicht, Capitaine Delmas.«

Leroux lächelte und wies auf den Klingenthal-Säbel. »Sie haben meinen Säbel.«

Sharpe bückte sich, ohne den Blick von Leroux zu nehmen, und hob den Säbel mit der Linken auf. Der Säbel war wunderschön, perfekt ausbalanciert, eine Waffe, die von einem Meister geschaffen worden war. Er warf den Säbel Leroux zu. »Kämpfe!«

Leroux ließ den Säbel fallen. »Ich bin Ihr Gefangener.«

»Töten Sie den Bastard, Sir«, grollte Harper.

»Das werde ich tun.«

Sharpe senkte seinen Säbel, hielt ihn auf Leroux' Brust und schob den Franzosen zurück.

Sharpe bückte sich und hob den Klingenthal-Säbel noch einmal auf. Er hielt ihn mit dem Griff voran dem Franzosen hin und trat wieder auf ihn zu. Wieder wich Leroux zurück. Die französischen Soldaten schauten zu.

Dann konnte Leroux nicht mehr zurückweichen. Er stand mit dem Rücken in einer Ecke des Karrees. Sharpe hob den Säbel an und hielt die Spitze an Leroux' Kehle. Sharpe lächelte. »Ich werde dich töten. Es ist mir gleichgültig, ob du kämpfst oder nicht.« Er drückte die Klingenspitze gegen

Leroux’ Kehle, und der Kopf des Franzosen wich zurück. Plötzlich spiegelten die blassgrauen Augen Panik wider. Er spürte, dass er sterben würde, und er riss Sharpe den Klingenthal-Säbel aus der Hand.

Sharpe trat zurück. »Nun kämpfe, du Bastard.«

Leroux kämpfte. Er kämpfte, weil er dachte, dass er sich ergeben konnte, wenn er diesen Kampf gewann. Er wusste, dass Sharpe ihn töten würde, das war ihm klar geworden, und folglich musste er Sharpe töten. Wenn er das schaffte, dann gab es noch Hoffnung. Vielleicht konnte er wieder entkommen, sich nach Frankreich durchschlagen, und es würde immer noch möglich sein, El Miradors Gefangennahme zu arrangieren. Leroux kämpfte.

Der Klingenthal-Säbel fühlte sich gut in seiner Hand an. Er hieb zweimal kurz und hart zu, um sein Handgelenk zu lockern, spürte den Anprall von Sharpes Säbel, und dann kreuzte er rhythmisch mit Sharpe die Klinge, versuchte Sharpes Schwäche herauszufinden und bereitete sich für den Ausfall vor. Die Spitze schlägt immer die Schneide.

Sharpe wich zurück, ließ Leroux aus der Ecke herauskommen, und Harper ritt nebenher, als wäre er der Schiedsrichter bei einem Preiskampf.

Ein paar Franzosen feuerten Leroux an, doch es waren nicht viele, und einige der Deutschen kamen hinzu, um zuzuschauen.

Sharpe beobachtete Leroux’ blassgraue Augen. Der Mann war stark und schneller, als Sharpe in Erinnerung hatte. Die Klingen klirrten hell gegeneinander. Sharpe gab sich damit zufrieden, seinen langen Säbel für sich arbeiten zu lassen, ließ dessen Gewicht die Attacken abfangen und bereitete sich darauf vor, diesen Mann zu töten.

Die Marquesa, Leroux’ Schwester, hatte ihn gefragt, ob ihm das Töten Spaß mache, hatte ihm das sogar vorgeworfen, aber es stimmte nicht. Einige Tode können

einen erfreuen, der Tod eines Feindes, und Sharpe wurde dafür bezahlt, Feinde zu töten. Doch er wünschte nicht den Tod der Franzosen. Es war befriedigender, einen Feind zu sehen, der sich ergeben hatte, einen besiegten Feind, als einen abgeschlachteten. Ein Gefechtsfeld war nach der Schlacht ein schrecklicherer Anblick als alles, was sich die Leute in England, die bald den Sieg von Salamanca feiern würden, vorstellen konnten.

Der Tod verhinderte, dass der Krieg ein Spiel war, er verlieh ihm Ruhm und Schrecken, und Soldaten konnten nicht zimperlich in punkto Tod sein. Sie mochten den Augenblick bedauern, an dem Zorn die Oberhand über die Furcht gewinnt, wenn alle Menschlichkeit verbannt wird und ein Mann zum Killer wird, aber dieser Zorn konnte einen vor dem Tod bewahren, und so war das Bedauern gemischt mit Erleichterung und dem Wissen, dass der Zorn eines Tages wiederkehrte, damit man ein guter Soldat war.

Sharpe parierte einen Ausfall, drehte seinen Säbel über dem Klingenthal, sodass die Klingen übereinanderschabten, und machte selbst einen Ausfall, sprang zurück, stieß wieder vor und sah den Schmerz in Leroux' Augen, als der Franzose gezwungen war, sein linkes Bein zu belasten.

Sharpe würde diesen Mann töten und sich darüber freuen. Er würde sich über die Vergeltung freuen, wie man sich über den Tod eines Kindermörders in Tyburn oder über die Hinrichtung eines Deserteurs nach der Schlacht freuen würde. Der Tod fand manchmal öffentlich statt, weil Leute den Anblick brauchten, Vergeltung brauchten, und Tyburns Galgen bewirkten mehr Freude als Schmerz. Das mochte schlecht sein, aber so war die Art der Leute.

Sharpes Säbelspitze traf den Korb des Klingenthal. Er riss den Säbel zurück, und als Leroux' Arm aus dem Gleichgewicht war, hieb Sharpe die Klinge wie eine Sense hin und her, sodass sie über Leroux' Brust schnitt, dann

wieder zurück über Leroux’ Unterarm, und Sharpe wusste, dass dieser Mann sterben würde.

Er würde sterben für McDonald und Windham, für die namenlosen Spanier, für Spears und El Mirador und für Sharpe, und Leroux wusste es. Verzweiflung stieg in ihm auf. Sein rechter Arm war verletzt, und so hielt er sein Handgelenk mit der Linken und schwang den Klingenthal zu einem mächtigen Sensenhieb. Sharpe schnellte zurück, ließ die Klinge vorbeizischen, und dann machte er mit einem Schrei einen Ausfall und wählte das Ziel, und er hörte weder Hogans Ruf noch Harpers Beifall.

Die Klinge stieß in Leroux’ Leib, genau an der Stelle, an der Leroux Sharpe verwundet hatte. Leroux ließ den Klingenthal los, sein Mund klaffte auf, und er umklammerte mit beiden Händen die Klinge, die ihn noch aufspießte wie ein Fleischerhaken, der ihn peinigte, durch Haut und Muskeln stach. Leroux schrie seinen Schmerz hinaus.

Er fiel. Er war noch nicht tot. Seine blassgrauen Augen waren weit aufgerissen. Er zog die Beine an, wie Sharpe es mit dieser Verwundung ebenfalls getan hatte. Er schnappte nach Luft und schrie gegen die Schmerzen an, gegen die Sharpe zwei Wochen lang angekämpft hatte, und dann zog Sharpe den Säbel aus Leroux’ Leib, hielt die Spitze über Leroux’ Kehle und beendete die Qual seines Feindes.

Sharpe ließ seinen Säbel über dem Franzosen ausschwingen und trat zurück.

Leroux war tot.

Hogan hatte Sharpes Zorn beobachtet. Er sah den Schützen selten im Kampf. Er war fasziniert von Sharpes Fähigkeit im Kampf und besorgt von seinem Ungestüm, und jetzt sah er Sharpes angewiderte Miene, nachdem es vorüber war.

Leroux war nicht mehr der Feind, nicht länger Napoleons Mann, er war eine mitleiderregende, zusammengekrümmte

Leiche. Hogans Stimme klang sanft. »Wollte er sich nicht ergeben?«

»Nein, Sir.« Sharpe schüttelte den Kopf. »Er war ein sturer Bastard.«

Sharpe hob den Klingenthal auf, den Säbel, den er sich so sehr gewünscht hatte, und es war, als wäre er für ihn geschaffen worden. Er lag in seiner Rechten wie ein Teil von ihm. Es war eine schöne und tödliche Waffe.

Er schnallte Leroux' Gurt auf, streifte die Säbelscheide ab und befestigte sie über seiner eigenen. Dann schob er den Klingenthal hinein. Es war jetzt sein Säbel.

Leroux' schwarze Säbeltasche war mit Blut befleckt. Sharpe öffnete sie, und zuoberst lag ein kleines in Leder gebundenes Notizbuch. Er schlug es auf, sah eine Sternenkarte, umgeben von Wörtern in einer fremden Sprache, und warf das Notizbuch Hogan zu, der es auffing. »Das wollten wir haben, Sir.«

Hogan schaute zu den Toten im Tal, zu den Gefangenen, und dann blickte er zu den Überlebenden der Schweren Dragoner von der Deutschen Legion des Königs, die von dem erfolglosen Angriff auf die verbliebenen beiden französischen Bataillone zurückkehrten. Die Deutschen hatten einen großen Sieg errungen, zu einem hohen Preis, und das Tal stank vom Blut. Hogan blickte auf das Notizbuch und sah dann Sharpe an. »Danke, Richard.«

»Es war mir ein Vergnügen, Sir.«

Sharpe nahm Leroux' Hose. Bis zum Kampf in der irischen Schule hatte er genau solch eine Hose getragen. Jetzt hatte er einen weiteren Colonel der Kaiserlichen Garde getötet. Sharpe lächelte, als er Leroux' Hose hochhielt. Er wischte seinen Säbel daran sauber.

Leroux' Schwester hatte Sharpe gefragt, ob ihm das Töten Spaß mache, und er hatte ihr keine Antwort gegeben. Er hätte erwidern können, dass es manchmal schrecklich,

oftmals traurig war und für gewöhnlich ohne irgendwelche Gefühle geschah, jedoch manchmal, selten, wie an diesem Tag, ohne Bedauern. Er nahm seinen eigenen einfachen Säbel, mit dem er den Kampf gewonnen hatte, und lächelte Harper an. »Frühstück?«

EPILOG

Salamanca lag honigfarben im Sonnenschein. Eine Stadt, die wie Rom auf Hügeln oberhalb eines Flusses erbaut worden war.

Die Schatten auf der großen Plaza waren lang in der Morgensonne. Zwei Tage nach der großen Schlacht bei den Arapiles starben immer noch Verwundete im Lazarett.

Sharpe stand auf der römischen Brücke und schaute hinab auf den Fluss. Er wusste, dass es töricht war, hier zu sein, vielleicht Zeitverschwendung, aber er wartete.

Eine Kompanie spanischer Soldaten marschierte über die Brücke. Der Offizier grinste ihn an und winkte mit einer Zigarre in der Hand. Die Männer schauten neugierig auf die beiden Säbel, die an der Seite des grimmig wirkenden Schützen hingen.

Ein Bauer trieb Vieh an ihm vorbei. Zwei Priester gingen in die andere Richtung und stritten sich heftig. Sharpe spazierte langsam zurück.

Die Glocke auf dem Hügel läutete zehn Uhr.

Ein Kavallerie-Sergeant trieb ein Dutzend Pferde in den Fluss. Sie soffen, während er sie abrieb. Das Wasser beim Flussufer war sehr seicht. Kinder spielten dort, liefen zu einer kleinen Insel, und ihre Stimmen drangen zur Brücke hinauf.

Sie nimmt vielleicht gar nicht diesen Weg, dachte Sharpe. Doch dann kam sie.

Zwei livrierte Diener ritten der dunkelblauen Kutsche mit den vier Schimmeln voran, und eine zweite Kutsche folgte, vermutlich mit Gepäck oder Bediensteten.

Sharpe lehnte sich gegen die Brüstung. Die Diener ritten an ihm vorbei, dann kamen die vier weißen Pferde und die Kalesche mit dem offenen Verdeck.

Sie sah ihn.

Er musste ein paar Schritte zu der Kalesche gehen, die angehalten hatte. Er schaute sie an. »Ich habe versucht, dich zu sehen.«

»Ich weiß.« Sie fächelte sich Luft zu.

Er war verlegen. Die Sonne schien heiß auf seinen Nacken, und er spürte, wie ihm Schweiß aus den Achseln an den Seiten hinablief. »Geht es dir gut?«

Sie lächelte. »Ja. Ich fühle mich vorübergehend unerwünscht in Salamanca.« Sie zuckte mit den Schultern. »In Madrid bin ich vielleicht willkommener.«

»Du könntest unsere Armee in Madrid vorfinden.«

»Dann fahre ich vielleicht nach Norden.«

»Weit nach Norden?«

Sie lächelte. »Weit nach Norden.« Sie senkte den Blick auf die beiden Säbel und heftete ihn dann wieder auf Sharpes Gesicht. »Du hast ihn getötet?«

»In einem fairen Kampf.«

Sharpe war wieder verlegen wie bei ihrer ersten Begegnung. Sie wirkte nicht verändert. Sie war immer noch schön, hinreißend schön, es war scheinbar unmöglich, dass sie eine Feindin war.

»Dein Pferd ist tot.«

»Hast du es getötet?«

»Dein Bruder.«

Sie zeigte die Andeutung eines Lächelns. »Er tötete sehr leicht.« Sie blickte wieder zu dem Klingenthal-Säbel und schaute dann Sharpe an. »Wir mochten uns nicht besonders.« Er nahm an, dass sie sich und ihren Bruder

meinte, aber er konnte nicht sicher sein, ob sie nicht von ihm sprach. »Hast du auf mich gewartet?«

Er nickte. »Ja.«

»Warum?«

Er zuckte mit den Schultern. Warum hatte er auf sie gewartet? Um ihr zu sagen, wie sehr sie ihm fehlte? Um ihr zu sagen, dass es ihm nichts ausmachte, dass sie eine Französin war, eine Spionin, nur auf freiem Fuß, weil sie zum spanischen Adel zählte und Wellington sich keinen Skandal leisten konnte? Um ihr zu sagen, dass bei all den Lügen auch einige Wahrheit gewesen war?

»Ich wollte dir alles Gute wünschen«, erwiderte er stattdessen.

»Das wünsche ich dir auch.« Es klang leicht spöttisch. Für Sharpe wirkte sie jetzt unberührbar, unerreichbar. »Auf Wiedersehen, Captain Sharpe.«

»Auf Wiedersehen, Marquesa.«

Sie sprach mit dem Kutscher und sah Sharpe wieder an. »Wer weiß, Richard? Vielleicht sehen wir uns eines Tages wieder.«

Die Kutsche fuhr an, und das Letzte, was Sharpe von der Marquesa sah, war ihr goldblondes Haar, als sie sich in den Schatten zurücklehnte. Er dachte daran, dass er kein Andenken an sie hatte, nur die Erinnerung, das schlimmste Souvenir.

Er griff in den Munitionsbeutel und zog die Botschaft hervor, die ihm an diesem Morgen überbracht worden war. Wellington bedankte sich darin. Sharpe nahm an, dass Napoleon Ähnliches an Leroux und die Marquesa geschrieben hätte, hätte Sharpe nicht das Notizbuch nach der Schlacht bei Garcia Hernandez sichergestellt. Nach der Schlacht hatten sie erfahren, dass dies der Name des Ortes beim Hügel und dem Tal war.

Major Hogan war gesprächig beim Mittagessen. Sharpe sollte in Hogans alter Unterkunft bleiben und von der Hauswirtin beköstigt werden. »Sie bleiben und erholen sich, Richard! Befehl des Generals! Wir wollen Sie wieder voll bei Kräften haben.«

»Jawohl, Sir.«

»Forrest wird auf Sie warten, keine Sorge. Ihre Kompanie ist sicher.«

»Irgendwelche Neuigkeiten über einen neuen Colonel?«

Hogan schüttelte den Kopf, rülpste und klopfte sich auf den Bauch. »Noch nicht. Ich nehme an, Lawford würde wieder gern aufsteigen, aber ich weiß es nicht.« Er zuckte mit den Schultern. »Forrest könnte vielleicht der neue Colonel werden. Aber ich weiß nichts Genaues, Richard.« Er tippte mit dem Zeigefinger in Sharpes Seite. »Sie sollten sich in Gedanken mit dieser Aufgabe befassen.«

»Ich? Ich bin Captain.« Sharpe grinste und biss in kalten Rinderbraten.

Hogan schenkte Wein nach. »Denken Sie daran! Zuerst werden Sie Major. Dann Lieutenant-Colonel. Es könnte geschehen, Richard. Es wird ein langer, verdammter Krieg. Wir erfuhren soeben, dass die Amerikaner jetzt beteiligt sind. Nach allem, was wir wissen, sind sie jetzt vielleicht schon in Quebec.« Er trank einen Schluck Wein. »Können Sie es sich erlauben, Major zu sein?«

»Ich?« Sharpe lachte. »Das kostet zweitausendsechshundert Pfund. Wo soll ich so viel Geld auftreiben?«

Hogan lächelte. »Bekommen Sie nicht für gewöhnlich, was Sie wollen, Richard?«

Sharpe zuckte mit den Schultern. »Ich bekomme die Regenbogen, Sir, nie die Töpfe mit Gold.«

Hogan drehte sein Glas in der Hand. »Da ist noch eine andere kleine Sache. Ich habe mit Curtis gesprochen, und

er sagte etwas Sonderbares. Er sagte, dieses Notizbuch war gut versteckt, wirklich gut, und er kann sich nicht vorstellen, wie Leroux es finden konnte.«

»Leroux war ein schlauer Mann, Sir.«

»Ja, vielleicht. Aber Curtis war der festen Überzeugung, dass das Notizbuch zu gut versteckt war. Er sagte, nur Spears wusste, wo es war.« Er blickte Sharpe prüfend an.

»Wirklich, Sir?« Sharpe schenkte Wein nach.

»Kommt Ihnen das nicht merkwürdig vor?«

»Spears ist tot, Sir. Er starb tapfer.«

Hogan nickte. »Ich hörte, seine Leiche wurde weit fort von allen anderen gefunden. Weit fort vom Schlachtfeld. Ist das nicht sonderbar?«

Sharpe schüttelte den Kopf. »Er kann sich noch kriechend vom Schlachtfeld entfernt haben.«

»Ja. Mit einem Loch im Kopf. Ich bin sicher, Sie haben recht, Richard.« Hogan schwenkte den Wein im Glas. Seine Worte klangen immer noch unparteiisch. »Ich frage nur, weil ich dafür verantwortlich bin, herauszufinden, wer der Spion in unserem Hauptquartier war. Ich kann mich unbeliebt machen, nehme ich an, eine Menge Steine umdrehen, aber Sie verstehen mich, Richard, dessen bin ich mir sicher.«

»Es ist nicht nötig, dass Sie sich unbeliebt machen, Sir.«

»Gut. Gut.« Hogan grinste Sharpe an und hob sein Weinglas. »Gut gemacht, Richard.«

»Was, Sir?«

»Schon gut, schon gut.« Hogan prostete ihm trotzdem zu.

Hogan ritt an diesem Nachmittag fort, ostwärts zur Armee, die jetzt gen Madrid marschierte. Harper brach mit ihm auf, ritt eines von Hogans Ersatzpferden, und zum zweiten Mal an diesem Tag war Sharpe auf der römischen Brücke. Er schaute zu Harper auf. »Viel Glück.«

»Sehen wir Sie bald wieder, Sir?«

»Sehr bald.« Sharpe tippte auf seinen Leib. »Es schmerzt kaum noch.«

»Sie müssen vorsichtig sein, Sir. Ich meine, dieser Franzose starb daran.«

Sharpe lachte. »Er war nicht vorsichtig.«

Hogan neigte sich aus dem Sattel und reichte Sharpe die Hand. »Lassen Sie sich Zeit, Richard. Es wird so bald keine andere Schlacht geben.«

»Jawohl, Sir.«

Hogan lächelte ihn an. »Und wie lange wollen Sie noch zwei Säbel tragen? Das sieht ja lächerlich aus!«

Sharpe grinste und band die Scheide mit dem Klingenthal-Säbel vom Gurt los. Er hielt sie Hogan hin. »Wollen Sie ihn?«

»Himmel, nein! Er gehört Ihnen, Richard. Sie haben ihn sich erobert.«

Aber ein Mann braucht nur einen Säbel. Harper musterte Sharpe. Der Ire wusste, wie sehr Sharpe sich den Klingenthal-Säbel gewünscht hatte. Er hatte sogar in der vergangenen Nacht gesehen, dass Sharpe den Säbel in der Hand gehalten und betrachtet hatte. Der Klingenthal war von einem Meister geschmiedet worden, eine Waffe von vollendeter Schönheit. Ihn zu sehen hieß ihn zu fürchten, ihn in der Hand eines Mannes wie Sharpe zu sehen, der damit perfekt umgehen konnte, hieß die Denkweise zu verstehen, aus der heraus er geschaffen worden war. Der Säbel schien in Sharpes Hand nichts zu wiegen, so perfekt ausbalanciert war der Stahl, und Sharpe zog ihn jetzt langsam aus der Scheide, und der Stahl glänzte wie schimmernde Seide in der Sonne.

Der Säbel an seiner Seite, den Harper ihm geschenkt hatte, war primitiv und schlecht ausbalanciert. Er war zu lang für einen Infanteristen, zu klobig, und er war wie

tausend andere in einer schlecht beleuchteten Birminghamer Fabrik angefertigt worden. Im Vergleich zu dem Klingenthal war er ein plumpes, billiges, primitives Ding.

Aber Harper hatte den billigen Säbel als Talisman gegen Sharpes Tod hergerichtet. Freundschaft war in die Klinge übergegangen. Es machte nichts, dass dieser Säbel billig war. Der billige Säbel hatte den teuren Klingenthal besiegt, und die Klinge brachte Glück. Dutzende ähnlicher Säbel waren nach dem Angriff einfach in Garcia Hernandez zurückgelassen worden, nicht wert, dass man sie aufhob, und die Bauern würden sie zu langen Messern umarbeiten. Sharpes Säbel brachte jedoch Glück. Es gab eine Göttin des Soldaten, und ihr Name war Schicksal. Sie liebte den Säbel, den Harper für Sharpe umgearbeitet hatte. Der Klingenthal war befleckt mit dem Blut von Freunden, mit der Qual gefolterter Priester, und der schöne Säbel enthielt kein Glück, sondern das Böse.

Harper schaute zu, als Sharpe ausholte, einen Lidschlag lang zögerte und dann den Säbel warf. Der Klingenthal flog hinauf in den Sonnenschein, drehte sich, und die Klinge blitzte in schneller Folge auf, als der Stahl den Sonnenschein reflektierte. Der Säbel schien eine Sekunde auf dem Gipfel seiner Flugbahn zu verharren, gleißte auf die drei Männer herab, und dann fiel er. Er fiel auf die tiefste Stelle des Rio Tormes, drehte sich immer noch, dann erreichten die Sonnenstrahlen ihn nicht mehr, und der Stahl schimmerte grau, bevor er ins Wasser eintauchte und verschwand.

Harper räusperte sich.

»Sie werden die Fische erschrecken.«

»Das ist dir nie gelungen.«

Harper lachte. »Ich habe einige gefangen.«

Sie verabschiedeten sich noch einmal. Hufschlag trommelte über die Brücke davon, und Sharpe ging langsam zurück zur Stadt. Er wollte keinen langen Urlaub haben. Er wünschte sich, wieder beim South Essex Bataillon zu sein, in der Schützenlinie, wo er hingehörte, aber er würde eine Woche warten, gut essen und sich erholen, wie man es ihm befohlen hatte.

Er stieß die Tür zum kleinen Hof des Hauses auf, das seine neue Adresse war, eingetragen beim Bürgermeister, und verharrte überrascht.

Sie schaute auf. »Ich dachte, du wärst tot.«

»Ich dachte, du wärst verschollen.« Er hatte recht gehabt. Die Erinnerung war das schlimmste Souvenir. Die Erinnerung hatte ihm gesagt, dass Teresa langes schwarzes Haar, ein falkenartiges Gesicht und einen Körper hatte, der schlank und muskulös von vielen Ritten durch das hohe Hügelland an der Grenze war. Die Erinnerung vergaß den Ausdruck eines Gesichts, das Wesen einer Person.

Teresa setzte die Katze auf dem Boden ab, lächelte ihren Mann an und ging zu ihm. »Es tut mir leid. Ich war weit im Norden. Was ist geschehen?«

»Ich erzähle es dir später.« Er küsste sie, hielt sie fest in den Armen und küsste sie abermals. In ihm waren Schuldgefühle.

Sie sah verwirrt zu ihm auf. »Ist alles in Ordnung mit dir?«

»Ja.« Er lächelte. »Wo ist Antonia?«

»Drinnen.« Sie nickte zur Küche hin, wo Hogans »mütterliche gute Seele« ein Liedchen sang. Teresa zuckte mit den Schultern. »Ich hätte sie wohl nicht mitbringen sollen, aber ich dachte, sie sollte nahe beim Grab ihres Vaters sein.«

»Noch nicht.« Sie lachten beide, weil sie verlegen waren.

Die Säbelscheide schabte über eine kleine Wölbung des Bodens. Sharpe schnallte sie ab und legte sie mit dem

Säbel auf den Tisch. Dann nahm er Teresa wieder in die Arme. »Es tut mir leid.«

»Was?«

»Dass ich dir Sorgen gemacht habe.«

»Dachtest du, unsere Ehe würde ruhig und sorgenfrei sein?« Teresa lächelte.

»Nein.« Er küsste sie wieder. Diesmal ließ er seiner Erleichterung freien Lauf, und Teresa presste ihn so fest an sich, dass seine Wunde schmerzte, aber das machte nichts. Nur die Liebe zählte, aber das war so schwer zu lernen, und er küsste sie abermals, und wieder zog sie sich zurück.

Sie lächelte ihn glücklich an. »Hallo, Richard.«

»Hallo, Frau.«

»Es freut mich, dass du nicht tot bist.«

»Mich auch.«

Sie lachte und blickte dann auf den Säbel. »Neu?«

»Ja.«

»Was passierte mit dem alten?«

»Der ging kaputt.« Es machte nichts aus. Von jetzt an würde er diesen alten Säbel mit der klotzigen Scheide tragen, die Waffe des Schicksals – Sharpes Säbel.

HISTORISCHE ANMERKUNG

Es mag eigensinnig und sogar übertrieben von mir wirken, noch mehr irische Charaktere in Sharpes Abenteuern vorzustellen, doch Patrick Curtis und Michael Connelley gab es tatsächlich, und in *Sharpes Degen* spielen sie die Rollen, die sie 1812 innehatten. Der Reverend Dr. Patrick Curtis, den Spaniern als Don Patricio Cortes bekannt, war Rektor der Irischen Schule und Professor der Naturgeschichte und Astronomie an der Universität Salamanca. Er war ebenfalls, mit 72 Jahren, der Chef eines Spionagenetzes, das sich über das von Frankreich besetzte Spanien und bis weit nördlich der Pyrenäen spannte. Die Franzosen ahnten seine Existenz, wollten ihn vernichten, doch sie fanden seine Identität erst nach der Schlacht von Salamanca heraus. Wie es in modernen Spionageromanen heißt, war Curtis »enttarnt«, und als die Franzosen für kurze Zeit wieder in der Stadt auftauchten, war Curtis gezwungen, in britischen Schutz zu flüchten. Im Jahr 1819, als die Kriege vorüber waren, erhielt er eine Pension von der britischen Regierung. Er verließ schließlich Spanien und wurde Erzbischof von Armagh und Primas von Irland. Er starb im hohen Alter von 92 Jahren in Drogheda.

Erzbischof Curtis starb an der Cholera, Sergeant Michael Connelley vom Lazarett in Salamanca starb kurz nach der Schlacht an Alkoholvergiftung. Ich habe keine Beweise, dass Connelley vor der Schlacht in dem Lazarett war, das provisorisch in der Irischen Schule eingerichtet worden war. Ich bezweifle es eher, aber er war mit Sicherheit dort nach den Ereignissen des 22. Juli 1812. Ich habe die Erinnerung an ihn verfälscht, indem ich ihm die Verantwortung über den Todeskeller übertrug. In

Wirklichkeit war der Sergeant für das gesamte Lazarett zuständig. Schütze Costello, der bei Salamanca verwundet wurde, schrieb über Connelley in seinen Memoiren, und ich habe meine Beschreibung schamlos seinem Buch entnommen. Connelley war tatsächlich aufmerksam zu den Verwundeten. Er trank laut Costello »wie ein Wal«, doch seine hauptsächliche charakteristische Eigenart bestand in seiner Sorge, dass die Briten angesichts der französischen Verwundeten tapfer starben. Costello zitiert ihn: »Gütiger Gott! Was wollt ihr mehr? Ihr wollt in einem Leichentuch und Sarg beerdigt werden, nicht wahr? Sterbt um Gottes willen als tapfere Männer vor diesen Franzosen.«

Sergeant Connelley war enorm beliebt. Zur Beerdigung des Herzogs, sagt Costello, wären nicht mehr Trauergäste gegangen als zu Connelleys Begräbnis. Einer der Sargträger, ein Bauchredner, klopfte an den Sarg und imitierte Connelleys Stimme. »Lass mich raus, lasst mich raus! O gütiger Gott, ich bekomme keine Luft mehr!« Der Leichenzug stoppte, mit Bajonetten wurde der Sargdeckel aufgestemmt, und im Sarg lag der immer noch tote Sergeant Connelley. Den Zwischenfall hielt man für äußerst lustig, für einen geschmackvollen Scherz, und er ist auch nicht untypisch für Wellingtons Männer.

Colquhoun Grant, der Erkundungsoffizier, existierte ebenfalls tatsächlich. Er wurde kurz vor der Schlacht bei Salamanca gefangen genommen. Er entkam aus der Gefangenschaft in Frankreich und verbrachte einige erstaunliche Wochen in Freiheit in den Straßen und Salons von Paris. Er trug weiterhin die volle britische Uniform, und wenn man ihn zur Rede stellte, behauptete er, es wäre die Uniform der amerikanischen Armee. Seine Geschichte, unglaublicher als ein erfundener Roman, steht in Jack Haswells »The First Respectable Spy«, Hamish Hamilton, 1969.

Die Franzosen benutzten Codeworte, und Captain Scovell, der in Kapitel 4 erwähnt wird, war der Mann, der die Botschaften des Feindes entschlüsselte.

Salamanca ist immer noch eine der schönsten Städte der Welt. Die Plaza ist fast unverändert, seit die Sechste Division dort am 17. Juni 1812 paradierte (die Stierkämpfe finden jetzt jedoch in einer modernen Arena statt). Der große Platz ist einfach prächtig. Das Gebiet, das die Franzosen um ihre drei Festungen eingeebnet hatten, um freies Schussfeld zu haben, ist neu bebaut worden, leider hässlich, aber es ist genug von der alten Stadt übrig geblieben, und ein Besuch lohnt sich. Die römische Brücke ist jetzt nur für Fußgänger zugelassen. Die Zinnen und die kleine Festung wurden in der Mitte des 19. Jahrhunderts entfernt, und die Brücke wurde zu ihrem ursprünglichen Aussehen restauriert, doch der steinerne Stier ist noch dort über dem elften Bogen. Er markiert die Stelle, wo die Brücke bei der Überschwemmung von 1626 brach. Nur die fünfzehn Bogen zur Stadt hin sind römischen Ursprungs, die anderen sind Rekonstruktionen aus dem 17. Jahrhundert. Die Irische Schule ist unverändert seit 1812 und den Tagen, als sie als Lazarett diente.

Das Schlachtfeld ist eine besondere Sehenswürdigkeit, deren Besuch sich lohnt, denn die Stätte hat sich seit dem 22. Juli 1812 kaum verändert. Einige Bäume sind seither verschwunden, und eine Eisenbahnlinie führt jetzt zwischen den beiden Arapiles hindurch in das kleine Tal, in dem die Sechste Division Clausels Gegenangriff stoppte. Südlich der Arapiles gibt es eine Hand voll moderner Gebäude, aber sie verderben nicht das Bild. Das Schlachtfeld ist über die Straße zu erreichen, die südwärts aus der Stadt führt, die N 630 nach Caceres, und das Dorf Arapiles wird links durch Schilder angekündigt. Die Nebenstraße zum Dorf markiert grob die linke Grenze des Vormarschs der Dritten Division, und die Schwere

Kavallerie muss ungefähr dort angegriffen haben, wo das Schild an der Hauptstraße auf das Dorf hinweist. Es lohnt sich, die Schlacht anhand guter Landkarten zu rekonstruieren. Ich habe die Geschichte der Schlacht ein wenig vereinfacht und mich auf die Ereignisse um die Arapiles konzentriert. Jeder, der genug interessiert ist, um die Stätte zu besuchen, sollte einen der vielen hervorragenden Berichte lesen, die als Sachbücher zu erhalten sind. Wenn man erst bei den Arapiles ist, kann man das Gelände dank der Hügel deutlich wiedererkennen, und es gibt einen Gedenk-Obelisken, jetzt sehr verwittert, auf der Kuppe des größeren Arapile. Wer zu dem Denkmal hinaufsteigt, staunt über die Leistung der portugiesischen Soldaten, die den gleichen Aufstieg in voller Ausrüstung gegen eine Verteidigungslinie unternahmen. Sie hatten wirklich eine hoffnungslose Mission.

Ich bin über eine Woche lang über das Schlachtfeld gewandert, und ich erhielt, wie immer, viel Hilfe von den Einheimischen.

Die Schlacht von Salamanca war ein großer Sieg. Wellington hatte fast 5000 Verluste (1000 Mann fielen sofort auf dem Schlachtfeld, und keiner weiß, wie viele später an den Verwundungen starben). Marmont, der Napoleons Zorn fürchtete, versuchte seine Verluste zu verschleiern. Er nannte dem Kaiser den Verlust von etwa 6000 Mann. In Wirklichkeit verlor er 14 000 Mann, eine Adler-Standarte, sechs andere Standarten und zwanzig Geschütze. Es war eine vernichtende Niederlage, die der Welt vor Augen hielt, dass eine französische Armee völlig geschlagen werden konnte. Sie vertrieb die Franzosen aus dem westlichen Spanien, und die Niederlage wäre noch vernichtender gewesen, wenn die spanische Garnison in Alba de Tormes die Befehle befolgt hätte und bei ihren Geschützen geblieben wäre. Wegen ihrer Abtrünnigkeit konnten Marmonts verbliebene 34 000 Soldaten

entkommen, aber sie führte auch zu dem sonderbaren und »unmöglichen« Sieg bei Garcia Hernandez. Die Deutschen verloren bei dem Angriff 127 Mann. Die Franzosen verloren einschließlich eines ganzen Bataillons, das gefangen genommen wurde, 1100 bis 2400 Mann. Das erste Karree brach fast genauso zusammen, wie es in diesem Roman geschildert ist.

Um Garcia Hernandez zu finden, muss man der Straße folgen, die von Salamanca nach Alba de Tormes führt. Sie ist gut ausgeschildert, weil Alba de Tormes (dank St. Teresa von Avila) immer noch ein viel besuchter Wallfahrtsort ist. Durchqueren Sie die Stadt und folgen Sie den Schildern nach Penaranda. Das Dorf ist ungefähr sieben Kilometer von Alba de Tormes entfernt. Heute heißt es »Garcihernandez«, und die Straße führt daran vorbei, aber wenn man nach links zum Dorf abbiegt und die einzige Brücke überquert, führt der Weg (für Autos passierbar) in den Windschatten des Hügels, wo die Deutsche Legion des Königs ihren großartigen, ungewöhnlichen Angriff machte.

Ich schulde Thomas Logio großen Dank, einem Arzt und Freund, der mir eine »passende« Verwundung für Richard Sharpe lieferte. Er rettete mich aus meiner medizinischen Unwissenheit, doch ich befürchte, es ist ihm peinlich, dass ich seine Informationen ein wenig beschönigt habe. Dafür bitte ich um Verzeihung. Was immer an Sharpes Verwundung, Behandlung und Genesung genau stimmt, ist auf Dr. Logio zurückzuführen.

Der Rest ist Erfindung. Es gab weder Leroux noch Lord Spears, keinen Codenamen »El Mirador« und – leider – nicht einmal eine Marquesa de Casares el Grande y Melida Sadaba. Sharpe und Harper sind nur Abbilder der wahren Männer, die marschierten und marschierten und schließlich an diesem glühend heißen Julitag im Tal bei den Arapiles kämpften.

Es war ein großer Sieg, und die Überlebenden müssen erleichtert, aber zugleich besorgt gewesen sein, denn sie wussten, dass der Krieg, der sich 1812 auf der Welt ausbreitete, noch viele solcher »großen« Siege brauchen würde, wenn er jemals enden sollte.

Sharpe und Harper werden weiterhin marschieren.